





Athenaeum.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.



Zweiten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1799.
bei Heinrich Frölich.

Inhalt.

I. Ueber die Philosophie.

An Dorothea.

Was ich Dir von Spinosa erzählte, hast Du nicht ohne Religion angehört; Hemsterhuys hat Dir viel Freude gemacht; und sogar die Uebersetzungen haben Dich vom Plato nicht abschrecken können, den Du wahrscheinlich etwas anbeten würdest, wenn Du ihn ganz kenntest. Auch bist Du gesonnen, „Dich nicht bloß mit Deiner Naturphilosophie zu begnügen, sondern Du willst, so der heilige Geist Dir beysteht, es zu ganz etwas Ordentlichem bringen.“

Ich freue mich, daß es Dir so Ernst ist. Wie sollte es auch anders seyn? Eitle Neugier ist Dein Hang zur Philosophie gewiß nicht: denn wer das Rechte weiß, weil er es besitzt in seinem Innern, der hascht nicht bloß nach diesem und jenem, dem ists nicht bloß darum zu thun, nur allerley zu wissen, was die Mode eben stempelt oder die Laune wählt. Warum solltest Du Dich also nicht diesem Hange überlassen?

Die Furcht vor dem, was die sogenannte Welt dazu sagen möchte, wird Dich schwerlich davon abhalten können. Denn Du weißt es zu gut, wie leicht es ist, unbemerkt und ungestört in ihr vortrefflich zu seyn, und Du würdest es im Nothfalle nicht scheuen, Dich ihr mit einfacher Freymüthigkeit zu zeigen, wie Du bist. Auch hoffe ich mit Zuversicht, daß Du nicht von dem Gedanken angesteckt seyst, welcher so mancher zierlichen Frau eine geheime Scheu vor Wissenschaften und selbst vor Künsten und vor allem einflößt, was nur jemals die Gelehrsamkeit berührt hat. Ich meyne die Besorgniß, durch diesen Gewinn von geistiger Ausbildung an der sittlichen Unschuld und besonders an der Weiblichkeit Schaden zu leiden; als wenn eben das, was ganze Nationen wie man sagt weibisch macht, die Weiber zu männlich machen könnte. Eine Besorgniß, die mir eben so ungegründet als unmännlich zu seyn scheint! Denn wo einmal Weiblichkeit vorhanden ist, giebts wohl keinen Augenblick, in dem sie nicht die Besitzerin an ihr Daseyn erinnerte. Besonders wenn man ein ganzes ungetheiltes Daseyn gewohnt ist wie Du.

Ich erinnere mich eben sehr lebhaft an meine dreiste Behauptung, daß Philosophie den Frauen unentbehrlich sey, weil es für sie keine andere Tugend gebe, als Religion, zu der sie nur durch Philosophie gelangen könnten. Ich versprach Dir damals, diesen Gedanken, wie mans nennt, zu beweisen, oder etwas vollständiger auszuführen, als es im Gespräche geschehen kann. Ich

komme nun mein Versprechen zu halten; nicht eben um mich als einen Mann von Worte zu zeigen, sondern einzig und allein weil ich Lust dazu habe, wäre es auch nur um eine so entschiedne Verächterin alles Schreibens und Buchstabenwesens mit meiner Liebhaberey für diese Dinge zu necken. Dir wäre ein Gespräch vielleicht lieber. Aber ich bin nun einmal ganz und gar ein Autor. Die Schrift hat für mich ich weiß nicht welchen geheimen Zauber vielleicht durch die Dämmerung von Ewigkeit, welche sie umschwebt. Ja ich gestehe Dir, ich wundre mich, welche geheime Kraft in diesen todten Zügen verborgen liegt; wie die einfachsten Ausdrücke, die nichts weiter als wahr und genau scheinen, so bedeutend seyn können, daß sie wie aus hellen Augen blicken, oder so sprechend wie kunstlose Accente aus der tiefsten Seele. Man glaubt zu hören, was man nur lieset, und doch kann ein Vorleser bey diesen eigentlich schönen Stellen nichts thun, als sich bestreben, sie nicht zu verderben. Die stillen Züge scheinen mir eine schicklichere Hülle für diese tiefsten unmittelbarsten Aeußerungen des Geistes als das Geräusch der Lippen. Fast möchte ich in der etwas mystischen Sprache unsers H. sagen: Leben sey Schreiben; die einzige Bestimmung des Menschen sey, die Gedanken der Gottheit mit dem Griffel des bildenden Geistes in die Tafeln der Natur zu graben. Doch was Dich betrifft, so denke ich, daß Du Deinem Antheile an dieser Bestimmung des menschlichen Geschlechts vollkommen Genüge leisten wirst, wenn Du so viel wie bisher singst, äußerlich und innerlich, im ge-

wöhnlichen und im symbolischen Sinne, weniger schweigst, und dann und wann auch in göttlichen Schriften mit Andacht liesest, nicht bloß andere für Dich lesen und Dir erzählen läßt. Besonders aber mußt Du die Worte heiliger halten als bisher. Sonst stünde es schlimm um mich. Denn freylich kann ich Dir nichts geben, und muß mir ausdrücklich bedingen, daß Du nicht mehr von mir erwartest als Worte, Ausdrücke für das was Du längst fühltest und wußtest, nur nicht so klar und geordnet. Vielleicht thätest Du gut, von der Philosophie selbst auch nicht mehr zu erwarten als eine Stimme, Sprache und Grammatik für den Instinct der Göttlichkeit, der ihr Keim und wenn man auf das Wesentliche sieht, sie selbst ist.

Sey es eine Einrichtung der Natur, oder eine Künsteley der Menschen; genung, es ist nun einmal so: das Weib ist ein häusliches Wesen. Du wunderst Dich gewiß, daß auch ich in den allgemeinen Choral jener Häuslichkeit einstimme, die in unsern Büchern immer häufiger wird, je seltner man sie in den Familien antrifft. Du wirst denken, das sey einmal wieder eine von den Paradoxien, die des Seltsamen überdrüssig endlich zu der gröbsten Gemeinheit und nächsten Plattheit zurückzukehren pflegen. Du hättest vollkommen Recht, wenn ich von der Bestimmung der Frauen redete. Diese halte ich aber der Häuslichkeit grade entgegengesetzt; wenn Du unter Bestimmung mit mir den Weg verstehen willst, nicht den wir von selbst gehen oder gehen möchten, sondern den, auf wel-

chen die Stimme des Gottes in uns deutet. Nicht die Bestimmung der Frauen sondern ihre Natur und Lage ist häuslich. Und ich halte es für eine mehr nützliche als erfreuliche Wahrheit, daß auch die beste Ehe, die Mütterlichkeit selbst und die Familie sie gar leicht so sehr mit dem Bedürfnisse, der Oekonomie und der Erde verstricken und herabziehen kann, daß sie ihres göttlichen Ursprunges und Ebenbildes nicht mehr eingedenk bleiben. Ja oft werden sie sich desselben gar nicht einmal bewußt; auch solche, die wohl alle inneren Gaben und äußeren Mittel dazu hätten. Wir sehen es ja täglich, wie selten ein weibliches Wesen es wagt, auch nur den Kopf aus dem großen Weltmeere der Vorurtheile und der Gemeinheit in die Höhe zu richten. Geschieht es ja, so ist es meistens nur während sie stärker und eigener lieben, als die Mode es gut heißt, oder die häusliche Moral. War der Gegenstand schlechter als sein Eindruck, so resigniren sie sich gleich wieder nach dem Verluste des Glücks und der Tugend und tauchen unter in das alte Element. Wahrhaftig! man muß schon recht stark im Glauben seyn, um eine moralische Anadyomene — eine Frau, die gleich jener Göttin der Fabel, aber göttlicher und für den Geist schöner wie sie, mit ihrem ganzen Wesen und ihrer ganzen Gestalt aus jenem Oceane emporstiege — nur nicht gar für ein bloßes Mährchen zu halten.

„Aber, wirst Du sagen, ist es denn mit den Männern anders?“ — Allerdings ist es das. Wenn Du auch die ganze im Verhältnisse mit der Anzahl derer, die überhaupt gebildet sind und seyn können, sehr

ansehnliche Menge derer nicht in Anschlag bringen willst, deren eigentliches Geschäft es ist, sich auf der Himmelsleiter der Kunst oder der Wissenschaft zur Unsterblichkeit zu erheben. Ja, nimm an, daß ein Mann, der nur für den Staat oder für seinen Stand lebt, und von Künsten und Wissenschatten nichts oder wenig weiß, auch ohne Religion sey, ohne eine ursprüngliche eigene und reichliche Quelle reiner Begeisterung in seinem Innern: so kann ihm doch die Liebe der Freyheit, besonders aber das Gefühl der Ehre und der Pflichten seines Standes eine Art von Religion seyn, und einigen Ersatz geben, sein kaltes Gemüth spärlich erwärmen, daß wenigstens ein Funken vom ewigen Feuer des Prometheus unter der Asche verborgen bleibe, zur Erinnerung oder zur Hoffnung besserer Zeiten. Auch stehen die männlichen Gewerbe der höhern Stände doch schon in etwas näherm Umgange mit Wissenschaften und Künsten, und also mit den Göttern und der Unsterblichkeit, wie die Verwaltung des Hauses. Ja, wenn auch das wegfällt, wenn der Mann nichts vermag und nichts will, als mit ganzem Ernste das Nützliche befördern, so ist doch dieses Nützliche von mehr Umfang und Größe, und erweitert allmählich selbst den beschränkten Geist, und mit der freyeren Aussicht erhebt sich der Gedanke, zu einer höhern Stufe fortzuschreiten. Die Lebensart der Frauen hat die Neigung, sie immer enger und enger zu beschränken, und ihren Geist noch vor seinem seeligen Ende in den mütterlichen Schooß der Erde zu begraben. Vornehm oder bürgerlich macht hier keinen Un=

terschied. Denn das Leben nach der Mode ist noch Lebensärmer und treibt den Geist noch mehr ab, als das häusliche Treiben selbst; ein bunter, dürrer Sand, noch schlechter als jene dunkle Erde.

Eben darum sollten die Frauen mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe nach dem Unendlichen und Heiligen streben, nichts so sorgfältig ausbilden, als den Sinn und die Fähigkeit dafür; und mit keiner Liebhaberey sollte es ihnen so Ernst seyn wie mit der Religion. Du siehst, ich halte es mit dem antiken Onkel im Wilhelm Meister, der da glaubt, das Gleichgewicht im menschlichen Leben könne nur durch Gegensätze erhalten werden. Doch nicht so streng wie der alte Italiäner, welcher den stillen, gefühlvollen Jüngeling zum Soldaten, den raschen, feurigen hingegen zum Religiösen erziehen will. Dieß letzte mißbillige ich indessen nur darum, weil ich alle sittliche Erziehung für ganz thöricht und ganz unerlaubt halte. Es kömmt nichts dabey heraus, bey diesen vorwitzigen Experimenten, als daß man den Menschen verkünstelt und sich an seinem Heiligsten vergreift, an seiner Individualität. Man kann und soll nicht mehr als den Zögling rechtlich und nützlich ziehen. Alles übrige muß von den frühesten Zeiten an ganz allein ihm selbst überlassen bleiben, was und wie er will, auf seine eigne Gefahr. Und ich denke, wenn man jemand zum guten Bürger bildet, und ihn nach der Beschaffenheit seiner Umstände allerley tüchtige Gewerbe lehrt, übrigens aber der Entwickelung seiner Natur den freyesten möglichen Spielraum läßt: so hat man weit mehr gethan

als bey den besten geschieht und alles was zu geschehen braucht. Wenn man aber jemand zum Menschen bilden will, das kömmt mir grade so vor, als wenn einer sagte, er gebe Stunden in der Gottähnlichkeit. Die Menschheit läßt sich nicht inoculiren, und die Tugend läßt sich nicht lehren und lernen, außer durch Freundschaft und Liebe mit tüchtigen und wahren Menschen und durch Umgang mit uns selbst, mit den Göttern in uns.

Der eigne Sinn, die eigne Kraft und der eigne Wille eines Menschen ist das Menschlichste, das Ursprünglichste, das Heiligste in ihm. Ob er zu dieser oder jener Gattung gehöre, das ist unbedeutender und zufälliger; die Geschlechtsverschiedenheit ist nur eine Aeußerlichkeit des menschlichen Daseyns und am Ende doch nichts weiter als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man freylich nicht willkührlich vertilgen oder verkehren, aber allerdings der Vernunft unterordnen, und nach ihren höhern Gesetzen bilden darf. In der That sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimisch ist und doch nur ein harmonisches Ganzes seyn kann, welches keine Absonderung leidet. Die Welt scheint über diesen Punct in der That nicht anders zu denken wie die schlecht verheyrathete Sophie in den Mitschuldigen, welche sagt: „Es ist ein schlechter Mensch, allein es ist ein Mann.“ Nach eben demselben Maßstabe urtheilt man über den Werth der

Männer und der Frauen. Kein Wunder, da die Menschen in keiner Profession noch so weit zurück sind als in der der Humanität. Mir scheint ein so unmenschliches Lob des Mannes und des Weibes nicht anders zu seyn, als wenn man jemand rühmen wollte: Er sey ein schlechter Mensch, aber ein vortrefflicher Schneider; welches denn allerdings für den, der eben einen Schneider brauchte, noch eine recht gute Empfehlung seyn würde. Doch die Welt, und wer ihr nachspricht, wird darin wohl bey ihrem Glauben bleiben, aber ich gewiß auch bey dem meinigen: Nur sanfte Männlichkeit, nur selbstständige Weiblichkeit sey die rechte, die wahre und schöne. Ist dem so, so muß man den Charakter des Geschlechts, welches doch nur eine angeborne, natürliche Profession ist, keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen, damit die Eigenheit einen wo möglich unbeschränkten Raum finde, um sich nach Lust und Liebe in dem ganzen Bezirke der Menschheit frey zu bewegen.

So wenig ich aber der Natur Sitz und Stimme im gesetzgebenden Rathe der Vernunft erlauben kann, so denke ich doch, daß es keine Wahrheit geben kann, die sie nicht in ihren schönen Hieroglyphen angedeutet hätte, und ich glaube allerdings, es ist die Natur selbst, welche die Frauen mit Häuslichkeit umgiebt, und zur Religion führt. Ich finde das alles schon in der Organisazion. Fürchte nicht, daß ich Dir mit Anatomie kommen werde. Ich überlasse es einem künftigen Fontenelle oder Algarotti unsrer Nation,

das sonderbare Geheimniß des Geschlechtsunterschiedes mit Anstand und Eleganz für Damen darzustellen und zu enträthseln. Es bedarf gar nicht so vieler Umstände, um zu finden, daß die weibliche Organisation ganz auf den einen schönen Zweck der Mütterlichkeit gerichtet ist. Und eben darum müßt ihr es den Priestern der bildenden Kunst verzeihen, wenn viele derselben der männlichen Gestalt den Preis der Schönheit zusprechen, obgleich die himmlische Einfachheit der Umrisse ein Vorzug der weiblichen ist. „Aber wie, wirst Du sagen, kann denn das gefräßige Geschlecht sich nicht an dem Farbenspiele und dem Dufte einer Blume ergötzen, ohne gleich an die Frucht zu denken, die in ihrem Kelche reifen soll?“ — Ach! liebe Freundin, es sind nicht die Männer, die ihr hier gegen Euch habt, auch nicht einmal die Künstler. Ihr mögt es mit der Poesie, und mit der Kunst selbst ausmachen, wenn sie so gar den Schein des Nützlichen hassen und verfolgen, und das Selbstständige, Insichvollendete so lieben, und den Egoismus in Schutz nehmen. Freylich erscheinen auch in der männlichen Gestalt Zwecke, und zwar gemeinere. Aber eben weil es mehrere sind, weil sie nicht ausschließend auf diesen, oder jenen Zweck gerichtet ist, entsteht aus dieser Unbestimmtheit ein gewisser göttlicher Schein von Unendlichkeit. Ist aber die männliche Gestalt reicher, selbstständiger, künstlicher und erhabener, so möchte ich die weibliche Gestalt menschlicher finden. In dem schönsten Manne ist die Göttlichkeit und Thierheit weit abgesonderter. In der weiblichen Gestalt ist beydes ganz verschmolzen,

wie in der Menschheit selbst. Und darum finde ich's auch sehr wahr, daß die Schönheit des Weibes eigentlich nur die höchste seyn kann: denn das Menschliche ist überall das Höchste, und höher als das Göttliche. Dies hat vielleicht einige Theoretiker der Weiblichkeit veranlaßt, ausdruckslose Schönheit als die wesentlichste Pflicht vom weiblichen Körper zu fordern und zur Erfüllung derselben nachdrücklich zu ermahnen.

Nächst der Mütterlichkeit scheint mir keine Eigenschaft der weiblichen Organisation so ursprünglich und wesentlich, wie die zartere weibliche Sympathie. Bey dem Anblicke des vollkommenen Mannes würde gleich jeder sagen: „dieser ist bestimmt die Erde zu bilden, und die Welt den Befehlen der Gottheit zu unterwerfen.“ Bey der ersten Ansicht eines schönen Weibes würde man denken: „In diesem Gefäße soll die oft zu ungestüme Musik dieses raschen reichen Lebens sanfter und schöner nachklingen, so wie die Blume was sie aus dem umgebenden Gemische einsaugt, in harmonische Farben zersetzt, und in wollüstigem Dufte zurück giebt.“ Und ist nicht diese Innerlichkeit, diese stille Regsamkeit alles Dichtens und Trachtens die wesentliche Anlage zur Religion, oder vielmehr sie selbst? Freylich, wenn man Seele und Leib für ursprünglich und ewig verschieden hält, und denn doch jene Sympathie und ihre sinnliche Aeußerung als die wahre Tugend vergöttert; das ist nur ein Thierdienst in feinerer Gestalt. Aber wer heißt auch so thörigt unterscheiden und die ewige Harmonie des Universums kindisch zerreißen und zerspalten wollen?

Ich brauche das Wort Religion ohne Scheu, weil ich kein anderes weiß und habe. Du wirst und Du kannst das Wort nicht mißverstehen, da Du die Sache selbst hast, und den äußern Tand, den man wohl auch so nennt, aber lieber anders nennen sollte, so gar nicht hast. Jedes Gefühl wird Dir nicht zur lauten Vergötterung, aber zur stillen Anbetung; darum erscheinst Du der Menge, wo Dein Gefühl einmal zufällig hervorbricht oder durchschimmert, seltsam, hart, oder thöricht. Und jene Gedanken der Liebe, die sich aus Funken vom Witze der Begeistrung im Schooße der ewigen Sehnsucht erzeugen, sind sie nicht lebendiger und wirklicher für Dich, als das gleichgültige Ding, was andre vorzugsweise Wirklichkeit nennen wollen, weil der Klumpen so breit und roh da liegt? Uebrigens sucht auch die Religion, nämlich die ursprüngliche innerliche, die Einsamkeit, wie die Liebe; auch sie verachtet allen Schmuck und Schimmer, und auch von ihr muß es heißen: Verliebten gnügt zu der geheimen Weihe das Licht der eignen Schönheit. Wie dürfte man Dir also die Religion bloß darum absprechen wollen, weil es Dir vielleicht an einer Antwort fehlen könnte, wenn man Dich fragte, ob Du an Gott glaubst, und weil die Untersuchung, ob es Einen Gott gebe, oder drey, oder so viel Du willst, für Dich nichts mehr als ein ziemlich uninteressantes Gedankenspiel seyn würde. Mir ist es freylich interessant genug, auch als bloßes Gedankenspiel, und wenn eben der dritte Mann fehlt, setze ich mich recht gern an den philosophischen L'hombretisch

theologischer Geheimnisse und Streitfragen; immer lieber als an einen buchstäblichen. Ja ich liebe die Virtuosität jeder Art so sehr, daß sie mir auch in der Schwärmerey gefallen könnte. Daß Dir hingegen die Schwärmerey nicht so wohl lächerlich als unleidlich ist, verstehe ich sehr gut, und wünschte es nicht anders. Es ist ein Gefühl, als würde das Rechte dadurch compromittirt und beynahe entweiht, weil es mit darunter ist, und doch in solcher Gestalt, daß das Ganze lächerlich zu seyn verdient. Den Aberglauben vollends, wie alles was gemein ist, verachtest du noch über die Verachtung hinaus; das gewöhnliche Treiben der Menge ist Dir so vollkommen gleichgültig, daß Du Dich auch an diese Deine Gleichgültigkeit nur selten erinnerst; es ist kaum noch vorhanden für Dich. Ich kann das auch nicht mißbilligen, da es ja gar nicht Dein Beruf ist, Dich um die Welt zu bekümmern. Selig, wer sich nicht in das Gewühl zu mischen braucht, und in der Stille auf die Gesänge seines Geistes horchen darf! Ich lebe wenigstens als Autor in der Welt, und so könnte ich wohl mit dem strengsten Ernste darüber nachdenken, was auch in dieser Rücksicht für das Volk das heilsamste sey, und was von den Priestern und den Regenten zu wünschen wäre. Vor allen Dingen aber kann es mich reizen, den Geist der Zeitalter und der Nazionen, auch in der Religion zu erspähen und zu errathen. Dir werde ich's aber gewiß nicht zumuthen, Dich auch mit der äußern Geschichte der Menschen so sehr zu befassen. Genug wenn Du nur die innre Geschichte der Menschheit in Dir

selbst immer klarer anschaust. Obgleich mir aber auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarsten, größesten Phänomene zu seyn scheint, so kann ich doch im strengen Sinne nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt, und dichtet, und lebt, wenn man voll von Gott ist; wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Seyn ausgegossen ist; wenn man nichts mehr um der Pflicht, sondern alles aus Liebe thut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich Gott in uns.

Es ist mir, als ob ich Dich bey diesem Stücke Religion denken hörte: „Wenn es also nur auf die Andacht und auf die Anbetung des Göttlichen ankommt; wenn das Menschliche überall das Höchste ist; wenn der Mann von Natur der erhabnere Mensch ist: so wäre es ja der rechte, und wohl der nächste Weg den Geliebten anzubeten, und so die menschenvergötternde Religion der menschlichen Griechen zu modernisiren?" — Ich werde gewiß der letzte seyn, der Dir diesen Weg abräth oder verleidet, wenn der Mann, den Du meinst, anders der ursprünglichen Natur des Mannes getreu, und von erhabnem Sinne ist. Ich wenigstens könnte nicht lieben, ohne auf die Gefahr der Chevalerie etwas anzubeten; und ich weiß nicht, ob ich das Universum von ganzer Seele anbeten könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte. Aber freylich das Universum ist und bleibt meine Losung. — Liebst Du wohl, wenn Du nicht die Welt in dem Geliebten findest? Um sie in ihm finden, und in ihn hin-

ein legen zu können, muß man sie schon besitzen, sie lieben, oder wenigstens Anlagen, Sinn und Liebesfähigkeit für sie haben. Daß diese Kräfte cultivirt werden können, daß der Blick vom Auge unsers Geistes immer weiter, fester und klarer werden soll, und unser inneres Ohr empfänglicher für die Musik aller Sphären der allgemeinen Bildung; daß die Religion in diesem Sinne sich also lehren und lernen, obgleich nie erschöpfen lasse, leuchtet von selbst ein. Aber freilich sind Freundschaft und Liebe die Organe alles sittlichen Unterrichts auch bey diesen Zweigen desselben unentbehrlich. Und gewiß werden zwey Liebende, wenn der Mann die Geliebte über den gewöhnlichen Dienst kleiner Hausgötter ins freye Ganze hinaus zu führen strebt, oder ihr die zwölf großen Götter in Gestalt bekannter Laren zugesellt; und wenn sie gleich einer Priesterin der Vesta über das heilige Feuer auf dem reinen Altare in seiner Brust wacht, beyde zusammen schnellere und weitere Fortschritte spüren, als wenn jeder für sich allein mit heißem Bemühen nach Religion gestrebt hätte.

Der Gedanke des Universums und seiner Harmonie ist mir Eins und Alles; in diesen Keime sehe ich eine Unendlichkeit guter Gedanken, welche ans Licht zu bringen und auszubilden ich als die eigentliche Bestimmung meines Lebens fühle. Thöricht und beschränkt wäre es, zu wünschen, oder gar zu verlangen, dieser eine Gedanke sollte der Mittelpunkt aller Geister seyn. Doch däucht mir, ist ein gewisser gesetzlich organisirter Wechsel zwischen Individualität und Uni=

versalität der eigentliche Pulsschlag des höheren Lebens, und die erste Bedingung der sittlichen Gesundheit. Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt: je mehr man von der Organisazion des Universums versteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand. Ja ich glaube fast, daß weise Selbstbeschränkung und stille Bescheidenheit des Geistes dem Menschen nicht nothwendiger ist, als die innigste, ganz rastlose, beynah gefräßige Theilnahme an allem Leben, und ein gewisses Gefühl von der Heiligkeit verschwenderischer Fülle.

Freylich läßt sich's auch ohne diesen Umfang und diese Tiefe ganz leidlich, ja recht lustig leben. Wir sehen es ja alle Tage, und es geht alles in der einfachsten Ordnung zu, und ist sogar im beständigen Fortschreiten. Der häusliche Mensch bildet sich nach der Heerde, wo er eben gefüttert wird, und besonders nach dem göttlichen Hirten; wenn er reif wird, so pflanzt er sich an, und thut Verzicht auf den thörichten Wunsch, sich frey zu bewegen, bis er endlich versteinert, wo er denn oft noch auf seine alten Tage als Caricatur in bunte Farben zu spielen anfängt. Der bürgerliche Mensch wird zuvörderst freylich nicht ohne Mühe und Noth zur Maschine gezimmert und gedrechselt. Er hat sein Glück gemacht, wenn er nun auch eine Zahl in der politischen Summe geworden ist, und er kann in jeder Rücksicht vollendet heißen, wenn er sich zuletzt aus einer menschlichen Person in eine F i g u r verwandelt hat. Wie die Einzelnen, so

die Masse. Sie nähren sich, heirathen, zeugen Kinder, werden alt, und hinterlassen Kinder, die wieder eben so leben, und eben solche Kinder hinterlassen, und so ins Unendliche fort.

Das reine Leben bloß um des Lebens willen ist der eigentliche Quell der Gemeinheit, und alles ist gemein, was gar nichts hat vom Weltgeiste der Philosophie und der Poesie. Sie allein sind ganz, und können erst alle besondere Wissenschaften und Künste zu einem Ganzen beseelen und vereinen. Nur in ihnen kann auch das einzelne Werk die Welt umfassen, und nur von ihnen kann man sagen, daß alle Werke, die sie jemals hervorgebracht haben, Glieder einer Organisazion sind.

Wahr ist's, das Leben schwebt gern in der Mitte; jene hingegen lieben die Extreme. Auch muß, wer etwas tüchtiges vollbringen will, nur an den Zweck denken, und die rechten Mittel in Bewegung setzen, ohne sich nach Art poetischer und philosophischer Naturen für den ersten besten Umstand am Wege inniger zu interessiren als für das anfängliche Ziel, oder sich in allgemeine Träumereyen zu verlieren. Aber wahr ist's auch, daß ein gemeiner Mensch gar keinen tüchtigen Zweck haben, und also doch nichts rechtes leisten kann: daß alle Gegenstände dem praktischen Menschen zu nah oder zu fern liegen, daß alle die Beziehungen sein Auge stören, und daß man im Augenblicke des Lebens selbst zu keiner rechten Ansicht des Lebens gelangen kann. Alles was kräftig, treffend, und groß ist in dem Leben handelnder oder liebender Menschen,

wenn gleich sie nichts wissen von den Namen der Wissenschaften und Künste, ist Eingebung jenes Weltgeistes. Die wahre Mitte ist nur die, zu der man immer wieder zurückkehrt von den eccentrischen Bahnen der Begeisterung und der Energie, nicht die, welche man nie verläßt. Ueberhaupt, wie alle absolute Absondrung austrocknet, und zur Selbstvernichtung führt: so ist doch keine thörichter, als die, das Leben selbst wie ein gemeines Handwerk zu isoliren und zu beschränken, da das wahre Wesen des menschlichen Lebens in der Ganzheit, Vollständigkeit und freyen Thätigkeit aller Kräfte besteht. In wem sich weiter nichts regt, der geht dann allerdings nicht den falschen Weg: aber wer nur auf einem Punkte klebt, ist nichts als eine vernunftige Auster. Ganz etwas anders ist jene Absonderung, wenn ein Geist unter den vielen Gegenständen den rechten findet, ihn von allen störenden Umgebungen absondert, sich in sein Inneres vertieft, bis er ihm zu einer Welt wird, die er in Worten oder in Werken darstellen möchte. Er wird von einem verwandten Gegenstande zum andern hingezogen, unaufhaltsam weiter schreiten, und doch dem Mittelpunkte unwandelbar getreu immer reicher zu ihm heimkehren.

Ich weiß es, Du stimmst mir von ganzem Herzen bey, daß die Poesie und die Philosophie mehr sey, als etwas, was die Lücken, die müssigen Menschen, welche von ungefähr ein wenig gebildet wurden, bey allen Zerstreuungen übrig bleiben, auszufüllen vermag; daß sie ein nothwendiger Theil des Lebens sey, Geist

und Seele der Menschheit. Da es aber kaum möglich seyn dürfte, beyde gleich sehr zu lieben, so wirst Du nun wie Herkules, oder Wilhelm Meister, am Scheidewege stehen, und zweifeln, welcher Muse Du den Preis geben und folgen sollst.

Laß uns von der Poesie anfangen. Mir scheint, sie ist Dir entweder etwas ganz anders als Poesie, oder nicht Poesie genug. Ich will sagen, Du behandelst sie entweder gradezu wie Philosophie, und hältst Dich nur an die göttlichen Gedanken, oder brauchst sie wie Musik, blos als schöne Umgebung und Ergänzung des Lebens. Freylich ist es Dir auch Ernst mit der Poesie, und in den zwey oder drey großen Dichtern, den einzigen die Du eigentlich liesest, und immer wieder liesest, suchst Du unendlich viel, vorzüglich aber das Höchste, eine würdige treffende Darstellung der schönsten Menschheit und Liebe. Wo die Darstellung so tief und so wahr ist, hast Du leicht Anlaß und Reiz finden können, diese oder jene Dichtung in Dir von neuem zu dichten und ihr einen göttlichern Sinn zu leihen. Aber schaue im Geiste auf Dich selbst, Dein inneres Leben und Lieben, erinnere Dich an alles Große was Du sahst, vertiefe Dich in Gedanken in das Heiligthum der Besten die Du kennst, und entscheide dann, ob die Dichter die Wirklichkeit übertreffen, wie sie sich immer rühmen. Mir hat sich sehr oft die Bemerkung aufgedrungen, daß die Poesie das höchste Wirkliche durchaus nicht erreiche, und ich wunderte mich dann, überall das Gegentheil zu hören, bis ich einsah, daß es wohl ein bloßer Wortstreit seyn

möchte, und daß sie unter der Wirklichkeit das Gewöhnliche und Gemeine verstehen, dessen Daseyn man so leicht vergißt.

Ich bin weit entfernt, es der Poesie zum Verbrechen zu machen, daß sie weniger Religion hat, als ihre Schwester. Denn es scheint mir eben ihre liebenswürdige Bestimmung, den Geist mit der Natur zu befreunden und den Himmel selbst durch den Zauber ihrer geselligen Reize auf die Erde herab zu locken; Menschen zu Göttern zu erheben, das mag sie der Philosophie überlassen. Wenn ein Mann gegen seine Lage und Lebensart ein Gegengewicht bedarf, um nicht die Musen zu vergessen und die Harmonie zu verlieren, so können ihn die Wissenschaften nicht retten, wenn nicht die Poesie ihn aus ihrer Quelle ewiger Jugend erfrischt und stärkt. Du erräthst schon, daß ich Dich an das erinnere, was ich über die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Bildung sagte, und nun eben daraus folgere: für die Frauen sey die Philosophie das nähere und unentbehrlichere Bedürfniß. Den äußern Reiz sind sie nicht in Gefahr zu vergessen, wie es Männern so leicht begegnet, und wenn sie auch sonst noch so unheilig sind, so halten sie doch die Jugend heilig und den jugendlichen Sinn, und diese Poesie des Lebens ist ihnen natürlich. Darum wählen sie auch fast alle ohne Ausnahme diese, wenn man Wahl nennen kann, was ohne Vergleichung, auch wohl ohne Ueberlegung nach der hergebrachten Meynung, und nach dem ersten Eindrucke geschieht. Sind es solche, die nur zierlich und reizend seyn können, die bloß im

äußern Glanze ihre Existenz finden, und nichts wollen und mögen als Eleganz, denen das Eins und Alles ist, so läßt sich nichts dagegen einwenden. Poesie — ich nehme das Wort wie immer im weitesten Sinne — Poesie allein kann dieser Eleganz wenigstens einen Schimmer von Seele leihen und auch den Geist elegant erhalten. Andere haben Anlage zur Religion und Liebe, aber sie wurden irre in ihren Gedanken, weil sie in der feinen Welt für etwas unächten Witz Mißtrauen gegen alles Göttliche eintauschten. Auch diese müssen wohl erst mit der Poesie schwärmen und über verlornen Glauben klagen, ehe sie inne werden können, daß man sich selbst und die Liebe nie verlieren kann, mag es auch auf eine Zeit so scheinen, und wenn sie das inne sind, bey der Erinnerung an ihren Unglauben lächeln.

Du siehst, ich bin nicht so begeistert für meine Meynung, daß ich die unendliche Verschiedenheit der Charaktere und Situazionen vergessen sollte, und ich bin dabey so gelassen geblieben, daß ich sogar über die Eleganz reflektiren konnte. Ich gestehe also gern, daß die Poesie die nächsten Ansprüche auf viele Frauen hat, und daß sie allen heilsam und unentbehrlich sey. Ueberhaupt ist es gar nicht darauf abgesehen, die Musen zu trennen. Schon der Gedanke wäre Frevel. Poesie und Philosophie sind ein untheilbares Ganzes, ewig verbunden, obgleich selten beysammen, wie Kastor und Pollux. Das äußerste Gebiet großer und erhabner Menschheit theilen sie unter sich. Aber in der Mitte begegnen sich ihre verschiedenen Richtungen; hier im

Innersten und Allerheiligsten ist der Geist ganz, und Poesie und Philosophie völlig Eins und verschmolzen. Die lebendige Einheit des Menschen kann keine starre Unveränderlichkeit seyn, sie bestehet im freundschaftlichen Wechsel. So könnte auch, wer das Studium der Humanität für seinen einzigen Beruf hielte, Poesie und Philosophie nur dadurch verbinden, daß er sich bald der einen, bald der andern ganz widmete. Dies ist vielleicht das beste für den, welcher die Künste und Wissenschaften selbst mit fortbilden will. Wer aber nur sich durch sie zur Harmonie und ewigen Jugend bilden will, der dürfte wohl genöthigt seyn, einer von beyden eine Art von Vorzug zu geben. Doch versteht sich's, daß er das gar nicht könnte, ohne oft die andre zu besuchen, und als Ergänzung zu brauchen.

Uebrigens aber halte ich strenge auf meinem Satz: Religion sey die wahre Tugend und Glückseligkeit der Frauen, und Philosophie die vorzüglichste Quelle ewiger Jugend für sie, wie Poesie für die Männer. Beydes versteht sich im Ganzen genommen. Und daß Du nicht zu jenen eleganten Ausnahmen gehörst, ist mir recht sehr lieb. Ich mag lieber, daß das Göttliche zu hart, als zu zierlich sey. Unvollendung giebt dem Erhabenen für mich einen neuen höhern Reiz. Seine Würde erscheint mir dadurch unmittelbarer, reiner. Es ist, als ob es seiner ursprünglichen Majestät treuer bliebe, wenn es die Fülle nnd den Schmuck der ausbildenden Natur wie aus heiligem Stolze verschmäht. Und so wie die Physiognomien die interessantesten für mich sind, die so aussehen, als hätte die Natur in ih-

nen ein großes Dessein angelegt, ohne sich Zeit zu lassen, den kühnen Gedanken auszuführen, so geht mir's auch mit den Menschen. Göttlichkeit mit Härte verbunden ist mir das Heiligste, und keine Empfindung, keine Ansicht, wurzelt tiefer, oder enger in mir als diese. Ich betrachtete vor einiger Zeit eine große Pallas unter den Antiken, wobey mir dies von neuem wieder recht lebhaft vor das Gemüth trat. Es ist ein vollkommenes Bild weiser Tapferkeit, und mir däucht, der natürlichste und erste Gedanke, den man bey ihrem Anblicke haben könnte, wäre die Bemerkung, daß doch alle Tugend eigentlich nur Tüchtigkeit sey. Tüchtig ist das, was zugleich Nachdruck und Geschick hat, was zermalmende Kraft mit klarer stiller Einsicht verbindet. Nie hat mich die Göttlichkeit einer Gestalt so ergriffen. Und doch würde der Eindruck bey weitem nicht so groß gewesen seyn, wenn nicht Stand, Haltung, Züge, Blick, alles an ihr, so grade, ernst, streng und furchtbar wäre; wenn sie mit einem Worte nicht die ganze Härte des ältern Styls der Kunst an sich hätte. Mir war als säh ich die Muse meines innern Lebens vor mir, und vielleicht würdest auch Du, wenn Du sie sähest, sie als die des Deinigen anerkennen.

Daß die Poesie der Erde gewogner, die Philosophie aber heiliger und gottverwandter sey, ist zu klar und einleuchtend, als daß ich dabey verweilen sollte. Zwar hat sie oft die Götter geleugnet, aber dann waren es solche, die ihr nicht göttlich genug waren; und das ist ja ihre alte Klage gegen die Poesie und die

Mythologie. Oder es ist auch nur vorübergehende Krise, und beweiset dann grade das Entgegengesetzte von dem, was es zu beweisen scheint. Die heftigste Neigung kann sich am leichtesten wider sich selbst kehren; das höchste Entzücken wird schmerzlich, und alles Unendliche berührt sein Gegentheil. Es giebt eine Eifersucht, die nicht aus Neid oder Mißtrauen, sondern aus angeborner tiefer Unersättlichkeit entspringt. Kann sie wohl ohne Liebe seyn? Eben so wenig ist der leidenschaftliche Unglaube vieler Philosophen ohne Religiosität möglich. — Die wahre Abstraction selbst, was thut sie anders, als die Vorstellungen von ihrem irrdischen Antheile reinigen, sie erheben und unter die Götter versetzen? Nur durch Abstraction sind alle Götter aus Menschen geworden.

Laß uns nicht länger vergleichen, sondern gleich von der höchsten unter den Kräften des Menschen reden, welche die Philosophie erzeugen und bilden, und wieder von ihr gebildet werden. Das ist nach dem allgemeinen Urtheile und Sprachgebrauche der Verstand. Zwar setzt die jetzige Philosophie ihn nicht selten herab, und erhebt die Vernunft weit höher. Es ist auch ganz natürlich, daß eine Philosophie, die mehr zum Unendlichen fortschreitet, als Unendliches giebt, mehr alles verbindet und mischt, als Einzelnes vollendet, nichts höher schätzt im menschlichen Geiste, als das Vermögen, Vorstellungen an Vorstellungen zu knüpfen, und den Faden des Denkens auf unendlich viele Weisen ins Endlose fortzusetzen. Diese Eigenthümlichkeit ist indessen kein allgemeingültiges Gesetz. Nach

der Denkart und Sprache gebildeter Menschen steht die Einbildungskraft dem Dichter, Vernünftigkeit dem sittlichen Menschen am nächsten. Verstand aber ist das, worauf es eigentlich ankommt, wenn von dem Geiste eines Menschen die Rede ist. Verstand ist das Vermögen der Gedanken. Ein Gedanke ist eine Vorstellung, die vollkommen für sich besteht, völlig ausgebildet ist, ganz, und innerhalb der Gränzen unendlich; das Göttlichste, was es im menschlichen Geiste giebt. In diesem Sinne ist Verstand nichts anders als die natürliche Philosophie selbst, und nicht viel weniger als das höchste Gut. Durch seine Allmacht wird der ganze Mensch innerlich heiter und klar. Er bildet alles was ihn umgiebt und was er berührt. Seine Empfindungen werden ihm zu wirklichen Begebenheiten, und alles Aeußerliche wird ihm unter der Hand zum Innerlichen. Auch die Widersprüche lösen sich in Harmonie auf; alles wird ihm bedeutend, er sieht alles recht und wahr, und die Natur, die Erde und das Leben stehen wieder in ihrer ursprünglichen Größe und Göttlichkeit freundlich vor ihm. Und unter diesem milden Aeußern schlummert denn doch die Kraft, in einem Augenblicke allem, was uns eben Glück scheint, auf immer zu entsagen.

Gut also! Die Philosophie ist den Frauen unentbehrlich. Wäre es aber nicht am besten, sie trieben sie so, wie sie sie wirklich treiben, ganz natürlich, etwa wie der Gentilhomme des Moliere die Prosa? bloß durch Umgang mit sich selbst, und mit Freunden, die dasselbe wollen, und auch jenen allgemeinen Welt=

geist anbeten. Gern setzte ich auch noch die Gesellschaft hinzu, die den Geist biegsam, und den Witz leicht erhält, wenn sie nur nicht so gar selten wäre, daß man kaum auf sie rechnen darf. Wollen wir nur das Gesellschaft nennen, wenn mehrere Menschen beysammen sind: so weiß ich kaum, wo wir sie finden werden. Denn gewiß ist das gewöhnliche Beysammenseyn ein wahres Alleinseyn, und alles andre pflegen die Menschen eher zu seyn, nur keine Menschen. Ich will Dir selbst zu bestimmen überlassen, wie klein eine Anzahl von Personen seyn darf, welche nach diesem Maaßstabe schon den Namen einer verhältnißmäßig sehr großen Gesellschaft verdienen können, und wie viel sie werth sey? Denn Geselligkeit ist das wahre Element für alle Bildung, die den ganzen Menschen zum Ziele hat, und also auch für das Studium der Philosophie, von dem wir reden. Was dabey entweder gar nicht, oder von selbst geschieht, ist das beste und das unentbehrlichste. Alle Mühe und alle Kunst ist fruchtlos, wenn wir nicht so glücklich waren, uns selbst kennen zu lernen und das Höchste zu finden. Wie klar wissen wir nicht, daß nur eine oder die andre Begebenheit den Sinn für eine neue Welt in uns weckte; daß das alles gar nicht seyn würde, ohne diese oder jene Bekanntschaft, und wir uns noch auf einer niedern Stufe mit geringem Erfolge ernstlich anstrengen würden. Und scheint es nicht oft, als könnten wir, mit Rücksicht auf unser eigentliches Selbst, mit einem Streiche alles verlieren was wir haben? Wir dürfen auch gar nicht einmal wünschen, daß dies

schlechthin unmöglich seyn möchte. Denn es wäre widersprechend, diese Sicherheit mit dem Verluste der Freyheit erkaufen zu wollen. So ist das Heiligste unendlich zart und flüchtig, und die Sittlichkeit der einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, muß ein Spiel des Zufalls scheinen, weil sie unmittelbar von der Willkühr abhängt. In andern Arten seines Wirkens, in Künsten und Wissenschaften, ist der Gang des menschlichen Geistes bestimmt und festen Gesetzen unterworfen. Hier ist alles in beständigem Fortschreiten und nichts kann verloren gehen. So kann auch keine Stufe übersprungen werden, die jetzige hängt eben so nothwendig mit der vorigen und der folgenden zusammen, und was Jahrhunderte lang veraltet schien, lebt mit neuer Jugendkraft auf, wenn die Zeit gekommen ist, daß der Geist sich seiner erinnern und zu ihm zurückkehren soll. Hier ist die steigende Vervollkommnung und der natürliche Kreislauf der Bildung nicht etwa eine gutmüthige Hoffnung, oder ein wissenschaftlicher Glaubenssatz, den man nothwendig voraussetzen dürfte, um nur nicht gar alles vernünftige Denken aufgeben zu müssen. Nein es ist reine Thatsache; nur mit dem Unterschiede, daß der natürliche Kreislauf, welcher mehr in den Künsten und in der alten Geschichte einheimisch ist, in einzelnen Beyspielen ganz vor uns liegt; da hingegen die steigende Vervollkommnung, die sich in der Philosophie und der modernen Geschichte am glänzendsten offenbart, eine Thatsache ist, die nie vollendet werden kann. Nicht so im Gebiete der Sittlichkeit; da heißt es überall: Nichts oder

Alles. Da ist in jedem Augenblicke von neuem die Frage von Seyn oder Nichtseyn. Ein Blitz der Willkühr kann hier für die Ewigkeit entscheiden, und wie es kommt, ganze Massen unsers Lebens vernichten, als ob sie nie gewesen wären und nie wiederkehren sollten, oder eine neue Welt ans Licht rufen. Wie die Liebe entspringt die Tugend nur durch eine Schöpfung aus Nichts. Aber eben darum muß man auch den Augenblick ergreifen; was er giebt, für die Ewigkeit bilden, und Tugend und Liebe, wo sie erscheinen, in Kunst und Wissenschaft verwandeln. Das kann nicht geschehen, ohne das Leben mit der Poesie und der Philosophie in Verbindung zu setzen. Nur dadurch ist es möglich, dem Einzigen, was Werth hat, Sicherheit und Dauer zu geben, so weit es in unsrer Macht ist. Nur dadurch kann auch die Bildung der Poesie und Philosophie auf einem vollkommen festen Grunde ruhen und die verschiedenen Vorzüge beyder vermählen.

Wo keine unerschütterliche Selbstständigkeit ist, da kann das Streben nach beständigem Fortschreiten den Geist leicht in die Welt zerstreuen, und das Gemüth verwirren, und nur gränzenlose Liebe im Mittelpunkte der Kraft wird die Kreise der menschlichen Thätigkeit bey jedem neuen Ausfluge weiter und mächtiger dehnen. Wo es an Tugend und an Liebe gebricht, da weiß der Hang zur Verbesserung von keiner Rückkehr in sich selbst und in die Vergangenheit, und entartet in wilde Zerstörungssucht; oder der bildende Trieb zieht sich, wenn er ein äußerstes erreicht hat, in die

Enge, und verlischt leise in sich selbst, wie es schon so oft in den Künsten geschah.

Eine gebildete Philosophie muß zwar auch eine natürliche, aber doch auch eine künstliche seyn. Da es nun, wie sich gezeigt hat, eben die Bildung der Philosophie ist, um die es Dir zu thun war: so hast Du sehr Recht, Dich nicht mit Deiner Naturphilosophie begnügen zu wollen, sondern das Höchste mit Ernst zu versuchen. Aber wie wird es möglich seyn, diesen Entschluß ausführbar zu machen?

Zu den sogenannten populären Philosophen hast Du kein Zutrauen. Und welchen Deutschen oder Engländischen der Art dürfte ich Dir wohl vorschlagen, da Voltaire's Witz und Rousseau's Beredsamkeit Dich über die häufige Gemeinheit der Gesinnungen und Ansichten in ihnen nicht hat verblenden können? Die zwey oder drey von unsrer Nazion, welche dieser Vorwurf nicht treffen würde, sind grade solche die nur Streifzüge in das Gebiet der Philosophie gethan haben und Deinem Bedürfnisse wenig Gnüge leisten könnten.

Die Abstraction ist ein künstlicher Zustand. Dies ist kein Grund gegen sie, denn es ist dem Menschen gewiß natürlich, sich dann und wann auch in künstliche Zustände zu versetzen. Aber es erklärt warum auch ihr Ausdruck künstlich ist. Man könnte es sogar zum Kennzeichen der strengen eigentlichen Philosophie machen, die nur Philosophie seyn will, und die übrigen Theile der menschlichen Thätigkeit vor der Hand bey Seite setzt, daß sie dem rohen menschlichen Sinne ohne

künstliche Hülfsmittel und Zubereitung unverständlich seyn muß.

Schwierigkeiten schrecken Dich so leicht nicht ab, und einige Anstrengung würdest Du nicht scheuen; doch würde es Dir schwer werden Dich an eine Theilung Deines Wesens zu gewöhnen. Ohne eine Mittelsperson vielleicht ganz unmöglich. Es müßte jemand seyn, der über dem künstlichen Denken die feinere Ausbildung des bloß natürlichen nicht vergessen hätte, dem es gleich interessant wäre dem Plato von fern mit Andacht zu folgen, oder in die Ansicht eines einfachen Menschen einzugehen, der nur so denkt, wie er lebt und ist. Für einige Philosophen getraute ich mir wohl diese Mittelsperson zu seyn, und sie Dir und jedem, der nur sich selbst durch die Philosophie bilden will, um ein beträchtliches näher zu rücken.

Ich habe oft den Gedanken gehabt, ob es nicht möglich seyn sollte, die Schriften des berühmten Kant, der so oft über die Unvollkommenheit seiner Darstellung klagt, verständlich zu machen, ohne seinen Reichthum zu schmälern, oder ihm, wie es in Auszügen zu geschehen pflegt, Witz und Originalität zu rauben. Wäre es erlaubt seine Werke, versteht sich nach seinen eigenen Ideen, etwas besser zu ordnen; besonders im Periodenbau, und in Rücksicht der Episoden und Wiederholungen: so müßten sie so verständlich dadurch werden können, wie etwa Lessings. Man brauchte sich dazu keine größere Freyheiten zu erlauben, als ungefähr die, welche die alten Kritiker sich mit den classischen Dichtern nahmen, und ich denke man würde dann sehen daß

Kant auch bloß litterarisch genommen unter die classischen Schriftsteller unserer Nazion gehört.

Bey Fichte wäre ein solches Verfahren sehr überflüssig. Noch nie sind die Resultate der tiefsten und wie ins Unendliche fortgesetzten Reflexion mit der Popularität und Klarheit ausgedrückt, die Du in seiner neuen Darstellung der Wissenschaftslehre finden würdest. Es ist mir interessant, daß ein Denker, dessen einziges großes Ziel die Wissenschaftlichkeit der Philosophie ist, und der das künstliche Denken vielleicht mehr in seiner Gewalt hat, als irgend einer seiner Vorgänger, doch auch für die allgemeinste Mittheilung so begeistert seyn kann. Ich halte diese Popularität für eine Annäherung der Philosophie zur Humanität im wahren und großen Sinne des Worts, wo es erinnert, daß der Mensch nur unter Menschen leben, und so weit sein Geist auch um sich greift, am Ende doch dahin wieder heimkehren soll. Er hat auch hierin seinen Willen mit eiserner Kraft durchgesetzt, und seine neuesten Schriften sind freundschaftliche Gespräche mit dem Leser, in dem treuherzigen schlichten Style eines Luther. Ich glaube nicht, daß man den rechten Dilettanten noch auf einem andern Wege zu seiner Philosophie führen dürfte, als er selbst es in jener neuen Darstellung gethan hat. Wenn ihn jemand gar nicht versteht, so liegt es bloß an der gänzlichen Verschiedenheit des Standpunktes. Das einzige Stück Arbeit, was etwa für mich übrig bliebe, wäre der Versuch, den nothwendigen und natürlichen Charakter des Philosophen überhaupt darzu-

stellen. Denn wenn Fichte mit allen Kräften seines Wesens Philosoph und für unser Zeitalter auch von Gesinnung und Charakter Urbild und Repräsentant der Gattung ist, so kann man ihn nicht ganz begreifen, ohne diese zu kennen, und zwar nicht bloß philosophisch, sondern auch historisch. So lange er aber Fichten selbst, wie er ist, und wird, nicht begriffe, würde der beste Dilettant zwar einiges in seiner Philosophie vollkommen fassen, in andres sich aber gar nicht finden können.

Vieleicht hieltest Du es aber für rathsamer, Dein Studium nicht mit der Philosophie des Zeitalters anzufangen, oder es doch nicht auf sie einzuschränken? — Ich würde im Ganzen nichts dagegen haben. Nur ist da bey den Philosophen des vorigen Jahrhunderts das scholastische Latein, und bey den alten, außer der Schlechtigkeit der Uebersetzungen, auch noch die Nothwendigkeit so vieler historischen Kenntnisse und Notizen.

Wie man es anfangen müßte, um Dilettanten in den Plato einzuweihen, darüber bin ich noch nicht ins Klare, so viel ich auch hin und her gedacht habe. Doch bey Gott ist kein Ding unmöglich, man muß nur recht wollen, und übrigens das Beste hoffen.

Den Spinosa kann ich Dir schon eher mit Zuversicht versprechen. Nicht so wohl etwas über ihn, als ihn selbst; eine Mittelgattung zwischen Auszug, Erklärung und Charakteristik. Eine vollständige Uebersetzung halte ich für zweckwidrig, weil die mathematische Form doch nicht bleiben darf, und auch ohne al-

len Schaden weggenommen werden kann. In einer Rücksicht würde Dir Spinosa leichter seyn, als die andern. Er war einzig und allein bemüht, seinen Geist in sich selbst zu vollenden, und seine Gedanken zu einem geordneten Werke zu verbinden. Er nimmt wenig Rücksicht auf die Meynungen anderer, und auf specielle Wissenschaften. Denn das bleibt die größte Schwierigkeit, die durch keine Vermittlung und Milderung weggenommen werden kann. Die Philosophie ist nothwendig auch Philosophie der Philosophie, und selbst nichts anders als Wissenschaft der Wissenschaften. Ihr ganzes Wesen bestehet darin, die Kraft und den Geist, den sie zuerst den einzelnen Wissenschaften einhauchte, wechselsweise einzusaugen, und mächtiger auszuströmen, damit sie reicher wiederkehren. Man muß also alles wissen um etwas zu wissen, und man versteht keinen Philosophen wenn man nicht alle versteht. Eben daraus siehst Du aber auch, daß die Philosophie unendlich ist, und nie vollendet werden kann. Und mit Rücksicht auf diese Unermeßlichkeit des Wissens kann Dir der Unterschied zwischen Deinem Verstande und der Einsicht des künstlichsten und gelehrtesten Denkers nicht mehr so groß erscheinen, daß er Deinen Muth niederschlagen sollte. Wenn Du nur Sinn für das Höchste hast, so ist eure Erkenntniß bloß dem Grade nach verschieden, und ihr steht auf derselben Stufe. Ueberhaupt kömmt in der Philosophie wenig oder nichts auf die Form an, ja auch der Stoff und der Gegenstand macht es nicht. Es giebt Schriften, die ihrem Inhalte nach gar nicht

in diese Rubrik zu gehören scheinen, und doch mehr Geist des Universums und also Philosophie enthalten, als viele Systeme. Die Behandlung, der Charakter, der Geist ist alles, und durch die Herrschaft des Innern über das Aeußere, durch Ausbildung des Verstandes und der Gedanken und durch stete Beziehung auf das Unendliche können alle Studien und selbst die gewöhnlichste Lektüre philosophisch werden.

Komm' ich Dir nicht vor wie Johannes der Täufer, „welcher in die Welt gekommen war, nicht daß er wäre das Licht, sondern daß er redete vom Licht?" — Ich raisonnire da in einem fort über die Philosophen, und wie ich diesen und jenen behandeln möchte, ohne selbst etwas zu leisten nnd zu machen, und rühme Dir vielleicht nur die andern, um selbst nichts thun zu dürfen.

Mündlich, liebe Freundin! weiß ich wohl wie ich nicht bloß über die Philosophie, sondern Philosophie selbst mit Dir reden wollte. Ich würde den Anfang damit machen, Dich wo möglich an die ganze vollständige Menschheit zu erinnern, und Dein Gefühl derselben zum Gedanken zu erhöhen. Dann würde ich Dir zeigen, wie sich dieses unendliche Wesen und Werden in das theilt und das erzeugt, was wir Gott und Natur nennen. Du siehst, das würde auf eine Art von Theogonie und Kosmogonie hinauslaufen, und könnte also recht griechisch werden.

Ich würde dabey zuerst fast gar keine Rücksicht auf Geschichte der Philosophie nehmen und auch vom Geiste der einzelnen Wissenschaften nur das Unentbehr-

liche entlehnen, was eigentlich allgemein ist, was jeder weiß und wobey man gar nicht mehr an ihre Form und abgesonderte Existenz denkt. Freilich würde ich meinen Kreis allmählig beträchtlich erweitern. Ueberhaupt würde ich alles nach dem Augenblicke und seiner Stimmung modifiziren. Ich würde alles so viel als möglich an Deine eigenthümlichsten Ansichten und Meynungen anzuknüpfen suchen, und ich würde oft denselben Weg auf eine neue Weise durchlaufen. Aber die Unendlichkeit des menschlichen Geistes, die Göttlichkeit aller natürlichen Dinge, und die Menschlichkeit der Götter, würde das ewige große Thema aller dieser Variazionen bleiben. So hätten wir denn zu der Mannichfaltigkeit unsrer Philosophie auch Einheit. Eine Einheit, von der ich nicht fürchte, daß wir sie je verlieren könnten! Wenn man die hat, und also weiß, daß es im Ganzen und an sich genommen, nur eine untheilbare Philosophie giebt: so darf man sichs ohne Nachtheil gestehen, daß es mit Rücksicht auf die Bildung des Menschen durch sie unendlich viele Arten von Philosophie giebt. Die Mittheilung darf nun ihren ganzen Reichthum von Formen und Nuancen entfalten, und die Zeit der Popularität ist gekommen.

Ist es die Bestimmung des Autors, die Poesie und die Philosophie unter den Menschen zu verbreiten und für's Leben und aus dem Leben zu bilden: so ist Popularität seine erste Pflicht und sein höchstes Ziel. Freylich wird er um des Zweckes und seines eignen Geistes willen oft bei seinen Werken nur auf die Na-

tur der Sache und die Gesetze der Behandlung sehen dürfen, und dann auch im Ausdrucke ungewöhnlich und vielen unverständlich seyn müssen. Am liebsten aber wird er doch seine Thätigkeit nicht theilen und sich in die große Gesellschaft aller gebildeten Menschen mischen, weil er hier am unmittelbarsten an der ewig fortgehenden Schöpfung der Harmonie und der Humanität Theil nehmen kann. Er wird sich dann auch nicht durch eine ungesellige und unnatürliche Sprache auszeichnen wollen. Er braucht das gar nicht und kann sich doch nie unter die Menge verlieren. Denn wo sie Enthusiasmus beseelt, da bildet sich aus den gewöhnlichsten, einfachsten und verständlichsten Worten und Redensarten wie von selbst eine Sprache in der Sprache. Wo dann das Ganze wie aus einem Gusse ist, da fühlt der gleichartige Sinn den lebendigen Hauch und sein begeisterndes Wehen und der ungleichartige Sinn wird doch nicht gestört. Denn das ist das schönste an diesem schönen Sanskrit eines Hemsterhuys oder Plato, daß nur die es verstehen, diees verstehen sollen.

Vor der Entweihung muß man sich dabey nicht fürchten. Niemals wenn es Beruf ist sich mitzutheilen oder öffentlich darzustellen. Ueberhaupt thäte, wer von dieser Furcht nicht frey ist, am besten, nur gleich diese Welt zu verlassen. Das ist meine geringste Sorge.

Gern also will ich, wenn es mir Zeit scheint, versuchen, was ich Dir mündlich andeuten wollte, auch schriftlich zu behandeln, und auch für andere Dilettan=

ten, was der Mensch als Mensch davon braucht, aus der gesammten Philosophie auszuwählen, und im Zusammenhange mit der größten Popularität darzustellen. Da die Bedürfnisse so verschieden sind: so müßte ich freylich nach einem gewissen Durchschnitte streben und in Gedanken gleichsam für einen Doryphorus von Leser, ich meyne für einen durch und durch wohl proportionirten Leser schreiben. Aber außerdem, daß ich vielleicht eine Reise machen müßte, um die besten Leser aufzusuchen, und aus ihnen, wie der alte Mahler in Kroton seine Venus aus den schönsten Mädchen der Stadt, jenes Ideal zusammen zu setzen, so ist auch eine solche Durchschnitts-Figur eben nicht die Person, für die ich mich vorzüglich begeistern könnte. Der Gedanke an Dich und einige andere Freunde wird kräftiger wirken.

Indessen hat das Bild eines so umfassenden Ganzen, wie diese Philosophie für den Menschen seyn würde, eine gewisse abschreckende Würde für mich, und wird sie wohl noch eine Zeit lang behalten. Zuerst dürfte ich mich daher an kleinere Versuche wagen, für die ich keinen rechten Namen weiß. Denke Dir Selbstgespräche über Gegenstände, die den ganzen Menschen angehen, oder doch mit einziger Rücksicht darauf; mit nicht mehr Analyse als in einem freundschaftlichen Briefe erlaubt ist; im Tone einer zusammenhängenden Conversation, etwa wie dieses Schreiben an Dich. Ich möchte es nicht so wohl Philosophie als Moral nennen, obgleich es von dem verschieden ist, was gewöhnlich so heißt. Um in der

Gattung zu leisten, was ich mir denke, müßte man vor allen Dingen ein Mensch seyn; dann freylich auch ein Philosoph.

Ich habe mich selbst überrascht, und werde nun gewahr, daß Du es eigentlich bist, die mich in die Philosophie einweiht. Ich wollte nur Dir die Philosophie mittheilen, der ernstliche Wunsch belohnte sich selbst, und die Freundschaft lehrte mich den Weg finden, sie mit dem Leben und der Menschheit zu verbinden. Ich habe sie dadurch gewissermaßen mir selbst mitgetheilt, sie wird nun nicht mehr isolirt in meinem Geiste seyn, sondern ihre Begeisterung durch mein ganzes Wesen nach allen Seiten verbreiten. Und was man durch diese innere Geselligkeit auch äußerlich mittheilen lernt, das wird durch jede noch so allgemeine Mittheilung uns selbst noch tiefer eigen.

Zum Danke dafür, werde ich, wenn Du nichts dagegen hast, auch diesen Brief gleich drucken lassen, und dann mit ganzer Liebe ausführen, was ich Dir entworfen habe. Lächle nicht über die vielen Projekte. Ein Projekt, was lebendig und ganz aus unserm Innersten entspringt, ist auch heilig und eine Art von Gott. Alle Thätigkeit, die nicht von den Göttern ausgeht, ist des Menschen unwürdig. Es ist also gut, sich in Vorrath zu setzen.

II. Die Gemählde.

Gespräch.

Louise. Sie gehen so gedankenvoll unter den Antiken auf und ab, Waller; dichten Sie etwa einen Hymnus auf die alten Götter?

Waller. Ich weiß nicht, wie es ist: so oft ich in diesen Saal trete, fühle ich mich zur Rückkehr in mein Innres eingeladen, und bin unter den jungen Künstlern, die hier arbeiten, auch wohl unter dem Gewühl begaffender Fremden, wie in der tiefsten Einsamkeit.

Louise. Es ist der Nachahmungstrieb, lieber Freund; Sie wollen selbst zur Bildsäule werden.

Waller. Unandächtige! Ihr Spott trifft näher an die Wahrheit als Sie glauben. Müssen Sie nicht gestehn, daß sich viele Menschen nicht wenig dünken, die herzlich schlechte Statuen abgeben würden?

Louise. Ganz gewiß; und ich habe mir oft das Unheil gedacht, wenn plötzlich ein Perseus mit dem

versteinernden Medusenhaupte in unsre Schauspielhäuser oder Tanzsäle träte.

Waller. Das gäbe Gruppen von Bernini, oder noch schlimmere. Für so viele Geberden und Bewegungen ist die Dauer eines Augenblicks schon zu lang: für beständig festgehalten, erscheinen sie in ihrer ganzen Blöße und Unwürdigkeit. Auch über das Unvollendete der Gestalt täuscht das Leben: aber die Bildnerey ist Wahrheit und über alle Täuschung erhaben. Ihre Schöpfungen sind wie Geister, die ihre äußre Hülle überall durchdrungen, und die Umgränzung derselben ihrem Wesen gemäß geordnet haben; sie können nun in dieser selbstgebildeten Welt mit ruhigem genügendem Daseyn beharren. Es ist eine sichtbare ewige Seligkeit.

Louise. Die ich ihnen für jetzt noch gönne. Sie rufen beynah, wie jener Prophet in der Wüste: ich sage euch, Gott könnte dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. Aber was Sie sagten, gilt nur von den Olympiern, die schon ihren eignen Himmel haben; wo sollen in dem Ihrigen die Faunen Platz finden, die mit Nymphen scherzen, die Fechter, die im Ausfalle begriffen sind, die Helden, die sich in Todesnoth gegen umwindende Schlangen wehren?

Waller. Vergessen Sie nicht, daß von keiner sittlichen, sondern von natürlicher Vollendung die Rede ist, die in der Durchbildung von innen heraus, in der Ausschließung des Zufälligen, der durchgängigen Bedeutsamkeit der Gestalt, und der Uebereinstimmung der beseelenden Kraft mit sich selbst, besteht. Was die

augenblicklichen, mitunter sehr gewaltsamen Handlungen betrifft, so sind sie immer den Formen untergeordnet, und nur als die angemessenste Entfaltung derselben konnten sie verdienen gewählt zu werden.

Louise. Also geben Sie doch zu, daß die Bildnerey auch den Moment verewigen darf?

Waller. Sie unterwirft ihn ihren Gesetzen, damit er dessen würdig sey.

Louise. Und wodurch wird er das?

Waller. Durch Vollendung.

Louise. Wie sollte die in einem entfliehenden Theile der Zeit Statt finden können?

Waller. Eben so gut wie in einem beschränkten Theile des Raums. Die Bewegung muß, so zu sagen, eben so hoch und rein organisirt seyn, als das Körpergebilde, das sich in ihr darstellt. Maaß, Verhältniß und Gleichgewicht müssen ihr Streben immer wieder in sich zurückdrängen, so wie die strenge Richtigkeit des Umrisses seine Weichheit. Bemerken Sie, daß selbst die gewaltigste Kraftäußerung von einer völlig ruhigen Stellung nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden ist. Zur bloßen Haltung des Körpers beym Stehen oder Sitzen sind Muskeln in Wirksamkeit: der Gesunde fühlt es freylich nicht, aber er kann es an dem ermattenden Kranken beobachten; der Schlafende liegt anders als der Todte. Das Leben ist von der Bewegung nicht zu trennen: durchaus ruhende Formen würden todtseyn.

Louise. Und da die Bildhauerkunst in einer so schweren Masse arbeitet, so muß sie sich allerdings an

das Lebendige halten, sonst würden die Todten ihre Todten begraben.

Waller. Alle Plastik ist entweder organisch oder mathematisch, das heißt, sie läßt in den hervorgebrachten Formen eine beseelte Einheit erkennen, oder mißt sie nach regelmäßigen ergründlichen Verhältnissen ab. Die mathematische Plastik ist die Architektur.

Louise. Sie gerathen mir in die Metaphysik der Künste hinein, womit ich nichts zu thun habe. Ich muß nur mit einem Zweifel kommen, um Sie davon abzuhalten. Daß die leblosen Nebenwerke, welche bloß den Figuren dienen, als Sitze, Stämme zum Anlehnen und dergleichen, den Kreis der Bildnerey nicht erweitern können, begreife ich wohl. Allein wo wollen Sie bey Ihrer organischen Plastik mit den Gewändern hin, die uns ja die Formen zum Theil verbergen und worin doch ein so großer Theil der Vortrefflichkeit liegt?

Waller. Die Griechen haben mehr als irgend ein Volk die Würde des Körpers vor seiner Bekleidung erkannt. Nichts verhüllen, sagt ein Römischer Schriftsteller, ist Griechische Sitte; und es wäre eine anziehende Untersuchung, in wie fern diese Denkart der Kunst aufgeholfen hat, oder wiederum von den Künstlern begünstigt worden ist. Diese mußten sich aber doch bey vielen Gegenständen der Schicklichkeit fügen, und man muß sie nur loben, daß sie aus der Noth eine Tugend zu machen gewußt und die Gewänder so meisterhaft behandelt haben.

Louise. Für einen Seher antworten sie dies-

mal nicht sonderlich, lieber Waller. Erinnern Sie sich des naiven Ausrufs jener morgenländischen Schönen, als eine Europäerin ihr im Reifrocke den Besuch machte: Bist Du das alles selbst? Bey einer schön bekleideten Griechischen Statue wäre die Frage nicht mehr lächerlich. Sie ist wirklich ganz sie selbst, und die Bekleidung kaum von der Person zu unterscheiden. Nicht nur zeichnet sich der Bau der Glieder durch das anschmiegende Gewand hindurch, sondern in seinem Wurf und Fall, seinen Flächen und Falten drückt sich der Charakter der Figur aus, und der beseelende Geist ist bis auf die Oberfläche der nächsten Umgebungen gedrungen. Sehen Sie nur die mehr als lebensgroße weibliche Gestalt dort, die man gewöhnlich Vestalin nennt. Wie das schlichtere Obergewand ihr vom Haupte auf die Schultern und auf das faltige Kleid herunterfällt! Unter dem rechten Ellbogen ist es etwas hinaufgezogen, er ruht in der Höhlung und die Hand greift oben an den Saum des Tuches. Dann geht es umgeschlagen über die linke Brust herauf und fällt von der Schulter hinab, unten wickelt sich die Hand darein. Welch eine heilige Anmuth, welche sittsame Würde ist in dieser Stellung und Tracht! Konnte eins ohne das andre seyn? Konnte sich die innre Reinheit anders als in einer Umhüllung der Sitte und des Anstandes zurückhaltend zeigen?

Waller. Ich lasse mir Ihre Zurechtweisung gefallen, da sie die Schönheiten einer Lieblingsstatue so ins Licht stellt. So könnte die Göttin der Treue oder der Zucht in ihrem Schleier gleichsam ruhen.

Bemerken Sie auch die schöne Senkung des Hauptes. Man hat sie bey den Götterstatuen so erklären wollen, als neigten sie sich den Gebeten der Sterblichen entgegen. Sie sehen aber an dem Haarputze, den anliegenden Locken, die von der Stirn zurückgehn, so wie am Gesichte selbst, daß dieses das Bildniß einer Matrone und keine Göttin ist. Mir scheint vielmehr, die alten Künstler haben den obern Theil des Gesichtes auch durch die Stellung vor dem Untertheil wollen vortreten lassen, so wie sie es schon durch die Bildung des Profiles herrschend gemacht hatten.

Louise. Es giebt den Statuen ein kontemplatives Ansehen: sie halten den Zuschauern durch ihr Beyspiel vor, wie sie genossen zu werden verlangen. Ich bin aber heute gar nicht kontemplativ gestimmt, sondern gesellig und zum Plaudern. Kommen Sie, lassen Sie uns unsern Reinhold begrüßen: er zeichnet dort unten nach dem herrlichen Rumpf des Ringers. Eben ist er aufgestanden. — Wie gehts, lieber Reinhold? Sie scheinen verdrießlich.

Reinhold. Die Zeichnung will nicht nach meinem Sinne werden.

Louise. Es geht Ihnen, wie Wallern auch mitunter, wenn er sich an den Pindar oder Sophokles macht. Er hat zum Uebersetzen nur Deutsche Worte, Töne und Rhythmen, Sie nur schwarze Kreide.

Reinhold. Ach, wenn meine Zeichnung eine Uebersetzung wäre! Sie ist kaum ein dürftiger Auszug, deren man hundert verschiedne machen könnte. Will ich alles übertragen, was ich an den Umrissen

wahrnehme, so fällt es bey diesem Maaßstabe leicht ins kleinliche; und mit jeder Parthie, die ich in größere Massen zusammenschmelze, geht etwas von der Bedeutung verloren. Dann sind die Uebergänge so leise, die Ein- und Ausbiegungen, die Flächen, Wölbungen und Vertiefungen, alles das flieht und verfolgt einander, daß man niemals sicher ist, die rechte Richtung zu haben.

Louise. Sie haben Recht, das ist sehr mühselig. Wenn Sie ein Gemählde kopiren, da können Sie recht herzhaft auf der Palette eintunken, und auf einmal einen großen Fleck überstreichen, wie wir es alle Tage auf der Gallerie geschehen sehn.

Reinhold. Sie wollen mich nur necken. Sie wissen zu gut, daß die Tinten sich eben so unmerklich und unendlich abstufen, als die Umrisse sich verlaufen.

Louise. Es mag seyn, daß die Schwierigkeiten der Hervorbringung für beyde Künste gleich groß sind; aber das geben Sie mir doch zu, daß die Bildnerey für den Betrachter die sprödere Schwester ist. Die Mahlerey macht es einem leichter, sie zu genießen, sie spricht so unmittelbarer in unsre Sinnenwelt hinein.

Reinhold. Ja, was nennen Sie so etwa genießen?

Louise. Mich der schönen Darstellungen erfreuen, mich daran sättigen, sie ganz in mich aufnehmen.

Reinhold. Das reicht lange nicht hin, um ein Bild gründlich zu beurtheilen, geschweige denn um ihm abzusehn, wie man selbst etwas machen soll.

Louise. Was Sie da nennen, sind ja Geschäfte, lieber Reinhold. Legt der Künstler sich selbst ein so schweres Geschäft auf, bloß um Andern wieder das Leben sauer zu machen? Man soll sich ohne Mühe ergötzen, das ist ja die Absicht.

Reinhold. Aber es muß einen doch ärgern, wenn Leute, die nicht einen Strich zu machen im Stande sind, herumgehen, und die größten Meister keck durch einander tadeln. Hier vermissen sie dies; jenes sollte so seyn, und wenn es nach ihnen ginge, kämen arge Mißgeburten heraus.

Louise. Ich merke, Sie hätten nicht übel Lust, uns beym Eintritt in einen Kunstsaal immer einen kleinen Maulkorb vorhängen zu lassen. Ihnen sind also die Fremden die liebsten, die mit offnen Nasen und Ohren sich stumm durch die Gallerie hindurchstaunen?

Reinhold. Immer noch lieber als die, welche beständig darauf gespannt sind, etwas Sinnreiches und Originelles zu sagen, und um dies vorzubringen, sich gar nicht die Zeit gönnen, ordentlich zu sehn.

Louise. Allerdings, die sind unleidlich. Sie werden mich doch nicht darunter rechnen, weil ich gern über Kunstwerke schwatze? Ich sehe, ich bemerke anhaltend und wiederholt; ich sammle die Eindrücke in aller Andacht und Stille: aber dann muß ich sie innerlich in Worte übersetzen. Dadurch bestimme ich sie mir erst recht, dadurch halte ich sie fest, und diese Worte suchen dann natürlich den Ausweg in die Luft.

Reinhold. Sie thun alles auf eine so artige Weise, daß man Ihnen nichts verbieten kann. Wenn Ihre Bemerkungen nur nicht als ein eigentliches Urtheil gelten sollen.

Waller. Das trockene Urtheilen wollen wir gern den Kunstverständigen überlassen. Allein wir werden doch das Recht haben, Eindrücke mitzutheilen, die unser eignes Werk sind?

Reinhold. Eignes Werk? wie so? sie wären also willkührlich?

Waller. Selbstthätigkeit ist noch wesentlich von Willkühr unterschieden. Eine Wirksamkeit kann nach der gegebenen Anregung nothwendig und doch unser eigen seyn. Daraus, daß die Eindrücke eines Kunstwerkes bey verschiednen Personen an Reichthum und Tiefe und Zartheit so erstaunlich weit von einander abstehen, leuchtet es ein, wie viel auf das ankommt, was der Betrachter mit hinzubringt.

Reinhold. Ihre philosophischen Sätze verstehe ich nicht zu prüfen. Aber das weiß ich gewiß: der Eindruck ist nur ein Schatte von dem Gemählde oder der Statue; und wie unvollkommen bezeichnen wieder Worte den Eindruck! Das Rechte kann man gar nicht nennen.

Waller. Die Sprache vermag, wie Sie es nehmen wollen, alles oder nichts.

Reinhold. Ja, die Sprache pfuschert an allen Dingen herum: sie ist wie ein Mensch, der sich dafür ausgiebt, von allem Bescheid zu wissen und darüber oberflächlich wird.

Waller. Lästern Sie nicht die große Schöpferin der Dinge, die einmal in der Seele des ersten Menschen rief: es werde Licht, und es ward Licht. Das einzelne Wort thut es freylich nicht, eben so wenig als der Zauber der Mahlerey in den abgesonderten Farben auf Ihrer Pallette liegt. Aber aus der Verbindung und Zusammenstellung der Worte gehn nicht nur Gestalten hervor: die Rede giebt ihnen auch ein Kolorit und kann stärker oder sanfter beleuchten.

Louise. Brav! Diesmal reden Sie ganz nach meinem Herzen.

Waller. Freylich muß sie, um hierin die höchste Vollkommenheit zu erreichen, auch die Töne mit Wahl zusammenstellen, und die Bewegungen nach Gesetzen ordnen.

Louise. O weh! Es soll also förmlich gedichtet seyn. Mit den Sylbenmaßen habe ich mich niemals abgegeben.

Reinhold. Nun, Waller, zeichnen Sie mir doch einmal den verwünschten Ringer da mit Worten ab, da ich schon mit meiner Kreide so sehr den Kürzeren gegen ihn ziehe.

Waller. Sie verstehen mich unrecht, bester Freund. Es fällt mir nicht ein, mit der Sprache eben das ausrichten zu wollen, was nur ein sinnlicher Abdruck leisten kann. Ich sage bloß, daß sie fähig ist, den Geist eines Werkes der bildenden Kunst lebendig zu fassen und darzustellen.

Reinhold. Dieser so genannte Geist ist immer nicht die Sache selbst.

Waller. Machen Sie es nicht wie ein berühmter Philosoph, der sich die Auslegung seiner Schriften nach dem Geiste gradezu verbittet und nach dem Buchstaben verstanden seyn will. Für manche Künstler wäre die Vorkehrung freylich unnütz, denn sie haben bloß den Buchstaben der Kunst.

Louise. Lieber starrsinniger Reinhold, wie Sie sich dagegen setzen, daß man Statuen und Gemählde, die für sich ewig stumm sind, auch einmal reden lehren will! Wie soll man sich denn mit ihnen beschäftigen?

Reinhold. Sie unermüdlich studiren, und dann selbst etwas gutes hervorbringen.

Louise. So arbeitete ja der Künstler immer nur für den Künstler; Eine Gemähldesammlung würde auf die andre gepfropft, und die Kunst fände, wie es leider oft der Fall ist, in ihrem eignen Gebiete den Ursprung und das Ziel ihres Daseyns. Nein, mein Freund, Gemeinschaft und gesellige Wechselberührung ist die Hauptsache.

Waller. Sehr wahr: es ist mit den geistigen Reichthümern wie mit dem Gelde. Was hilft es, viel zu haben und in den Kasten zu verschließen? Für die wahre Wohlhabenheit kommt alles darauf an, daß es vielfach und rasch cirkulirt.

Louise. Und so sollte man die Künste einander nähern und Uebergänge aus einer in die andre suchen. Bildsäulen belebten sich vielleicht zu Gemählden, (verstehen Sie mich recht, es sollte eine Verwandlung von Grund aus seyn, nicht wie manche Schüler ihre stei-

nernen Akademien in ein Bild bringen) Gemählde würden zu Gedichten, Gedichte zu Musiken; und wer weiß? so eine feyerliche Kirchenmusik stiege auf einmal wieder als ein Tempel in die Luft.

Waller. Es wäre nicht das erste Mal. Sie treffen, ohne daran zu denken, auf die Fabel vom Amphion, die der wackre Z. so gern hat, weil er zugleich die Baukunst und die Musik übt.

Louise. Für alle Künste, wie sie heißen mögen, ist nun doch die Sprache das allgemeine Organ der Mittheilung; daß ich bey Wallers Gleichniß stehen bleibe, die gangbare Münze, worein alle geistigen Güter umgesetzt werden können. Also plaudern muß man, plaudern! — Aber mich däucht, unser Gespräch fängt an im Kreise herumzugehen. Kommen Sie, Reinhold, Ihr Portefeuille zu! Sie werden heute doch nicht mehr an dem Ringer arbeiten. Lassen Sie uns ins Freye hinaus, in das Gebüsch; und weil Sie so sehr für das Ausüben, für das Hervorbringen sind, so wollen wir nicht länger vom Plaudern über Kunstwerke plaudern, sondern ich will Ihnen etwas schon fertig Geplaudertes zum Besten geben.

Reinhold. Ey, das wäre! Da bin ich gleich dabey. Sie wissen, ich bin kein großer Leser, aber wenn man mir vorlesen will und mit so gefälliger Stimme —

Louise. Schade was für die Stimme! Es ist nur, weil Sie unterdessen bequem mit dem Bleystift oder der Feder etwas auf das Papier kritzeln können, was Ihnen zu lassen unmöglich ist.

Waller. Ich bin erstaunt, liebe Louise. Sie haben mir ja nichts von Ihrem Unternehmen merken lassen, außer daß Sie von der Gallerie immer so gedankenvoll nach Hause gingen, wie jemand, der eine Bestellung hat, und um sie nicht zu vergessen, sie sich in einem fort wiederholt.

Louise. Sie glauben also, man müßte Sie bey allem zu Rathe ziehn. Gehen wir, ich erzähle Ihnen den Anlaß unterwegs. — Sie wissen, meine Schwester Amalie hatte gehofft, diesmal nach Dresden mitreisen zu können; es traten Hindernisse ein, und sie band es mir beym Abschiede auf die Seele, ihr etwas von meinem hiesigen Genusse mitzubringen. Da bin ich nun recht treu zu Werke gegangen. Ich bin mißtrauisch gegen meine Flüchtigkeit gewesen, ich habe die Fantasie unter das Auge gefangen genommen, und mich so recht in die Bilder hineinzusehen bemüht. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht in Gefahr war, durch den Gebrauch der privilegirten Kunstwörter Amalien unverständlich zu werden. Es erschallt hier zwar genug um mich her von impasto, von Halbtinten, von Karnazion, von Pyramidalgruppen, von Kontrapost, von beaux accidens de lumiere und so weiter, daß ich wohl einige dieser Ausdrücke hätte erhaschen können: aber mir ist, als würde mir durch sie das wieder verdunkelt, was ich an sich klar genug erkenne.

Waller. Einige davon sagen nichts mehr als die Ausdrücke des gemeinen Lebens; andre gehen dar-

auf aus, den Geist der Kunst (mit Ihrer Erlaubniß, Reinhold) auf mechanische Griffe herunterzusetzen.

Reinhold. Jedem Handwerke wird ja seine besondre Sprache vergönnt. Es sind doch nützliche Abbreviaturen, womit man sich am geschwindesten verständigen kann.

Waller. Nur werden sie gar zu oft gemißbraucht, um damit den Kenner zu spielen, da sie nichts weiter beweisen, als daß einer den Buchstaben des Buchstabens inne hat.

Louise. Die Beschreibungen von dem Höchsten und Göttlichsten, die solche zungenfertige, achselzuckende Kenner geben, sind in der That Skelette, todtgeschlagne Bilder, in der Vorrathskammer ihrer dürren Köpfe in den Rauch gehängt.

Waller. Genug von ihnen. Haben Sie bey Ihren Darstellungen kein Vorbild vor Augen gehabt?

Louise. Nicht daß ich wüßte.

Waller. Kennen Sie Diderots Salon de peinture?

Louise. Ob ich das kenne? Ich habe mir aber seine durch und durch geistvollen Schilderungen jetzt mit Fleiß entfernt. Sehen Sie, fürs erste bin ich keine Französin, und dann bin ich eine Frau, und möchte nicht gern für kocket gehalten werden. Diderot kockettirt offenbar mit seinem Feuer, seinem leichten Gesellschaftstone, selbst mit seiner brusquerie. Ferner ist es ganz etwas andres: einige der vorzüglichsten Gemählde in einer der ersten Sammlungen, oder eine Ausstellung beschreiben, wo reines und un-

reines neben einander steht, und vielleicht unter dem ganzen Haufen kein einziges Kunstwerk vom ersten Range befindlich ist. Da ist der rittermäßige Ton schon eher erlaubt; Diderot hat doch die Lobsprüche wohl noch zu sehr verschwendet, und unter den vielen Wendungen, womit er das Schlechte abzuweisen weiß, muß man ihm einige witzige Ungezogenheiten schon zu Gute halten.

Waller. Ich glaube mit Ihnen, daß die Züge seiner Feder unsterblicher seyn werden, als die geschilderten Werke des Pinsels und des Meißels.

Louise. Daß ich Ihnen auch ein Urtheil abfordre: was halten Sie von Forsters Kunstbeschreibungen in seinen Ansichten?

Waller. Es sind eigentlich Ansichten, interessante aber sehr persönliche. Wäre der Kunstsinn des edlen Mannes eben so scharf gewesen, als sein sittliches Gefühl regsam und zart, so hätte er alle Foderungen befriedigt. So aber verwechselt er oft dieses mit jenem, ja es scheint bey ihm nie zu einer rechten Absonderung gekommen zu seyn. Er sucht die Würde des Gegenstandes und vergißt darüber das Verdienst der Behandlung. Deswegen wird er zuweilen unbillig gegen Niederländische Meister, wo das letzte vorwaltet. Manchmal hat er indessen einen liebevollen Enthusiasmus mit viel Seele ausgesprochen.

Louise. Ich will mich nicht rühmen, daß ich schon zu der Abstrakzion gediehen wäre, keine Vorliebe für den edleren Gegenstand zu hegen, und die Poesie der Darstellung am Gemeinen mit eben der Lust auf-

zufinden. Ich hatte ja die Wahl. Sie werden nicht böse seyn, wenn ich Sie am meisten in den Italiänischen Saal führe.

Reinhold. Hier, dächte ich, ließen wir uns nieder: wir können keinen bequemeren und anmuthigeren Sitz finden. Vor uns der ruhige Fluß; jenseits erhebt sich hinter dem grünen Ufer die Ebne in leisen Wellen, dort unten spiegelt sich die Stadt mit der Kuppel der Frauenkirche im Wasser, oberhalb ziehn sich Rebenhügel dicht an der Krümmung hin, mit Landhäusern besäet und oben mit Nadelholz bedeckt.

Louise. Ich bin es gern zufrieden. Setzen wir uns, wir werden hier ungestört seyn. Im Angesicht dieser lachenden Gegend hören Sie vielleicht um so lieber ein paar Beschreibungen von Landschaften, die ich Ihnen gleich zu Anfange geben will.

Waller. Wenn die Mahlerey nur nicht grade in diesem Fache gegen die Größe der Natur am meisten verlöre! Alle Landschaftmahlerey ist doch nur eine Art von Miniatur.

Reinhold. Weswegen sollte sie? Miniatur besteht darin, wenn ein Gegenstand klein und dabey mit einer Deutlichkeit in seinen Theilen abgebildet wird, die sie nicht haben könnten, wenn die Verkleinerung von der Entfernung herrührte. Dies braucht der Landschaftsmahler so wenig zu thun, daß es vielmehr allen Zauber zerstört, wenn er es sich zu Schulden kommen läßt.

Waller. Aber wie muß er einen weiten Horizont, ein hohes Gebirge, den gränzenlosen Ozean auf seiner Leinwand zusammendrängen!

Reinhold. Es drängt sich von selbst zusammen. Blicken Sie nur durch eine kleine Fensterscheibe oder durch die hohle Hand ins Freye hinaus, und welche Menge von großen Gegenständen wird Ihr Auge umfassen.

Waller. Dennoch giebt mir das Bild nie den Eindruck einer furchtbaren und unermeßlichen Größe wie der Gegenstand in der Natur.

Reinhold. Weil sie uns da so umgeben, oder wir uns ihnen so nähern können, daß sie von allen Seiten über den Sehwinkel hinausgehen und das Auge erst allmählig ihre ganze Ausdehnung durchläuft. Dicht unter herabdrohenden Felsenmassen haben wir freylich den Maßstab unsrer eignen Kleinheit sehr bey der Hand.

Louise. Sie haben Recht: es ist ordentlich schauerlich, daß die Welt so groß ist. Wenn ich Abends den gestirnten Himmel sehe, und mir die erstaunlichen Entfernungen denke, so wird mir zu Muthe, wie jemanden, der auf einem kleinen Kahn mitten auf dem weiten Meere schwebt.

Reinhold. Sie denken die Entfernungen auch nur, Sie sehen sie nicht. Die Mahlerey unternimmt ja nicht die Gegenstände abzubilden wie sie sind, sondern wie sie erscheinen. Wie groß erscheint denn die Landschaft vor uns? Ihre Antwort würde hier noch ziemlich ruhig ausfallen, nicht weil Sie den Umfang wirklich sehen, sondern weil Sie ihn historisch wissen. Die Entfernung der Stadt haben wir ungefähr mit den Füßen ausgemessen, und am äußersten Horizont

bemerken wir die viereckigen Felsen vom Königstein und Lilienstein. Aber wie groß erscheint der Himmel? wie groß das Meer? Das Auge an sich kennt nur die scheinbare Größe der Gegenstände in ihrem Verhältnisse unter einander: ein naher Raubvogel, der ein entferntes Wölkchen verdeckt, ist ihm eben so groß. Auf die Entfernungen schließen wir nur aus den gedämpfteren Farben und verlohrneren Umrissen; und so berechnen wir die wahre Größe, indem wir nahe bekannte Gegenstände, einen Baum, eine menschliche Figur als Maßstab zu Hülfe nehmen. Dergleichen setzt der Landschafter in den Vorgrund hin.

Waller. Muß sie aber doch beträchtlich verkleinern.

Reinhold. So entfernt er sie auch zugleich; nur etwa einigen Kräutern und Blumen ganz am Rande des Bildes giebt er ihre volle Bestimmtheit. Da in diesem Zweige der Kunst die Luftperspektiv vorzüglich zu Hause ist, so hat sie das Mittel ganz in ihrer Gewalt, auf einem kleinen Raume das Große groß darzustellen. Es läßt sich sogar denken, daß sie in das Kolossalische überginge.

Louise. Lassen Sie ihn, Reinhold. Er hat es gegen die Landschaftmahlerey, weil die Alten wenig daraus gemacht haben, und weil er die beschreibende Poesie verabscheut. Vielleicht kommt in den folgenden Beschreibungen etwas vor, was dienen kann, ihn zu widerlegen.

„Ich sah drey Landschaften neben einander, von Salvator Rosa, Claude Lorrain und Ruis-

dael. Die erste ist eine beschränkte Gegend von Bäumen, Wasser und Gestein. Keine hohen Felsen: rechter Hand nur lehnt sich eine bewachsne Masse von Stein sanft hinauf; durch das mittlere Gesträuch hin wird eine Andeutung in die Ferne sichtbar. Mehr rechts vertieft sich das Wasser in die Büsche hinein; ein großer Stein tritt von der linken Seite (nämlich des Zuschauers, nicht des Bildes; so werde ich die Ausdrücke rechts und links in dem folgenden immer gebrauchen) hell hervor. Auf diesem stehn und sitzen in Gespräch begriffen drey Männer, wahrhaft sprechende Figuren. Aber gleichsam wie die erste Gestalt auf dem Bilde zeichnet sich vor den Bäumen zur Linken ein starker unbelaubter Stamm aus. Er strebt wie ein herrschendes Wesen in die Höhe und Breite, man glaubt beseelte Kraft in ihm wirken zu sehen, und die Männer unter seinen Aesten stehn wie seine Diener da. Die Farben ihrer Kleidung stimmen mit denen des Stammes und den hellen Partien des Gesteins überein; sie gehn ins gelblichte und graue, so daß das Schönste und Charakteristische des Bildes wie erleuchtet aussieht. Alles ist auch hier des Geistes voll, alles ist rege. Die Bäume haben kein ruhiges Laub: die Luft scheint es zu zerreißen, und in lang hinstrebende Parthien zu theilen. Doch tobt kein Ungestüm an diesem einsamen Orte; das stille Blau des Himmels blickt hinter den grauen Wolken hervor, und die Bewegung, die ich erblicke, ist erhabnes Leben, nicht wildes Gemüth. Auf andern Landschaften kann man sich vielleicht abgesonderter in die Oede verlieren:

hast Du Dich hier einheimisch gemacht, so bist Du in der Gesellschaft einer begeisterten Seele. Es ist, als führten die wunderbaren menschlichen Gestalten zur näheren Gemeinschaft mit ihr: die romantische Stellung und Tracht, wiewohl diese nur einfache Landleute oder Bewohner der Wildniß ankündigt, der Ort wo sie sich bereden, alles macht die bedeutendste Gegenwart. Nicht der Zufall hat sie versammelt, sie sind eins mit dem Ganzen, und vollenden den bestimmten Ausdruck, den selbst der oberflächliche Beobachter nicht verkennen wird. Wen auch Landschaftsstücke sonst gleichgültig ließen, auf den würde dieses noch die Wirkung eines historischen Gemähldes machen können, wie die Musik wenigstens zu irgend einem großen Text.

Claude Lorrains Imagination ist gemäßigter und in der schönen Wahrheit daheim. Sein warmer lichter Himmel, seine feuchten bewachsenen Felsen, über denen der Duft der Vegetazion schwebt, sind in ihrer Gattung wie die Farbengebung des Tizian. Das Stück, von welchem die Rede ist, stellt eine wirkliche Gegend bey Neapel vor. Man sieht Ischia und Capri über den Horizont hervorragen. Zwey hohe Felsenparthien treten von der Rechten ins Meer hinein, und das Meer in Schatten zwischen sie. Dahinter ist die Stadt nebst Hafen und Schiffen angedeutet. Dicht vor dem Bilde verliert sich die Ferne, man wird kaum die Spur des Pinsels gewahr: in der gehörigen Weite zeigt sie sich eben so treu und zweifelhaft, wie das Auge sie in der Wirklichkeit abreicht. Auf der linken

Seite des schmalen Vorgrundes stehen ein paar himmelhohe Bäume, die das Ganze für den ersten Blick so schön einschließen. Hinter dem Vorgebirge erhebt sich wie eine Wolke der Gipfel des Vesuv, dessen unterirdische Flammen vor der Morgensonne erblassen. Sie leuchtet mit sanftem Schein um die Felsen her. Keine Lichtgesäumten Gewölbe; es ist reiner Glanz, nur vom Hauch der Frühe gemildert, und der Körper selbst eben sichtbar, der ihn ausströmt. Unbeschreiblich harmonisch vermischt er sich mit dem grünlichen Meer, worauf auch der Nebel noch ruht, kaum gefärbt von dem Strahle, welchen die Sonnenscheibe herübersendet. Die ganze Luft ist mitgemahlt: kein Gegenstand steht nackt da, ihr durchsichtiger Schleyer ist über ihn geworfen. Man sieht in die Vertiefung zwischen die Felsen, oder auf die weite Meeresfläche hinaus: der Gesichtspunkt ist überall gleich vortheilhaft. Es ist aber in der Natur dieser Landschaft, daß man in sie hinausblickt, ohne in und auf ihr zu wohnen. Sie bedürfte daher keine Figuren zu ihrer Belebung. Eine solche Ferne scheint doch niemals einsam, das Leben des Unbeseelten webet über ihr, das wiederum Seele aus sich selber schafft. Da Claude keine Figuren mahlte, so hat Allegrini den Vorgrund mit einer Gruppe verziert, wo Acis und Galatea liebkosend zusammen ruhn; auf dem Vorgebirge liegt der eifersüchtige Polyphem. Das Zelt von violetter Farbe, welches die Liebenden schirmt, und ihre hellen Gewänder ziehn doch das Auge zu sehr an sich, und stören anfangs die süße Ruhe, die über die Landschaft ausgegossen ist. Denn

man muß sich keinesweges einen prahlenden Sonnenaufgang dabey denken. Das Auge wird im Vorgrunde durch die Schatten, worin dieser und die Felsen ruhn, geschont, und in der Ferne durch die stille Behandlung des Glänzenden. Man entdeckt nicht einmal die Sonnenscheibe sogleich, und der Tag scheint erst höher herauf, indem man vor dem Bilde steht.

Wie ganz anders ist Ruisdael und doch wie vortrefflich, selbst in seiner Beschränktheit! Hier ist eins seiner größeren Stücke, eine durchsichtige Baumgegend auf wasserreichem Moorgrunde. Jeder Stamm sondert sich von dem andern, und weicht bis zu der fernen Helle, unter dem Laubwerke hin, zurück. Eine glänzende Wolke, halb hinter den Wipfeln der Bäume versteckt, wirft die herrlichsten Wiederscheine zwischen sie auf den Boden hinunter, welche das breite Gewässer des Vorgrundes nochmals in einen dunkeln Spiegel aufnimmt. Dieses ist mit Pflanzen und Gesträuch durchwachsen, die seine Schatten vertiefen, und zugleich durch die Reflexion der kleinsten wie der großen Gegenstände ganz durchsichtig machen. Die vorderen Stämme heben sich um so mehr hervor, weil es meistens Buchen mit weißer Rinde sind; der ansehnlichste darunter ist völlig nackt, und stellt sich, besonders wo er oben herunter schräg abgespaltet ist, sehr täuschend dar. Die durch Verschiedenheit der Töne äußerst mannichfaltigen Baumpartien sind mit so viel Freyheit als Fleiß gearbeitet. In einigen bräuneren Tinten zeigt sich der nahende Herbst. Das Laub selbst hat wenig Abwechselung. Ruisdael kannte nur

eine einseitige Natur, allein in dieser hat er eine Wahrheit, die jedesmal wieder innig aus ihm selbst hervorzugehen scheint. Was er darstellt, ist oft schauerlich oder dürftig; die Behandluug läßt uns aber bey ihm an Oertern verweilen, wo wir uns in der Wirklichkeit nicht wohl befänden. Er zieht dabey die Gegenstände so nahe an sich heran wie möglich, und läßt nur selten eine Ausflucht in die Ferne zu, ihnen zu entkommen. Wo seine Schatten nicht nachgedunkelt haben, die auf manchen seiner Bilder undurchdringlich sind, ist sein Grün von großer Wahrheit, und wie aus den frischesten Quellen getränkt. Hier ist es zugleich gefällig und dieser sanftere Ton erstreckt sich bis auf den Himmel, den er sonst meistens aus dem neblichten Norden nimmt. Ueberhaupt schwimmt das Ganze in nasser Klarheit, und wenn von ungefähr ein Sonnenblick darauf fällt, wird es in Magie verwandelt. Eine Hirschjagd belebt die Szene, oder vielmehr sie soll es thun. Adrian van der Velde hat die Figuren darauf gesetzt, und sie sind nicht ganz mit dem übrigen durch die nächsten Wirkungen verbunden. Der Jäger, der am Ufer hinsprengt, macht sich gut. Der Hirsch aber, welcher durch das Wasser setzt, und die Hunde ihm nach, lassen hier keine Bewegung zurück, die eine wahre Schönheit hinzugefügt hätte, und spiegeln sich ganz bestimmt in ruhiger Fläche. Freylich wird man diesen Mangel nur spät gewahr in dem harmonischen Bilde, vor dem man mit Wohlgefallen und Bewunderung verweilt, ob Ruisdael gleich nicht so lieblich die Sinne bezaubert wie Claude, noch so lebendig zum Geiste redet wie Salvator."

Sind Sie ausgesöhnt, Waller?

Waller. Mir däucht, Sie erheben die Darstellung zu sehr gegen die Natur, da Sie doch durch Ihre Schilderung jene zum Theil wieder in diese verwandeln.

Louise. Das letzte ist wahr: seit ich mich mit diesen Dingen viel beschäftige, sehe ich eine wirkliche Gegend mehr als Gemählde, und ein Landschaftsstück suche ich mir zu einer wahren Aussicht zu macheu. Aber wie können Sie mir das erste vorwerfen, da Sie immer davon ausgehen, der menschliche Geist schreibe der umgebenden Welt sein Gesetz vor, und schaffe und modle sie nach sich?

Reinhold. Ich muß Louisen vertheidigen. Es versteht sich von selbst, lieber Freund, und wir geben es gleich zu, daß die Kunst als bloße Abschrift der Natur gegen das ewige Regen und Weben derselben unendlich zurückstehen müßte. Eben deswegen soll sie den Abgang durch etwas von wesentlich verschiedner Art ersetzen. Der Künstler kann die landschaftliche Natur nur durch Wahl und Zusammenstellung verbessern, nicht an sich erhöhen. Dagegen leiht er dem Anschauer seinen erhöhten Sinn für sie, oder vielmehr er stellt den allgemeinen Sinn her, wie er ursprünglich beschaffen ist. Er lehrt uns sehen. Drollig genug, daß man es in dem Grade verlernen kann. Aber wann sieht man auch einmal um des Sehens willen? Es geschieht immer in andern Geschäften. Man rühmt den Sinn des Auges als den edelsten, und den Verständigen mag er es deswegen seyn, weil er zur Erkenntniß so behülflich ist, dem großen Haufen gewiß nur wegen seiner Brauchbar-

keit in der Haushaltung. Es ist uns gar nicht darum zu thun, wie die Diuge erscheinen, sondern wie sie sind: das heißt, wie sie sich greifen und handhaben lassen. Wir begnügen uns, ein Individuum immer wieder zu erkennen, und die wirklichen Veränderungen wahrzunehmen, die mit ihm vorgehn, ohne auf die tausend verschiedenen Ansichten zu achten, unter denen es sich uns darbietet. Von der ersten Kindheit an verbinden wir mit dem Gebrauch des Auges Wahrnehmungen andrer Sinne und eine Menge Schlüsse, die uns so geläufig werden, daß wir alles unmittelbar zu sehen glauben. Im Grunde sind wir uns aber dessen was uns umgiebt, so lange es beym Gewöhnlichen stehen bleibt, mehr bewußt in so fern wir es wissen, als in so fern wir es sehen.

Waller. Mit dem Gehör geht es im Ganzen eben so zu. Die Anlage zum Mahler und Musiker liegt also wohl darin, daß man von Jugend auf diese Sinne nicht bloß wie Hausthiere zähmen und abrichten läßt, sondern neben der nützlichen Anwendung ihre freye Thätigkeit und die Lust daran behauptet.

Louise. Ja ja, der Geruch ist am Ende der edelste und am meisten poetische Sinn, weil er weniger dem Bedürfnisse dient. Seine lieblichen dunklen Anregungen scheinen mir am nächsten mit den Zaubereyen der Phantasie zusammenzuhängen: der Duft einer Orangenblüthe versetzt mich in die glückseligen Inseln.

Reinhold. Wenn meine Bemerkungen richtig sind, so wissen wir auch, was wir von dem Urtheile derer zu halten haben, welche die Färbung und Be-

leuchtung, die Mittel, wodurch die Körper erst erscheinen, zu untergeordneten Theilen der Mahlerey, oder wohl gar zu unwesentlichen Reizen derselben herabsetzen. Sie ist ja eigentlich die Kunst des Scheines, wie die Bildnerey die Kunst der Formen; und wenn ich nicht fürchtete, in Ihre philosophischen unausführbaren Foderungen hineinzugerathen, Waller, so möchte ich sagen, sie soll den Schein idealisiren. In der Wirklichkeit gewöhnen wir uns, über ihn weg, oder durch ihn hindurch zu sehen: wir vernichten ihn gewissermaßen unaufhörlich. Der Mahler giebt ihm einen Körper, eine selbständige Existenz außer unserm Organ: er macht uns das Medium alles Sichtbaren selbst zum Gegenstande. Wir sollen also bey dem Schein verweilen, und wie kann er das verdienen, wenn er nicht auf das bedeutendste und wohlgefälligste gewählt und dargestellt wird.

Waller. Die Mahlerey soll also täuschen?

Reinhold. Nicht doch: auch bey der kunstvollsten Nachahmung ist sie schon dadurch vor diesem Abwege gesichert, daß es ihr an einer wahren Lichttinte fehlt.

Louise. Haben Sie die durchsichtigen Mondscheinlandschaften schon vergessen, womit wir uns manchmal unterhielten? Die sind doch mit wahrem Lichte gemahlt.

Reinhold. Dafür sind sie auch keine Kunstwerke, sondern nur eine artige Gaukeley.

Waller. Aber die Täuschungen, die, wie man bezeugt, wirklich durch Gemählde hervorgebracht worden sind?

Reinhold. Sie fanden vermuthlich nur bey besondern Veranstaltungen und auf einen Augenblick Statt. Am empfänglichsten dafür werden entweder solche seyn, die ihre Sinne blindlings gebrauchen, ohne sich im mindesten Rechenschaft davon zu geben; oder im Gegentheil die Meister im Sehen, deren Einbildungskraft immer auf die Erscheinung gerichtet ist.

Louise. Auf die Art hätte die Fabel vom Zeuxis und Parrhasius, daß sie mit ihren gemahlten Sachen die unvernünftigen Thiere betrogen haben, demnächst aber einer den andern, einen recht feinen Sinn.

Waller. Bey der Abstrakzion, worin Sie das Wesen der Mahlerey fassen, und der Ausdehnung, mit der Sie ihre Gränzen bestimmen, nehmen Sie auch wohl das Stillleben in Schutz?

Reinhold. Ganz gewiß.

Waller. Und machen die Landschaftmahlerey zur höchsten Gattung, weil in ihr das bloße Phänomen eine so wichtige Rolle spielt?

Reinhold. Vielleicht. Indessen halte ich überhaupt nichts von solchen Rangstreitigkeiten.

Waller. Man sieht aber doch, daß die Landschafter, wo sie können, über ihre Gattung hinaufstreben. Sie bevölkern die Szene nicht nur mit Figuren, sie bringen Geschichten darauf an; und wenn sie dazu selbst nicht genug zu zeichnen wissen, so lassen sie sie von andern hinsetzen. — Als ob ich Ihre Vorliebe

für den Salvator Rosa nicht gemerkt hätte, Louise, die Sie eben darum hegen, weil er die Natur bloß wie eine Schrift braucht, in deren großen Zügen er seine Gedanken hinwirft. Wenn ein Satyriker zum Landschaftmahler gemacht ist, so werden Idyllendichter sich wohl mit Glück im Schlachtenmahlen versuchen.

Louise. Ich gestehe, wenn man sagte, diese Landschaft rühre von einem Dichter her, so würde ich nicht auf einen Idyllendichter rathen, jedoch auch schwerlich auf einen Satyriker, vielmehr auf einen feurigen Lyriker, und das ist Salvator vielleicht in seinen Satyren. Wenn der Mahler, wie Reinhold sagt, dem Scheine einen Körper giebt, so muß er ihm ja auch eine Seele einhauchen, und dies darf doch wohl seine eigne seyn.

Reinhold. Allerdings kann der Landschaftmahler zu willkührlich in die Natur hineindichten. Allein es ist ein wesentlicher Mangel, wenn man der Darstellung sogleich auf den Grund sieht, wenn sich der Schein in die bezeichneten Gegenstände gleichsam verliert.

Louise. Da Sie mir das eigentliche Kritisiren verboten haben, so freue ich mich, daß ich auf ein Beyspiel zu Ihrer Kritik gestoßen bin. Hören Sie nur.

„Eine große Landschaft von Hackert*), vier bis fünf Fuß hoch und etwa sechs Fuß breit, worauf eine Gegend von sehr weitem Umkreis bey Neapel ab-

*) Im Besitz des Herzogs Albert zu Sachsen-Teschen, jetzt mit andern Stücken zu Dresden im Zwinger befindlich.

gebildet ist. So wie Du davor stehst, vergissest Du bald die Mahlerey, und befindest Dich in einem entzückenden Lande. Du stehst auf dem braunen Vorgrunde, der von dem nächsten Boden durch einen weiten hinter ihm verborgnen Zwischenraum abgeschnitten ist. Ein weiter Kreis von Hügeln thut sich auf, die sich von einer Seite höher hinan lehnen und ringsum anmuthig heben und senken; die Augen ruhn auf einem stillen See aus, den jene in ihrem blühenden reichen Schooß eingeschlossen halten, und der gleichsam wieder das Auge der Landschaft ist. Jenseits der Hügel zeigt sich, da der Standpunkt ziemlich hoch angenommen worden, eine angebaute Ebne, mit leichten Erhöhungen und Dörfern. Ein Streif des Meeres scheidet das Land vom Horizont, über den der Gipfel einer vulkanischen Insel hervorragt und Schiffe sichtbar sind. Der heiterste Himmel mit wenigem Gewölk füllt den weiten obern Raum aus. Zu beyden Seiten des Vorgrundes erheben sich hohe Bäume; die zur Linken auf Felsenstücken, zwischen denen sich ein mit Fuhrwerk und Menschen besetzter Weg hineinzieht. Die Hügel sind mit Gebüsch und Reben, lieblichen Anpflanzungen und Wohnungen jeder Gattung überdeckt; zur Linken zeichnet sich eine größere Burg aus. Dieses reiche Detail können keine Worte aufzählen, da kaum die Augen dessen mächtig werden. Es ist mit großer Leichtigkeit und einem zugleich flüchtigen und genauen Pinsel dargestellt: nicht die Thüre in der Ecke eines Weinbergs, die offen steht und auf die Mauer daneben Schatten wirft, ist weggelassen, und alles durch den

Duft einer glänzenden Helle in einander gewebt. Der Wiederschein der Gegenstände im klaren See wird zum Theil noch von der Sonne erleuchtet: der Himmel geht in einem etwas tieferen Azur aus diesem Bade hervor. Die großen Bäume sind voll und kräftig hingeworfen; der linker Hand erscheint nur zu röthlich, samt den Felsen darunter, die in Dietrichschem Geschmack behandelt sind. Die weite Ferne ist täuschend. Der Ton der Hauptparthie weicht beträchtlich vom Vorgrunde ab, und geht schon ins Graue über. Nach mehren Landschaften von Hackert könnte dies, so wie der hohe Standpunkt, Gewohnheit bey ihm seyn: hier unterbricht es indessen die Harmonie nicht. Alle Farben des Bildes sind wie sein Himmel, sanft und freundlich, nicht stark aufgetragen, aber auch nicht durchsichtig, so daß man sie eher für gouache als für Oel ansehen möchte. Kein Lüftchen regt die Blätter oder kräuselt die Wellen; die südliche Heiterkeit ist überall ausgedrückt.

Woher kommt es aber, daß dieß blendende Gemählde in seiner weiten Ausdehnung dennoch keinen Eindruck von Größe und erhabnem Reiz macht, und nur wie ein leichter Syrenengesang in die Wirklichkeit lockt, die es wiederzugeben versucht? Ich glaube, weil es sie nach Art einer camera obscura wiedergiebt: das Große in einer netten Verkleinerung. Es wirkt weniger als die Natur vermag und doch nicht genug als Kunst. Vielleicht giebt es Flecke auf der Erde, die zu üppig für die Darstellung sind, welche sich gern Beschränkungen gefallen läßt, um dann erst, wie

über ihren Umfang hinaus, unendlich zu werden. Auch ließe sich denken, daß ein Künstler diesen Reichthum in einfachere Massen auffaßte, und durch das, was er anzudeuten unterließe, das Schönste in der Wirklichkeit erst in das Große für die Kunst verwandelte. So viel ist gewiß, Claude Lorrain, der in der nämlichen Natur lebte und mahlte, ist in einem edleren Styl mit ihr umgegangen. Und dann hat Hackerts Landschaft noch einen wesentlichen Mangel: der Schatten im Ganzen fehlt. Alles steht in schimmerndem Licht und reinen Farben da."

Reinhold. Das Kritisiren lassen Sie sich denn doch nicht gänzlich untersagen, Louise.

Waller. Wie billig. Wir können nicht charakterisiren, ohne daß darin auf gewisse Weise ein Urtheil enthalten wäre. — Ich gestehe, die Beschreibung hat mir größere Sehnsucht nach dem Lago Salernitano erregt, (denn dieser ist, wie ich höre, der Mittelpunkt der Aussicht) als nach dem Gemählde, das ich noch nicht Gelegenheit hatte zu sehen.

Louise. Jetzt müssen Sie mir nach Deutschland zurück folgen, und zwar zu unsern ehrenfesten Vorfahren. Ich habe ein altes Porträtstück beschrieben.

Waller. Das Porträt sollte vorzüglich ein Deutsches Talent seyn, da wir eine so treue Nazion sind.

Louise. Keinen Spott! Es giebt eine knechtische und eine freygesinnte, edle Treue, wovon Sie ein Beyspiel sehen sollen.

„Die gute alte Zeit, wo ein Familiengemählde noch ein Denkmal der Frömmigkeit, nicht der Eitelkeit

seyn durfte! Sie war des weisen Künstlers werth, der seine Personen nicht mit fremden Zierlichkeiten verkleidete, sondern ihre eigne Sitte und Art ausdrückte, und sie wahrhaft auf die Nachwelt brachte. So hat Holbein einen Bürgermeister von Basel, Jakob Meyer, mit den Seinigen gemahlt, wie alle sich der Mutter Gottes und dem Jesuskinde weihen. Diese steht in der Mitte unter einer Blende, zu ihrer Rechten kniet der Vater mit zwey Söhnen, zur Linken die Schwiegermutter, Frau und Tochter. Der Vater, zunächst an der Jungfrau, nach ihr hin, doch etwas mehr vorwärts gewandt; wie es scheint, (denn er wird großentheils verdeckt) auf beyden Knien liegend. Seine Kleidung ist schwarz mit Pelz gefüttert. Der Kopf mit dem kurz abgeschnittnen dunklen Haar drückt sich in den Nacken, das Kinn tritt vor, die gehobnen Hände greifen fest in einander. In seinen Geberden ist eine kräftige Inbrunst, ohne alle Frömmeley und Abgeschiedenheit von der Welt. Man sieht wohl, er faßt diese heilige Pflicht so herzhaft an wie jede irdische, und der biedre, wackre Bürger trägt die rüstige Thätigkeit seines Lebens in seine Andacht über, zugleich mit aller Würde, die ihn begleitet, wann er zu Rathe sitzt. Es ist ein herrliches unbekümmertes Zutrauen in dem Kopfe; das Gebet scheint die gesunde natürliche Farbe noch ein wenig erhöht zu haben. Kein Zug ist schlaff; sie drücken alle das wohl und recht gemeynte der Handlung aus, ohne daß doch einer überflüssig angestrengt würde. Dieß giebt ihm ein schönes Gleichgewicht, und eben das wahre Ansehen von schlichter bür-

gerlicher Kraft, welches dadurch noch verstärkt und selbst veredelt wird, daß der Kopf nicht durch die Kleidung vom Körper getrennt, sondern der ganze Hals sichtbar ist. Er hat ganz denselben Charakter wie das Gesicht, und ist mit seinen wenigen leisen Falten, die der Völligkeit mehr wie dem Alter zu gehören scheinen, auch so kernhaft gemahlt. Wäre er verdeckt, so könnte es aussehn, als ob der Nachdruck des Kopfes gleichsam aus der Kleidung hervorgepreßt wäre; nun gewinnt er ein weit freyeres und männlicheres Ansehen. Vor dem Vater kniet ein artiger Knabe, von zehn bis zwölf Jahren vielleicht, in einem hellbräunlichen weiten Rock, mit purpurnen Sammtstreifen, die mit goldnen Knöpfen geschmückt und befestigt sind. Er lauscht seitwärts weg, auf den kleineren Bruder hin, den er, die eine Hand lose auf seiner Schulter, die andre an seiner Brust, stehend vor sich hält. Sein Auge ist beynah trübe gegen des Vaters glänzend schwarzes, aber der Mund ist schön und bedeutend; der Kopf sehr länglicht; das helle starke Haar, im Nacken abgeschnitten, umschließt das Gesicht in ziemlich graden Linien und Ecken. Das blonde krausköpfige Bübchen steht dagegen, ganz seiner holden kindlichen Natur überlassen, nackt vorn auf dem Bilde, es hält den linken Arm mit der offnen Hand niederwärts ausgestreckt, und blickt ebenfalls nach der Seite hinunter. Sein Körper ist äußerst lieblich, zart und rund gehalten bey der großen Bestimmtheit der Zeichnung, das Gesichtchen recht schalkhaft, und so macht es den artigsten Kontrast gegen die Uebrigen, wie eine reizende

Blume in einem nützlichen Garten. Es ist eben so sehr außer der Familiengruppe, wie das Jesuskind, dem es an Schönheit aber überlegen ist. — Die weibliche Seite ist dieses Mal nicht die annehmlichste: hier offenbart es sich, daß die mit so viel Selbständigkeit und Liebe dargestellte Einfalt der Sitten nicht schön und natürlich, sondern eine gothische Eingeschränktheit ist, die für diesen Theil der Familie nothwendig in das Klösterliche übergehen muß. Hier sehen wir keine Hausmutter mit blühenden Töchtern, sondern zwey Nonnen von gesetzten Jahren. Die ältere kniet nächst der Blende, aber etwas weiter zurück als der Vater gegenüber. Von ihrem Gesicht ist nur ein kleines Dreyeck sichtbar: die weißen leinenen Tücher, die sie um den Kopf gebunden, schneiden sich auf der Wange, schräg vom Kinne herauf und vom Auge herunter. Unter dem Auge feine Fältchen. Die nämliche Tracht läßt bey ihrer Tochter doch mehr von dem Gesicht sehen: das Tuch geht nur unter dem Kinne durch, und auf der Stirn liegt ein durchsichtiger Streif. Beyder Kleidung ist schwarz, am Kragen mit Pelzwerk gefüttert: alles ist dicht und schwer eingehüllt, bis auf die Fingerspitzen, die den Rosenkranz zählen. Auch im Gesicht der letzten ist keine gegenwärtige Regung zu bemerken, doch schaut sie verständig aus großen braunen Augen. Man sieht wohl, daß diese das Hauswesen angelegentlicher betreibt, als selbst den Dienst der Heiligen. Die Tochter sieht man ganz im Profil, nach damaliger Weise kostbar geschmückt, weiß mit Gold, die Aermel sorgfältig bis auf die Knöchel der Hand

gefaltet und gepufft, um den Hals ein gestickter steifer Kragen, der Kopfputz sehr künstlich in Perlen und Filagran gearbeitet, an der Seite ist eine Flechte von braunem Haar darum her gebogen. Sie hat eine helle zarte Gesichtsfarbe, und macht darin, wie in der Pracht des Putzes, dem sehr länglichten Kopf und matteren Augen das Gegenstück des Bruders. Nur ihre Stellung ist ungeschickter: auf beyden Knien liegend, den Leib vorgebogen, den Kopf geneigt, die Schultern zurück. Sie betet am Rosenkranz, und sieht, die Wahrheit zu sagen, dabey etwas langweilig und etwas albern vor sich hin: man weiß nicht, ob es die Albernheit der Langenweile, oder die Langeweile der Albernheit ist. Sie gleicht einer Blüthe, die in harter Schale verschlossen gehalten wird, bis die Jahrszeit vergeht, in der sie sich entfalten könnte. Aber wie wahr und treu so recht das eigenste dieser Beschränkungen ergriffen ist, und wie die Mutter Gottes nun mit höherem freyerem Wesen dagegen erscheint, in holdseliger Pracht eine demüthige geistliche Königin! Ihre Ergebung ist liebevoll, ihre Züchtigkeit milde, sie senkt den Blick anmuthig, und die volle Wölbung der Augenlieder läßt seelenvolle Augen unter ihnen vermuthen. Der Mund ist von großer Lieblichkeit, unter den Augen aber fehlt diese: es ist da wie eine leere Stelle, wo sie verflogen wäre. Sie trägt auf dem Haupt eine reiche Krone, deren schmale Bogen wie Blenden jeder ein Heiligenbild, künstlich in Gold gearbeitet, enthalten; die aber, etwas zurückgeschoben, die hohe reine Stirn ganz erkennen läßt. Ihr blondes Haar fließt

anfangs beynahe schlicht, nachher in dünnen Wellen über die Schultern herab. Ihre Kleidung ist ein dunkelgrüner Mantel, wovon wenig zu sehen, über einem noch dunkleren grünen Gewand, das fast wie schwarz aussieht, und von einem vorn geknüpften rothen Bande umgürtet wird. An den Armen, vom Ellbogen an, kommt ein Unterkleid von Goldstoff zum Vorschein. Sie hält das Kind hinter den still übereinander gelegten wunderschönen Händen, an denen die Finger unbeschreiblich zart auslaufen, und die Grübchen die feinste ja seelenvollste Bewegung ausdrücken. Die rechte sieht man ganz ausgestreckt bis auf den Daumen, von der linken unterwärts einige Finger, und dahinter die Beine des Kindes; das dreyfache Fleisch ist durch die Abstufung der Schatten vortrefflich gesondert. Ich halte diese Maria nicht für ein Porträt, sondern aus der Idee gemahlt. Sie ist aber keine Italiänische Madonna, sondern eine deutsche liebe Frau, zu der solche Frauen wie die neben ihr knieenden mit Zuversicht beten können. In dem Jesus ist nichts hohes, auch nichts fröhliches, aber eine rührende Kindlichkeit. Er lehnt sein Köpfchen auf der einen Hand an den Hals der Mutter, als suchte er, fast überdrüssig, seine liebste Zuflucht auf; die andre ist wie zum Segnen ausgestreckt, und erscheint daher verkürzt, der ganze Körper aber nach Verhältniß der übrigen Figuren, die alle unter Lebensgröße sind, sehr klein.

Der bewundernswürdige Fleiß in den Beywerken ist nicht zerstreuend: die viereckigen Zierrathen des

unten liegenden orientalischen Teppichs sind durch eine große Falte gebrochen, und eben weil alle Verzierungen, auch der Kleidung, so sehr ins kleine gehn, zeichnen sich die Züge und Umrisse des menschlichen Antlitzes viel bestimmter und reiner daneben ab, als etwa bey überflüssigem Prunk fliegender Gewänder und hingeworfner Falten. Der Ton des Ganzen nähert sich schon ziemlich dem Harmonischen. Die Gesichtsfarben sind durchaus wahr, und besonders am männlichen Theil der Familie schön nach dem Alter unterschieden. Die Köpfe der älteren Frauen stechen gegen die bläulich weißen Tücher nur ein wenig zu braun ab. Immer wird der erste Blick weniger anziehen als die nahe Untersuchung, die mit zunehmender Liebe an dieses Bild fesselt. Holbein bewährt sich darin ganz als den sinnreichen Meister von eben so einsichtsvollem, klarem und ruhigem Geiste als kunstgeübter Hand, der das Schöne erkannte und ausdrückte, jedoch auch dem minder Schönen treu oblag, um es durch die innige Wahrheit zu adeln, und das alles ohne Anmaßung und Geräusch."

Reinhold. Die Erinnerung an die Zeit, wo wir auf dem Wege waren, eine ächte einheimische Kunst zu bekommen, wenn ungünstige Umstände und die Sucht des Fremden es nicht verhindert hätten, macht mich immer recht wehmüthig. Haben Sie Dank, daß Sie mit so ehrerbietiger Bewunderung bey dem alten Holbein verweilten. Sie haben in der That ein Bild von ihm gewählt, woraus man ihn ganz kennen lernen kann.

Louise. Nicht wahr? Sie hätten mir so vie Ruhe und Gründlichkeit gar nicht zugetraut?

Waller. Ich weiß nicht, warum uns Holbein so sehr alt vorkommt, da er doch grade in der blühendsten Periode der Italiänischen Kunst lebte. Bey seinem Vorgänger Albrecht Dürer, der auch Zeitgegenosse Raphaels war, ist dieß in noch weit höherem Grade der Fall. Ist es den deutschen Mahlern etwa ergangen, wie dem Weibe und den Töchtern des Baseler Bürgermeisters?

Reinhold. Sogar alterthümlich finde ich das Ansehen von Holbeins Werken nicht: sie stehen darin ungefähr auf einer Stufe mit denen des Leonardo da Vinci, der freylich erst als Greis das neue Künstlergeschlecht aufblühen sah. Auch in der Art des Fleißes sind sie zu vergleichen. Stellen Sie nur das Bildniß eines Mailändischen Herzogs von Leonardo, und Holbeins Heinrich den achten von England neben einander.

Louise. Still vom Leonardo! Sie möchten mir vorwegnehmen, was ich von ihm sagen will. Vorher noch einige andre Beschreibungen.

Waller. Sie sparen das Liebste bis zuletzt.

Louise. Ich bin Kind genug dazu.

„Es giebt unter den christlichen Sagen manche Gegenstände für den Mahler, die eben durch ihre Einfachheit reich sind, weil er sie sich denken kann, wie er will. So ist bey der Flucht nach Egypten, und der Ruhe während derselben nichts vorgeschrieben, als die holde Mutter und das Kind, ihren alten väterli=

chen Freund, und allenfalls den dienstbaren Gefährten, den Esel, unter freyem Himmel zu versammeln. Keine Handlung, die künstlich gruppirt werden müßte, und doch eine Situation, die so schön gruppirt werden kann. Ferdinand Boll und Trevisani haben sie in einem ganz verschiednen Sinne genommen. Der erste stellt eine Landschaft vor, wo alles erstorben scheint, und das Grün der wenigen breitblättrigen Pflanzen und des Buschwerks sich in ein trocknes Braun verwandelt hat. Grau oder Braun ist der Ton überhaupt; keine einzige frische Farbe erquickt das durstige Auge. Am Fuß eines Felsen sitzt die erschöpfte Familie. Die Züge der Mutter haben der Angst und dem Hunger schon nachgegeben, ihre bleichen Wangen sind eingefallen, der Mund schließt sich nicht mehr, die Augenlieder sinken herab. Sie stützt den Arm auf eine Stufe des Felsen, und den müden seitwärts gebogenen Kopf in die kraftlose Hand. Er ist mit einem weißen Tuche so umwunden, als ob dieses eher Schmerzen lindern als schmücken sollte. In der Lage ihres Körpers ist nicht die mindeste Anstrengung zu bemerken: von allen Bedürfnissen scheint das der Ruhe allein schmerzlich befriedigt. Sie blickt zum Kinde herab, das ganz eingewindelt auf einem länglichten Küssen in ihrem Schooße eingeschlummert ist, eine welkende Blüthe, abgefallen von der mütterlichen Brust, deren Quellen versiegt sind, und die auch durch ihre Form nicht an die frohe Schönheit glücklicher Tage erinnert. Von der ziemlich schweren Kleidung umschlossen, ist sie nur zur Hälfte durchsichtig bedeckt.

Sie sollte es ganz seyn. Das kahle Köpfchen des Kindes ruht in zu ähnlicher Rundung daneben. Ihr andrer Arm ist über das Kind hingestreckt, um es zu halten. Die rothen sammtnen Aermel, die bis zur Hand reichen, sind verblichen, wie die Farben der übrigen Gewänder von Sonne und Staub angegriffen, was mit der äußersten Wahrheit ausgedrückt ist. Joseph sitzt höher am Felsen hin, so daß seine Gestalt über der Mutter hervorragt, und er so das traurige Schauspiel mit grade vor sich hin gesenktem Haupte übersieht. Es ist ein jüdisches braves Gesicht, eine hohe bleiche Stirn, deren Ecken sehr weit hinaufgehn. Die äußre Kraft scheint ihn, so krank er ist, weniger verlassen zu haben als die innre: in den Zügen des Gesichts ist die Unthätigkeit der Verzweiflung; die Hände haben noch Regsamkeit, wenn nur etwas da wäre, was sie ergreifen könnten, um die Mutter damit zu laben. Den Korb zur Seite füllt kein Vorrath weiter als Tücher und der Krug hat kein Wasser mehr. In der Ferne erscheint eine Brücke, aber vielleicht ist der Bach ausgetrocknet. Von der Felsenseite des Vorgrundes dehnt der Esel seinen geduldigen Hals hervor, und nagt an dem hölzernen Sattel, der ihm als Krippe hingestellt ist, aus der einzelne Halme Stroh ragen. Alles ist hier das treue Bild menschlicher Noth, kein göttlicher Funken darin, der sie erhebt, kein Leuchten der Hoffnung das sie mildert. Der mitleidige Blick wendet sich weg, bis er durch Ueberlegung besänftigt wiederkehrt, um die vollkommne Wahrheit in dieser Darstellung der leidenden irdischen Natur zu bewundern.

Trevisani hat sie mit fröhlichem Muth über das Bedürfniß weggehoben. Seine Landschaft schon ist gefällig erfunden: zur Rechten vorn ein hohes Fußgestell mit dem Untertheil einer zerbrochnen Statue, die freylich nicht in Egypten sondern in Griechenland zu Hause ist; dahinter ein Palmbaum, links in der Ferne eine Brücke. In der Mitte erhebt sich ein prächtiger Baum und nimmt Marien in seinen Schatten auf: sie sitzt mit übereinander geschlagenen ausgestreckten Füßen, als dem symbolischen Zeichen ihres Ausruhens; sonst bey weitem nicht so natürlich und bequem als die erste arme Mutter, was sie auch gar nicht nöthig zu haben scheint. Sorglos und bescheiden mit niedergesenktem Blick ergötzt sie sich an dem Kinde, das seitwärts von ihrem Schooße mit Händen und Füßen begierig vorstrebend herunter will zu den beyden Engeln, die auf einem Stein vor ihm knieen. Sie hat ein hübsches liebliches Gesicht; der Schleyer wirft einen Schatten über das eine Auge hin, womit der Mahler in ihre Seele etwas kokett gewesen ist. Sie hält mit der einen Hand das nackte Kind in der Mitte des Leibchens fest, mit der andern zieht sie viel zu zierlich mit spitzen Fingern ein weißes Tuch neben ihrem Gewande in die Höhe. Nimmt man diese weg, so macht sie mit den drey Genien ein sehr anmuthiges Bild. Das Roth und Blau ihrer Kleidung ist sanft verschmolzen. Die süße Begierde des Kindes lächelt einen an. Joseph steht im Profil, in einfärbigem braunem Gewande, und sieht mit aufgehobnen Händen und Gesicht an den Baum hinauf, der eine Fülle von Engeln wie himmlische Früchte trägt. Durch

eine lichte Stelle des Baumes fällt ein Schein auf den Umriß seines Kopfes und Bartes, der sich dadurch in der blauen Luft gleich einem halben Monde zeichnet. Auch dieß ist ein Spiel, aber man ist geneigt, es der freundlichen Laune des Mahlers nachzusehen. Die Engel zeigen sich in den mannichfaltigsten Wendungen, einige kommen noch durch die Lüfte und bringen Aehren und dergleichen herbey: sie bevölkern den Baum wie paradiesische Vögel; denkt man sie sich singend, wie man es bey ihrer Lebendigkeit wohl könnte, so wird aus dem Gemählde ein rauschendes Allegro; die Ruhe verschwindet ganz, die Flucht wird nur durch des Reisebündel angedeutet, und der Esel erscheint bloß in der Ferne, wo ihn ein schalkhalftes geflügeltes Bübchen auf die Weide führt. Die gemeine Wahrheit, die sterbliche Sorge ist davon, aber gewiß ist das Ganze weit poetischer gedacht, wenn es gleich keinen großen Charakter hat. Maria ist nicht die göttliche Mutter, sie ist eine reizende Nymphe, dort ein Mühebeladnes Weib. Wie schön und edel ließe sich diese Lücke ausfüllen!

Hier ist eine gar zierliche Anbetung der Könige, auch dem Maaßstabe nach, denn die vordersten Figuren sind nur etwa fünf Zoll hoch. Welche ausdrucksvolle nette Köpfchen und artige Anordnung! Maria sitzt linker Hand auf den Stufen ihrer gleich einem Tempel verzierten Wohnung; Joseph kniet tiefer neben ihr. Er lehnt sich auf seinen Stab nach ihr hin und beschaut das Püppchen auf ihrem Schooß, als

überließe er sich zum ersten Male seinem Ergötzen an ihm, und finge an Zutrauen zu gewinnen. Zwey Könige sind in etwas steifen Mänteln vor den Stufen nieder gekniet; der schwarze steht noch, und wartet mit vollen Händen bis die Reihe an ihn kömmt. Es ist oft der Fall dieser Könige daß sie kindischer aussehn wie das Kindlein selbst: aber hier schickt sich ihre unmündige Weisheit recht zu dem kleinen embryonischen Jesus, der aber doch Ausdruck hat, und die Hände mit Verwunderung und Freude erhebt. Im Gesicht des Schwarzen ist die Andacht am gutherzigsten und verwundrungsvollsten. Weiter rechts hinter ihnen stehn zwey wackre Figuren von Männern, wovon der eine dem andern die Sache bedeutet: man könnte sie für ein paar Armenische Kaufleute halten, deren Gespräch nicht sowohl heilige als kostbare Dinge beträfe. Sie haben Hüte auf mit platten Köpfen, vorn weit hinaus in die Höhe gehendem Rand und einzelner Feder, (chapeaux à l'audace) eine kurz geschürzte Kleidung wie eine weitläuftige Weste mit Aermeln, und stellen sich mahlerisch dar. Ihnen folgt ein schöner andächtiger Jüngling mit gesenktem und entblößtem Haupte, die gefalteten Hände bis vor die Brust erhoben, ebenfalls in rother Weste, die Beine nackt. Er gehört nicht bloß zum Gefolge, sein eignes Herz hat ihn gehen heißen. Nach ihm vermehrt und verengt sich das Getümmel der Dienerschaft und des Gepäckes, Menschen und Pferde romantisch durch einander. Kein Kopf ist ohne Ausdruck; entweder der Neugier nach dem was da kommen soll, oder mit gegenwärtiger

Handlung und Gespräch beschäftigt. Der schöne Jüngling allein geht still vor sich hin. — Der Zug überhaupt zeigt sich im Profile, doch mit abwechselnden Wendungen. Vier oder fünf Pferde werden in der gedrängten Gruppe sichtbar, vorn ein weißes in der Verkürzung, auf dem ein Mann mit einem Turban sich halb vom Rücken her zeigt; andre stehen ihm entgegen. Drey Pferdeköpfe treffen so zusammen, als hielten sie eine verständige Unterredung mit einander, die man auch ihren Physiognomien ansieht. Alle Umrisse sind scharf und streng, keine Luft auf dem Bilde, keine Hauptlichter und Schatten, die das Ganze rundeten, und die Farben in einander webten; aber eine feine herrliche Ausmahlung, besonders der Köpfe. Mariens regelmäßiges Antlitz sagt am wenigsten und bekümmert sich nicht. Die beyden Hirten hinter ihr sind dafür voll bedeutender Bewunderung und Liebe, und die schlanke Gestalt des jüngeren höchst anmuthig gewendet. Am linken Rande sehn einige Thiere hervor, um die Herberge zu bezeichnen. Das Gebäude ist dunkelgrau, daneben steht ein harter hellbrauner Fels, der sich in die Landschaft hineinzieht. Der Vorgrund wird durch blaues Wasser von der Ferne getrennt, in dieser erscheint der vordere Streif braun, und Stadt und Berge dahinter ohne weiteren Uebergang in starrem Blau. Man erblickt rechts das Ende der Karavane, die erst um das Wasser herumziehen soll: hier ist ein Kameel mit angebracht, von so dürftiger furchtsamer Gestalt, daß sich einsehen läßt, warum der Mahler sich nicht in den Vorgrund damit

wagte. Von Bäumen sind nur einzelne Zweige da, selbst die Blätter daran einzeln gemahlt, und jedem von diesen ein Licht mit wirklichem Golde aufgesetzt, dergleichen auch über das Ganze ausgestreut sind, vom Stern über der Hütte an. Ein goldnes Lichtlein aus der Kindheit der Kunst möchte man dieses wunderbare Bild nennen. Es ist von Pietro Perugino, dem Meister Raphaels.

Unter vielen vortrefflichen Gemählden erscheint mir keines so pittoresk, und das auf eine so edle Weise, als der Abraham des Andrea del Sarto. Abraham steht hinter dem niedrigen, schräg in das Bild hinein gestellten Opfersteine oder Altar. Sein Kopf ist zurück nach oben gewendet, woher der Engel kommt. Den rechten Arm streckt er mit dem Messer aus, um das Opfer zu vollbringen; der linke reicht über die Brust hin, hinter dem Kopfe des Sohnes weg, und hält diesem die gebundnen Hände auf dem Rücken zusammen, im Begriff nachzulassen. Das linke Bein hat mit einem Schritt zur Seite fest auf der Erde Wurzel gefaßt, und berührt in dieser Richtung unter dem Knie die Spitze des Steines. Das andre ist zum Theil hinter diesem und dem Knaben verborgen. Er trägt ein violetgraues Unterkleid mit weitläuftigen hinaufgeschobnen Aermeln, die nur die Hände unbedeckt lassen. Darüber ein Gewand von schönem gelblichtem Roth; auch in einer mehr regelmäßigen Form; es umgiebt den Rücken, und hat weite Oeffnungen,

woraus die Aerme hervorgehen, am Halse schlägt es sich um wie zu einem Kragen, fügt sich auf der Brust zusammen, und ist nach hinten zu hinaufgeschürzt. Die Beine zeichnen sich durch die graue Kleidung, vom Knie an sind sie bloß, und die Füße in Sandalen. Der Knabe ist nackt. Er kniet mit dem linken Beine auf den Altar, mit dem rechten steht er auf der Erde. Das Gesicht dreht sich nach vorn, mit dem angstvollen Auge schaut er grade aus. Da die ganze Handlung hinter seinem Rücken vorgeht, ahndet er mehr als daß er es wüßte. Zwar ist der Mund vom Schrecken weit geöffnet, und die Augenbraunen spannen sich in der Ecke nach der Nase zu stark hinauf: aber das Edle der Züge bleibt völlig erkennbar. Der Unterleib ist von der Furcht eingezogen, ohne krampfhafte Zuckung: da er die Hände auf dem Rücken hat, wird der schöne Körper in weichen Schatten völlig sichtbar. Die vorgedrängten Schultern sind von einem unbeschreiblich lieblichen und wehmüthigen Ausdruck; der Rücken steht in dieser Lage ein wenig über den vordern Arm hervor, und dieß vollendet gleichsam die Todesangst. Keine kalte vollkommne Zeichnung nur: sie ist in das warme Leben übergegangen. Schmerz und Schönheit halten sich rührend die Wage, und der himmlische Knabe zerreißt das Herz nicht, da der Bote von oben her schon als ein rettender jüngerer Bruder in der Luft schwebt, und das Ohr und Auge des Vaters nun erreicht. Noch hat Abraham die Worte nicht verstanden. Er blickt in die Höhe, wie von dem Werk aufgeschreckt, das er mit Kraft und Verzweif-

lung unternommen hat; eine Spur von Unwillen veredelt sein Antlitz. Er hat graue Haare (am Barte sind sie fast weiß) ohne ein Greis zu seyn. Die herrlichste Gewalt des Mannes zeichnet sich in seiner Gestalt, in den Sehnen des Halses und der Hand die das Messer faßt. Der linke Arm, der dunkel über das rothe Gewand hinreicht, und der andre, der in einiger Verkürzung daraus hervorgeht, machen eine bewundernswürdige Wirkung, da beyde schöne Farben sich abschneiden, ohne grell gegen einander abzustehen. Das einzige vielleicht, was an der kräftigen Figur weniger würdig erscheint, ist das mit zu sichtbarem Nachdruck von ihr ab gestellte linke Bein. Der Körper des Knaben ist bescheiden gefärbt, ein wenig blaß gehalten, als wenn das unschuldige Blut, das vergossen werden soll, zurückgetreten wäre; doch keine steinerne Behandlung. Der Engel füllt den kleinen Raum zwischen dem Kopfe des Abraham und der obern Ecke des Bildes aus, und ist ein geflügeltes Kind, das gute Bothschaft bringt. Man könnte ihn sich größer und ernster denken: der mahlerische Kontrast gewinnt aber durch die Verschiedenheit der drey Figuren. Die Landschaft im Hintergrunde kann nur für einen bunten Holzschnitt gelten.

Andrea del Sarto hat Abraham als den Laokoon des Christenthums vorgestellt. Nicht daß ihm bloß bey der Zeichnung des Isaak die Söhne Laokoons gegenwärtig gewesen seyn möchten: nein, dem Gedanken und dem Geiste nach. Dieser ist nicht der fromme Abraham im langen Gewande, welcher dem Gott

der Liebe mit schmerzenvoller Ergebung das Liebste zum Opfer bringt. Der Glaube ist mächtig in ihm, weil er selber mächtig ist. Die Kraft hat den Gehorsam in ihm geschaffen."

Reinhold. Wissen Sie, daß Sie da ein sehr berühmtes Bild beschrieben haben, dessen Geschichte auch ungemein merkwürdig ist? *)

Louise. Das kümmert mich nicht, wenn ich nur darin nicht irrte, es für ein hohes Meisterwerk zu halten.

Reinhold. Andrea mahlte es, um Franz den ersten von Frankreich auszusöhnen, der aufgebracht gegen ihn war, weil er, unter dem Vorwande, Gemählde für ihn einzukaufen, Summen von ihm mitgenommen hatte, in Florenz aber aus Liebe zu seiner Gattin alles vergaß, das Geld ausgab, und nun gar

*) Nachdem es durch die Hände verschiedner Besitzer gegangen war, kam es aus der Gallerie von Modena nach Dresden. In den Verzeichnissen der von der Französischen Republik eroberten Kunstwerke wird auch die Opferung Isaaks von Andrea del Sarto mit aufgeführt. Man sehe das, welches der General Pommereul als Anhang zu seiner Uebersetzung der Schrift des Milizia, De l'art de voir dans les beaux arts, geliefert hat. Dieses Stück ist eine Kopie, welche der König August III. in Italien erstand, um sich von der Aechtheit des Modenesischen zu versichern, aber sogleich bey der Vergleichung verwarf. Beym siebenjährigen Kriege kam es in Preußische Hände, und so in das Kabinet des Erbstatthalters, aus welchem der Irrthum in die Französischen Angaben übergegangen ist. Vielleicht wünschen die Kunstfreunde, daß diese noch mehr dergleichen enthalten möchten.

nicht nach Frankreich zurückkam, da ihn der König doch auf die liebreichste Weise an sich zu fesseln gesucht hatte. Ich bin überzeugt, Franz dessen großen Sinn für die Kunst kein Französischer König nach ihm gehabt hat, hätte dem Anblick des rührenden Isaaks nicht widerstehen können. Allein es kam nicht dazu, und Andrea starb darüber. Vasari beschreibt das Gemählde umständlich mit den stärksten Lobsprüchen, und hat auch den Charakter des Abraham eben so gefaßt wie Sie: der lebendige Glaube und die Standhaftigkeit die ihn bereitwillig gemacht, ohne Zagen seinen eignen Sohn umzubringen, sey in dem Greise göttlich ausgedrückt. Aber wie haben Sie es wagen können, die Landschaft so gering zu behandeln, von der Vasari sagt: sie sey so vortrefflich gemacht, daß die wirkliche, wo die Geschichte vorging, weder schöner noch anders seyn konnte.

Louise. Wenn unser eins auf die Art urtheilte, so würden wir es, mit Erlaubniß, ein wenig albern finden.

Reinhold. Ey nun, Vasari war freylich eben so wenig ein philosophischer Kunstrichter, als ein kritischer Historiker: er meynt es jedoch ehrlich und eifrig, und da begegnet es ihm mitunter, der Queere zu loben. Daß er nicht wußte, was zu einer guten Landschaft gehört, kann ihn übrigens in seinem Zeitalter eben so wenig herabsetzen, als seinen Meister Andrea, daß er die Luftperspektive nicht in höherem Grade besaß. Diese Gattung wurde später ausgebildet: Tizian hatte erst den Grund zur Landschaftmahlerey gelegt.

Louise. Es ist mir lieb, wenn ich bey Gelegenheit ein Stückchen Kunstgeschichte erfahre. Sie sollen zum Dank eine angenehme Ermahnung zur Buße in drey Kapiteln hören.

„Welch ein anmuthsvolles Bild ist die Magdalena der katholischen Sage, zu der die Schrift nur wenige Züge angiebt! So jugendliche Sünde, so liebliche Reue, und die sich in vielfachen Schattirungen ausdrücken läßt. Ich sehe da drey Magdalenen, und in jeder eine besondre Geschichte. Diese von Franceschini hat das leidenschaftlichste Gemüth, und wohl manches Vergehen gegen sich selber zu büßen, aber man sieht es doch dem holden Gesicht an, daß sie nichts damit gewollt hat als Leben und Glück. Sie ist ermattet von der ersten Bewegung über die Predigt des Heilandes, die sie endlich einmal in der fröhlichen Welt zum Nachdenken gebracht hat. So mag sie nach Hause gekommen seyn, ihre Dienerinnen ihr entgegen, vielleicht mit neuem Schmuck und Bothschaften, die sie alle von sich weist, und sich in heißen Thränen auf einen Sessel wirft. Die Frauen haben sich um sie hergestellt, und sind ganz mit ihr beschäftigt. Sie hat das reiche Gewand schon gelöset und ablegen wollen: es bedeckt nur noch die untere Hälfte des Körpers. Perlen und Kleinodien, die sie abgerissen hat, liegen zu ihren Füßen. Sie wendet sich mit dem Kopf hinauf, nach der älteren Freundinn, die neben ihrem Sessel steht und ihr zuredet. Ihre Augen blicken diese flehend an, ihr Mund spricht: kannst du mir nicht helfen aus diesem Labyrinth? weißt du nicht, was ich

thun soll, um die Noth in meiner Brust zu stillen? Auf die obere Hälfte des Gesichts fällt der Schatten von dem hinter ihr stehenden Mädchen: er verdunkelt es freylich ein wenig, aber man freut sich, daß das Licht die getrübten schönen Augen nicht blendet. Die hellen Haare rollen lang hinab und schmiegen sich um und hinter die Arme; sie lassen daher Hals und Brust frey und geben ihr kein zerrüttetes Ansehen. Der linke Arm ruht nachläßig im Schooß; auf der rechten Seite, von der sich die ganze Figur zeigt, hängt der Arm wie bey völliger Ohnmacht herunter, und sie wird von einem jungen Mädchen unterstützt, das sich zu ihr herumbeugt. Eine allerliebste Figur, die nur zu sehr im Schatten steht; aber das artige Köpfchen tritt hervor und fragt mit gefühlvoller Neugierde: was soll dies bedeuten? Was fehlt meiner schönen Gebieterin? wie kann man sich so kränken? Bey dem mittleren Mädchen, die sich von oben herunter über den Stuhl neigt, ist ein ähnlicher Ausdruck, nur ist sie neugieriger und gleichgültiger zugleich, sie verwundert sich mehr bey weniger Theilnahme. Beyde sind in nymphenhaftem Kostum hübsch gekleidet, die Alte aber in einem braunen Mantel, der über den Kopf herunterhängt. Sie mag die Amme oder Pflegerin gewesen seyn, und sieht anständig und recht achtungswürdig aus. Jetzt ermahnt sie mit sanften Worten ohne zu schmeicheln; ihre linke Hand deutet abwärts, vielleicht auf die Huld des himmlischen Lehrers; sie scheint dem bisherigen Wandel eher mit Strenge zugesehn zu haben, und zu denken: es ist gut,

daß du diese Schmerzen leidest. So bindet sich die Gruppe durch eine vortreffliche Harmonie der Stellungen und des Ausdrucks, wobey das Kolorit nicht in Betrachtung kommt, da es in ein todtes Grau fällt, und der Grund so sehr nachgeschwärzt hat, daß man nur mit Mühe die Umrisse darin unterscheidet. Dies ist besonders ein Verlust bey dem niedlichen Mädchen. Der Mohr, welcher in der andern Ecke halb auf der Erde liegt, und in der Verwirrung den weggeworfenen Schmuck zu erbeuten sucht, möchte sich immerhin mit den schwarzen Tinten vermischen: der Einfall ist doch mehr drollig als schicklich. Auch über die Geißel sehe ich gern hinweg, die der Magdalena ein wenig zu frühzeitig in die Hand gegeben worden. Man muß sie symbolisch nehmen. Die Buße ist so lebhaft in ihr wie die Freude an der Welt.

Batoni's Büßende lockt durch die süßesten Farben von weitem schon an: sie ist ganz Gemählde und wenig Geschichte. Ein blühendes Mädchen, die sich in eine sanfte Zerknirschung des Herzens hineinfantasirt und im Stillen artig dazu bereitet hat. Sie liegt am Eingange einer Grotte, im vollen Licht, das von der linken Seite auf sie fällt. Der dunkle Hintergrund bleibt doch ganz in Harmonie mit der hellen Gestalt; eine kleine Oeffnung oder perspektivische Durchsicht ins Freye unterbricht die braune Felsmasse, die sie einfaßt. Ihre Lage ist schräg nach der Linken hervor, auf der Hüfte und dem Arm ruhend, mit welchem sie sich auf einen Stein legt. Sie neigt den Kopf zu ihrer Linken auf den Busen hinab, der andre

Arm geht etwas unter der Brust her, die Hände treffen zusammen und falten die rosigen Finger leicht in einander. Ihre Augen sind auf ein Buch gerichtet, das nach der Mitte des Bildes zu an einen Todtenkopf gelehnt ist. Ob der innre Sinn aber nicht ein wenig dabey umherflattert? Wie auserlesen sie noch in der Einsamkeit ihre Kleidung geordnet hat! Das klare Hemde bedeckt nur die linke Schulter, von der rechten ist es bis unter den Arm und die eine Brust herabgezogen, und am linken Arm hoch hinaufgestreift. Ein himmelblaues Gewand liegt oben lose um sie her gebreitet, daß ihre Arme noch weißer und weicher hervortreten, und den harten Stein nicht berühren mögen; dann schließt es sich fest um die Hüften und bis zu den Füßen hinab an den Körper, dessen Lage so freylich mehr gewählt als natürlich erscheint. Man zweifelt, ob sie es darin lange wird aushalten können, besonders mit dem aufgestützten Arme, der eben schon durch den Druck der Last, und weil das blaue Gewand hie und da die reinen Umrisse versteckt, ganz in Schlangenlinien zum Vorschein kommt. Sehr gefällig ist aber die Neigung des Kopfes und die zurücktretende Schulter, hinter welche das blonde Haar hinabgeht, und sie dem hellsten Licht aussetzt. Ja es läßt sich nichts reizenderes und durchsichtigeres denken als diese Theile überhaupt, von da, wo die Röthe der Wange in Weiß gleichsam verfliegt und das zarte Ohr sich anschließt, wie auch der Uebergang zum Halse, bis zu der leisen Vertiefung, welche die Schulter von der Brust scheidet. Das Haar geht aus der Stirn zu-

rück, fällt aber in schweren seidnen Ringeln zur Linken zwischen Arm und Brust herunter; ein Theil davon wirft einen Schatten auf den Arm: alles in sorgfältiger Nachlässigkeit. Das Gesicht ist lieblich in seinem verkürzten Profil, nur ein wenig leer; eine tiefe Regung hat es niemals getrübt. Die Sündlichkeit scheint oberflächlich, und die Bekehrung vielleicht vergeblich. Wovon sollte sie sich auch bekehren? Von dem unschuldigen Wohlgefallen an sich selber? Sie fährt fort zu sündigen: der Todtenkopf ist zwar da, aber es sprießen Blumen an ihm auf, und die Grotte wird bald ihr Putzgemach werden. Ihre ganze Stellung ist die einer Narcissa, welche sich im Bache spiegelt.

Diese beyden Bilder sind in Lebensgröße. Correggio's Magdalena hat nur einen Fuß in der Höhe und gegen anderthalb in der Breite, allein er hat wohl nie etwas in einem größeren Style gemahlt, schon was das bloße Machwerk betrifft. Und außerdem hat er ihr nicht Anmuth allein gegeben: nein, sie ist die eigentlich schöne Seele, die der zufällige Irrthum früher Jugendzeit nicht hat entstellen können. Unbekümmert liegt sie im tiefen Gebüsch, wahrhaft einsam, keine andre Gegenwart ahndend, als den Gegenstand ihrer ernstlichen Betrachtungen. Die Richtung ihres Körpers ist die nämliche, wie auf dem vorhergehenden Bilde, nur daß sie geradezu auf dem Leibe ruht; das Licht fällt ebenfalls von der Linken auf ihr blondes Haupt, jedoch nicht blendend: sie ist ganz wie in der Obhut sanfter Schatten. Mit dem rechten Arme stützt sie den Kopf, die Hand greift in das wei-

che Haar, das um sie herausquillt, der kleine Finger ist ein wenig darin umgebogen, die andern sieht man nicht; jener thut die zarteste Wirkung. Sie weiß nichts davon, sie gedenkt ihrer Reize nicht mehr. Wie sie sich zum Buche herabneigt, das sie ganz natürlich im andern Arm hält, und es mit der Hand oben umfaßt, werden ihre niedergeschlagenen vollen Augenlieder und langen Wimpern beschattet; man glaubt die Spur von Thränen in dem dunklen Rande zu erblicken. Sie hat geweint, heiß wie ein Kind, das von bitterm Schmerz überwältigt wurde, und nun anfängt sich eben so kindlich zu beruhigen. Darauf deutet auch der holdselige Mund; es ist eine Bewegung darin, die in Frieden übergeht. Wie rein und verschmolzen sind die übrigen Züge und das edle Oval des Antlitzes! Rechts wallen die schönen Haare in ihrer Fülle herunter. Schultern und Arme sind bis zum Busen unbedeckt, aber wie sittsam! Das dunkelblaue Gewand geht über den Kopf, daß eben ein schmaler Streif davon sichtbar wird, und ist so von hinten herum, unter den Armen hin, leicht bis zu den Füßen zusammengeschlagen. Ein bescheidner Umriß den Rücken hinab zeichnet sich in den dunklen Hintergrund, die weißen Füße erhellen die grüne Finsterniß ein wenig. Wie sanft der Boden sie zu tragen scheint! Sie kann nicht anders liegen, es ist nichts zurecht gemachtes an der ganzen Gestalt, nicht der leiseste Anspruch."

Reinhold. Kennen Sie Mengs Beschreibung dieser letzten Magdalena?

Louise. O ja! Sie enthält alles, was den Mahler angeht, und was ich übergehen mußte, weil ich es nicht verstehe, und weil grade dabey Worte ohne den Anblick nicht helfen. Ich habe Ihnen also nicht genug gesagt?

Reinhold. Ich wollte Ihnen nur bemerklich machen, daß das nicht artistische Schildern von Gemählden doch in so fern einseitig wird, als es immer hauptsächlich vom Ausdrucke ausgeht und ausgehen muß.

Louise. Freylich muß ich mich an den innern Menschen wenden, wenn ich seine Einbildungskraft interessiren will, ein noch nicht gesehenes Kunstwerk in sich zu erschaffen. Was schadet es auch? Ich kann das Mittel doch nicht wieder zum Zweck machen wollen. Bey einem ächten Kunstwerke kann ich es mir nicht anders denken, als daß die ganze Darstellung nach ihrem Hauptgegenstande bestimmt wird, daß also Farbengebung und Helldunkel durch innige Beziehungen mit der Handlung, dem Charakter der Zeichnung und dem Ausdrucke zusammenhängt. Und vielleicht war nie ein Künstler harmonischer als Correggio.

Reinhold. Sie glauben also, was er nur durch die mühsamste Behandlung erreichte, indem er die Kupfertafel immer von neuem überdeckte, und dann die Unebenheiten wieder abschliff, daß die Farben so kunstlos hingegossen scheinen, wie die Magdalena selbst: dies habe Correggio als Mittel des wahrsten Ausdrucks gesucht?

Louise. Der Absicht war er sich vielleicht nicht bewußt. Ich finde aber auch in seinen andern Gemählden eben diese innre Uebereinstimmung. Der sogenannte heilige Georg, wo um die Madonna auf dem Thron, die ziemlich leichtfertig drein blickt, Petrus der Märtyrer, Johannes der Täufer, der heilige Geminianus, Sankt Georg und Kinder versammelt sind, die mit seinen Waffen spielen, ist ein wahres Konzert der Freundlichkeit, und wird von eben so schmeichelnden Harmonien des Helldunkels begleitet. Durch seinen Zauber ründen sich die Körper, treten vor und zurück ohne die Hülfe tiefer Schatten und hebender Hintergründe. Ein freundliches Licht durchspielt frey und ungehindert die Räume zwischen ihnen, bis ganz nach hinten. In dem Bilde, welches als Gelübde für die Errettung von eiuer Pest aufgestellt seyn soll, wo der heilige Rochus krank und ermattet schläft, und der schöne Jüngling Sebastian von dem Baume, wo er angebunden ist, um von Pfeilen durchbohrt zu werden, zur Madonna hinauf fleht, taucht sich die brennende Glorie um sie her, und mit ihr die herabschwebendeu Engel in schwärzere Wolken und dichter geworfne Schatten hinunter. Eben so scheint mir in seiner Nacht das Licht ganz einzig gemacht, um die Armuth und Einfalt der umgebenden Gegenstände wunderbar zu erleuchten.

Waller. Seine Magdalena ist gewiß nicht bloß ein Wunder der Mahlerey, sondern auch von Seiten des zarten und innigen Ausdrucks die schönste und die wahre Grazie der Reue. Warum sagten Sie nicht ein Wort von der des Mengs?

Louise. Von diesem unbedeutenden Jugendwerke? Lassen wir die auf ihrem Sopha sitzen und ihre ewig lange Rolle durchlesen oder wenigstens mit zierlichen Fingern halten. Sie ist eben so wenig hingerissen, aber nicht so naiv als ein Italiänisches Mädchen, von dem man mir erzählt hat, die in einer geistlichen Komödie, welche geringe Leute unter sich aufführten, die Rolle der Magdalena spielte. Sie kommt gerührt aus der Predigt des Heilandes, legt ihren Schmuck ab, nimmt ihren Spiegel zur Hand, und stößt tausend Verwünschungen gegen ihn aus. Als diese zu Ende sind, legt sie ihn wieder sorgfältig auf einen Stuhl. Es entsteht ein allgemeines Gelächter, sie läßt sich nicht aus der Fassung bringen, und sagt gegen das Parterre: „Ich weiß wohl, meine Herren, daß es in der Geschichte anders ist; sie muß den Spiegel an die Erde werfen, aber wir haben ihn von der Marchesa da drüben in dem großen Hause geliehen, ich durfte ihn also nicht zerbrechen.“

Waller. Ich erwähnte die Magdalena von Mengs wirklich nur zum Scherze, und ihrer vielen blonden Haare wegen. Weswegen müssen nur alle Magdalenen blond seyn? Ist es wahr, was ein Englischer Dichter sagt:

Bereuen ist die Tugend schwacher Seelen,

so ist das ja recht schmählig für die Blondinen.

Louise. Eine schöne unchristliche Sentenz! Als ob nicht Fallen und Vergebung erlangen der ganze Sinn des liebevollsten Glaubens wäre, der je der menschlichen Schwäche entgegen kam. Magdalena

muß daher unter den Heiligen einen sehr hohen Rang einnehmen: sie ist die Bajadere der christlichen Sage. Doch genug von ihr! Man verfällt so leicht in einen frivolen Ton, wenn man von diesen fair penitents spricht. Hier ist etwas für den Ernst und das Nachdenken.

„Hat es jemals ein Porträt auf die ewige Dauer gegeben, so ist es dieß eines Herzoges von Mailand, von Leonardo da Vinci. Ein alter und herrlicher Herzog. Er steht in seiner vollen Breite da, ohne Wendung und Künsteley. Das Bildniß geht bis unter die Hände. Der Grund ist ein dunkelgrüner Vorhang, die Kleidung schwarz mit Stickereyen in eben der Farbe, um den Hals und vorn herunter mit Pelz besetzt, auf der Weste und längs den Aermeln goldne Knöpfe. An einer goldnen Kette hängt unter der Brust ein Medaillon. Die Aermel weit, vom Ellbogen an aufgeschlitzt, wodurch das weiße Hemde bauschig zum Vorschein kömmt. Auf dem Kopf hat er ein schwarzes flaches Hütchen oder Barett, mit Edelsteinen geschmückt. Von den Haaren ist nichts zu sehn, außer wo sie sich am Ohr in den Bart verlieren. Dieser spielt in sonderbar regelmäßigen Streifen vom Hellbraunen fast Röthlichen ins Weiße. Ueber der Lippe ist er braun. Da durch den Hut ein wenig von der Stirn abgenommen wird, macht sich das Gesicht mit dem Bart wie ein länglichtes Viereck, das unbeweglich auf den stattlichen Schultern ruht. So unbeweglich muß man auch dieses Gesicht und das ganze Werk anschauen. Es ist die Frage, ob der

Kopf je in der Jugend schön zu nennen gewesen wäre, allein die Jahre, die würdig behaupteten Würden, und lange Erfahrungen haben ihm eine schöne Bedeutung gegeben. Der Hauptausdruck ist Klugheit und bewährte Kraft. Die Augen sind von scharfem Blick und Schnitt, nicht groß; die Augenlieder haben sich schräg über die äußern Winkel hingedrückt. Die feinen Falten um das Auge, zwischen den flach gewölbten Augenbraunen und auf der Stirn, wie kommen sie in ihrer weltklugen Schrift mit dem fein gezeichneten Munde überein! Die Unterlippe tritt etwas stärker wie die obere hervor, und ist voll schlauer Bedächtigkeit. Mit einem unmerklichen Uebergange fängt der Bart an, und versteckt keinen Zug; er verschönert nur die von der Zeit durchgearbeiteten bräunlichen Wangen. Alles einzelne ist so treu, und der Charakter steht doch im Großen da. So bedeutend wie der Mund geschlossen ist, sind es auch die Hände, und die schickliche Biegung und Festigkeit der Arme zeichnet sich durch den weitläuftigen Aermel nachdrücklich aus, wie überall der starke Körperbau, der von keinem überflüssigen Fleisch beschwert ist. Er faßt mit der linken Hand, die der lederne Handschuh bedeckt, den prächtigen Dolch, den er im Gürtel trägt, und drückt ihn ein wenig hinunter. Dieß ist eine zarte, vornehme, und doch alte väterliche Hand, die man um ihrer selbst und der trefflichen Mahlerey willen küssen möchte. Denn alles ist mit unermüdlichem Pinsel ausgeführt, keinem solchen, der nach den Kleinigkeiten der Oberfläche hascht; dem des Leonardo steht

man es an daß er rastlos nach der Wahrheit gräbt, und sie von innen heraus an das Licht bringt, so daß sein tiefsinniger Fleiß das Gemüth mit Ehrfurcht erfüllt.

Es befindet sich noch eine Herodias hier, welche ihm zugeschrieben wird. Verglichen mit dem Bildniß des Herzogs ist sie vielleicht nicht für eine Arbeit desselben Meisters zu halten. Die Mahlerey ist weniger ausführlich und doch kälter; auch in der Zeichnung fehlt es, und besonders sind die Hände gegen jene des Herzogs wie von Holz anzusehn. Dennoch bleibt sie eine merkwürdige Schöpfung, und wie sie mir erscheint, mischt sich darein auf eine sonderbare Weise das Beschränkte des Portraits mit einer originellen Idee. Sie hat die ruhige Stellung, die dem bloßen Bildniß gegeben zu werden pflegt und eine prachtvolle Kleidung aus Leonardo's Zeiten. Mit beyden Händen hält sie die Schüssel mit dem Haupte des Johannes in den Schatten zum Rande des Bildes hinunter. Ihr Kopf ist wenig zur rechten nach dem Lichte gewendet, und zur nämlichen Seite hinab gesenkt, so daß sich nur der Schatten, der von der linken Schläfe ab die Wange umgiebt, stärker auszeichnet, und die stille Verachtung im Antlitz dadurch unterstützt wird. Ein ovaler hoher Kopf und streng regelmäßige Züge, gewölbte Augenbraunen und volle Augen, eine gerade Nase mit breitem Rücken, ein unergründlicher schön gezeichneter Mund, dessen Lippen es nicht der Mühe werth achten sich zu öffnen. Der Blick geht

links nach der Seite hin von der sie sich abwendet. Die Winkel des Mundes senken sich unmerklich hinab. Das Kinn scheint von großer Festigkeit, und zugleich wie alle übrige Umrisse und Rundungen, auch die Breite des Halses, in voller Reife, jedoch ohne schmeichelnde Ausbildung. Wie an einer Bildsäule zeigt sich in den reinen Hauptzügen der Charakter; eine fast grausame Gefühllosigkeit, von Schwermuth gemildert. Dazu kommt der schwere Stoff der Kleidung, die sie so einhüllt, daß nur der Hals bis auf die Hälfte der Brust sichtbar ist, und sich keine weiche Form abzeichnet, die auch mit den unerbittlichen Zügen in Widerspruch stehn würde. Der Farbenton ist dunkel, selbst am rothen Vorhang des Hintergrundes. Das Grün der Kleidung mit den halben rothen Aermeln sticht wenig hervor. Das Haar scheitelt sich, und hängt in einzelnen künstlich gekräuselten Ringeln am Hals und den Schultern hinab. Eine Schnur mit einem Schlößchen von Rubin geht gerade um den Kopf und durchschneidet oben die Stirn. Die Wangen sind ohne Farbe, es sey daß sie verflogen ist, oder ursprünglich durch diesen Marmor kein Blut geschimmert hat. Fast ist die Behandlung des Fleisches lebendiger in dem leblosen sehr schönen Haupte des Johannes, über welches Tod und tiefe Schatten ausgegossen sind, ohne weiter blutige Merkmale.

So ernst wie die Herodias hier abgebildet steht, ist sie nicht die leichtherzige Tochter, die vor dem Vater tanzte, sie ist die Mutter selbst, die der heilige Seher durch seine Erinnerungen gegen ihre Verbin-

dung mit dem Bruder ihres Mannes beleidigt hat; kein Weib von kleinen rachsüchtigen Leidenschaften zwar, sondern eine Königin, die traurend und verachtend das nothwendige Opfer empfangen hat.

Waller. Für eine Kopie ist dieß Gemählde wenigstens nicht zu halten, wenn es auch nur von einem Schüler des Leonardo herrühren sollte. In einer andern Herodias im Palast Barbarini, hat er ganz die leichtsinnigste Gefühllosigkeit abgebildet. Vielleicht ist diese hier dieselbe, welche nach der Angabe seines Biographen Dufresne der Kardinal Richelieu besaß. Ich bin mit Ihnen über den ungewöhnlichen Sinn einverstanden, in welchem sie dargestellt ist. Der Charakter des Mannes, welchen das Bildniß vorstellt, haben Sie vermuthlich zu günstig gefaßt. Ist es ein Herzog von Mailand, wie die Angaben lauten *), so kann Leonar-

*) In den gangbaren Verzeichnissen nämlich. In dem Recueil d'Estampes des principanx tableaux de la Galerie de Dresde wird gesagt: in dem Inventarium der Gallerie von Modena habe sich über die Person weiter keine Nachricht gefunden, es werde bloß als das Bildniß eines alten Mannes angegeben; nach einer leichten Aehnlichkeit hätten einige Franz den ersten darin zu erkennen geglaubt, eine Meynung, der schon die Chronologie widerspreche, weil Leonardo den König nur jung gekannt; da das Gemählde aus seiner besten Zeit sey, wo er in Mailand gearbeitet habe, so möchte es Francesco Sforza, oder ein andrer Fürst aus seinem Hause seyn. Doch wird dieß für eine bloße Vermuthung ausgegeben. Francesko Sforza der erste Herzog aus dieser Familie, starb schon im Jahr 1466, wo Leonardo noch ein ganz junger Mann war; und in so fern widerspricht also die Geschichte. Der

do keinen andern in dem Alter gemahlt haben, als den Ludovico Maria Sforza, mit dem Beynamen il moro. Dieser berief ihn nach Mailand, wo er lange für ihn arbeitete. Es wird keiner früheren Reise dahin erwähnt; und die Söhne des Ludovico Maria, die Leonardo, dem Vasari zufolge, zugleich mit ihm und ihrer Mutter Beatrix in einem Familiengemählde abbildete, waren damals viel zu jung. Jener war ein ehrgeiziger, staatskluger Usurpator, der seinen Neffen und Mündel, den jungen Johann Galeazzo, von der Regierung verdrängt, und wie man ihm allgemein Schuld gab, vergiftet hatte. Er spielte eine bedeutende Rolle in den damaligen Händeln großer Mächte, und brachte durch seine verfängliche Politik vielerley Unglück über Italien, bis sie ihn endlich selbst verstrickte, so daß er Mailand au Ludwig den zwölften verlor, und in Französische Gefangenschaft gerieth.

Louise. Er mußte doch also nach Ihrer Beschreibung ein Mann von nicht gemeinen Eigenschaften seyn. Auch hat die ungerechte Herrschsucht in der Wirklichkeit kein so furchtbares Gesicht wie die Tyrannen in

Sohn des Ludovico Maria, Francesco, wuchs in Leonardo's letzten Lebensjahren erst heran. In der Historia delle vite de Duchi e Duchesse di Milano, con i loro veri Ritratti, compendiosamente descritte da Antonio Campo finde ich ein Porträt des Ludovico Maria, aber viel jünger, ohne Bart und im Profil, so daß sich nicht sicher über die Abweichung oder Uebereinstimmung der Züge entscheiden läßt. Auf jeden Fall stellt das obige Porträt, nach der kostbaren Kleidung und selbst nach der Haltung zu urtheilen, einen Mann von großer Bedeutung vor.

schlechten Tragödien, und Leonardo durfte seinem Beschützer wohl ohne Schmeicheley den ritterlichen edlen Anstand geben, der mit zur Politik des Zeitalters gehörte.

Waller. Uebrigens ist man beym Leonardo nicht in Gefahr, einen zu tiefen Sinn in seine Werke zu legen. Er dachte sich gewiß immer noch viel mehr als er auszuführen im Stande war. Diese Ueberlegenheit des Urtheils über das ausübende Vermögen giebt er selbst als Kennzeichen des ächten Künstlers an.

Reinhold. Man kann sagen, daß ihn die Liebe zur Kunst in der Wissenschaft zum Entdecker gemacht hat; und daß er die Kunst so liebte, weil er in ihr das tief Erforschte an den Tag legen konnte. Was er nicht alles schon gewußt hat, und bey dem damaligen Zustande der Naturwissenschaften!

Waller. Der alte sinnende Einsiedler mit seinem langgewachsenen Haar und Bart! Wenn ich in seiner Schrift lese, kommt er mir vor, wie der Wahrsager Tiresias, der unter den Schatten der Unterwelt allein verständig umherwandelte.

Reinhold. In der That hat er vieles gleichsam prophezeyt, was erst viel später möglich gemacht worden ist. Er verliert sich so ganz in seinem Gegenstande, und niemand warnt kräftiger vor einem ungültigen Einflusse der Person des Künstlers auf seine Darstellung. Sein großes Streben war, so allgemein nnd so ursprünglich zu seyn wie die Natur. Bey Tage suchte er sie auf der That zu ertappen, sowohl

in den Geberden leidenschaftlicher Menschen, die er unbeobachtet beobachtete, als in den unmerklichsten optischen Täuschungen und den Phänomenen der Luftperspektiv; und in der Stille und Dunkelheit der Nacht ging er mit seiner Fantasie zu Rathe.

Waller. Das wunderbare ist, daß diese, bey allen excentrischen Flügen die er ihr erlaubte, wie man an seinen Erfindungen von ungeheuren Bestien und menschlichen Mißgestalten sieht, sich doch unter der Leitung seines grübelnden Kopfes gewöhnt hatte, gründlich und systematisch zu Werke zu gehn. So findet sich in seinem Buche eine Anzeichnung, wie eine Schlacht gemacht werden könnte, wo er diese große Erscheinung auf eine höchst merkwürdige Art, wenn ich so sagen darf, konstruirt. Er fängt an mit dem erregten Dampf und Staube, und der verschiedenen Behandlung beyder nach ihrer physischen Beschaffenheit; dann von der Beleuchtung durch das Feuer des Geschützes, und so steigt er von dem Allgemeinsten bis in die Tiefen des Getümmels, zu den Geberden und Lagen einzelner Streitenden hinab. Auch hier spürt er überall der Verkettung von Ursachen und Wirkungen nach, und nicht der kleinste Umstand, bis auf die tiefer eingedrückten Fußtapfen in dem Boden, der durch Vermischung des Staubes und Blutes schlüpfrig geworden ist, entgeht ihm, wenn er beytragen kann, in der Darstellung die ergreifendste Gegenwart und Ueberzeugung hervorzubringen. Und man glaube nicht etwa, weil er wie eine bloß überschauende Intelligenz zuvörderst nach den Gesetzen der Erschei=

nung forscht, er würde in der Gruppirung, den Bewegungen und dem Ausdrucke der Figuren kalt gewesen seyn. Daß er hier das Leidenschaftlichste eben so ergründete, wie in ruhigen Abbildungen das Charakteristische, zeigen seine Angaben der einzelnen furchtbaren Vorfälle.

Reinhold. Noch mehr die Gruppe von vier Reitern, die um eine Fahne kämpfen: das einzige Stück was von seinem Carton für den großen Rathssaal zu Florenz auf die Nachwelt gekommen ist, wiewohl in einer entstellenden Abschrift. Der Gedanke, die Wirkungen des Geschützes und den Pulverdampf, welcher das Schauspiel einer Schlacht zum Theil verhüllt, zu der wilden Verworrenheit der Darstellung zu benutzen, ist viel später von Cerquozzi, dem Bourguignon, Wouwermann und andern in hohem Grade ausgebildet worden, aber auch wieder in Manier und Willkühr ausgeartet. Und dann Schlachten als Kabinetsstücke! Leonardo dachte sich gewiß die Wände eines großen Saales damit bedeckt, die Figuren in Lebensgröße. Man darf sichs kaum vorstellen, mit welcher niederwerfenden Gewalt ein solches Stück, in seiner Idee ausgeführt, wirken würde.

Waller. Hinweg von diesem Riesenbilde! Seine großartige Mikrologie ließ ihn nicht zur vollständigen Ausführung von so etwas kommen, und es ist vielleicht gut, damit man nicht in der Bewunderung eines allumfassenden Menschen ausschweife. Er hätte einer immer erneuten Jugend bedurft. Sein vieljähriges Leben war zu kurz für seine Gedanken; der Tod

riß ihren labyrinthischen Faden ab. Bey ihm hielt das Streben nach der Wahrheit mit dem Kunsttriebe nicht nur gleichen Schritt: beydes hatte sich gegenseitig durchdrungen und war eins geworden. Sein Forschungsgeist war durchaus romantisch, bizarr und mit Poesie tingirt; und er verfolgte hinwieder die Foderungen der Kunst mit der Strenge der Wissenschaft oder der Pflicht. In seinen Werken sowohl als in seinem Leben lesen wir den Wahlspruch:

Vogli sempre poter quel, che tu debbi.

Louise. Schön, lieber Waller! Meine Vorlesung konnte nicht besser beschlossen werden als mit Ihrer begeisterten Lobrede auf den ehrwürdigen Patriarchen.

Reinhold. Sie sind also am Ende Ihrer geschriebenen Gallerie?

Louise. Für jetzt, ja.

Reinhold. Da muß Ihre Schwester sich gegen die Schätze, die wir täglich vor Augen haben, mit wenigem genügen lassen, ungeachtet Ihres Fleißes und Ihrer Liebe.

Louise. Ich konnte gar nicht unternehmen, ihr mehr zu geben als einige Proben des Ausgezeichnetsten.

Reinhold. Auch so bleiben große Lücken. Sie haben nichts von Paul Veronese, von Carracci, von Rubens. —

Louise. Es ist wahr, manche Dinge sind wie nicht vorhanden für mich. Vor den Bildern von Rubens gehe ich immer vorbey.

Waller. Sie rufen doch von weit genug her. Ich kann Ihnen mit ein paar Beschreibungen aushel-

sen, die ich in diesen Tagen zu meiner eignen Erinnerung aufsetzte, eben von solchen Stücken, zu denen Sie sich vielleicht nicht entschließen würden.

Louise. Desto besser, der Mannichfaltigkeit wegen. Lassen Sie doch hören.

Waller. Wenn Sie sich wollen gefallen lassen, ein wenig herabzusteigen, recht gern. Ich habe sie hier in der Schreibtafel.

„Eine Satyrn- und eine Tigerfamilie, die zusammen Weinlese halten, von Rubens. Jene besteht aus dem Vater und zwey Buben, diese aus der Tigerin und drey ganz kleinen saugenden Jungen: sie bilden eine leicht übersehbare Gruppe. Der Vater ist zu alt: über vierzig Jahre hinaus ziemt es niemanden ein Satyr zu seyn, und dieser bekommt, glaube ich, schon graue Haare. Doch ist in seinen grinsenden Mienen, in den Muskeln des braunen Körpers, und in der Bewegung der ins blaue fallenden Beine, die bis auf den gespaltenen Fuß mehr denen eines Pferdes als eines Bockes gleichen, große Kraft. Er hat ein rauhes Fell um den Rücken und über den linken Arm geworfen, wovon nur die innre glatte Seite, die sich aufschlägt, der Fleischfarbe daneben zu ähnlich ist, und dadurch eine widrige Wirkung macht. Links auf einem Felsenstücke sitzend, vor einem von Reben üppig umrankten Baume, der den größten Theil des Grundes einnimmt, drückt er mit beyden Händen abgerissene Trauben aus; die gewöhnliche Satyrngeberde, die Beine an die Schenkel in die Höhe zu ziehn, bezeichnet hier nicht die thierische Begierde: es ist die Unge-

schicklichkeit eines rohen Körpers, der das zu einer Verrichtung nöthige Glied nicht allein wirken lassen kann. Die Hufe helfen auf ihre Weise mit keltern. Der eine tritt auf den Rücken der vorn liegenden Tigerin. Hinter dieser kauzt der älteste Bube, den man nur bis an die Schenkel sieht; er hält dem Vater eine Schale unter, aber sein Kopf ist noch mehr als sein Leib vorwärts gedrängt, um den herunterspritzenden Traubensaft unterwegs aufzufangen. Man sieht wohl, daß es reichlich zugeht: der Vater wehrt es ihm nicht, er scheint sich nicht einmal über die Ungezogenheit seines Söhnchens zu verwundern. Da der feiste Bursch so blond ist und so weißes Fleisch hat, sollte er sich billig keiner so ungestümen Gierigkeit überlassen; man sieht den bräunlicheren Bruder weiter rechts hinter ihm lieber, weil er nicht so bloß thierisch seine Traube verzehrt, sondern aus den grellen Augen schalkhaft dazu lacht. Wiewohl hier nichts vom Taumel eines Bacchanals ist, wo die süße Gewalt des trunknen Gottes selbst Leoparden bändigt, so findet man doch die nackten Knaben so sorglos neben dem furchtbaren Thiere nicht unwahrscheinlich. Jene Naturen sind wild genug, um die wildesten zu zähmen und gesellig mit ihnen zu leben. Die Tigerin liegt auf ihrer rechten Seite, den Kopf nach dem alten Satyr, den Rücken nach den jungen Faunen zu gekehrt. Der Bauch zeigt die feineren weißen Haare; die Hinterbeine sind auseinander gesperrt, damit die unförmlichen Kleinen an die Zitzen kommen können, und der Schweif dazwischen gekrümmt; das linke tritt auf,

am rechten sieht man die weichgefütterte Tatze, womit sie unhörbar und desto schrecklicher auf den Raub schleicht. Die Vorderpfoten sind übereinander geschlagen, mit der unteren quetscht sie einen Zweig mit einigen Trauben: auch sie ist bey der schwelgerischen Ernte nicht leer ausgegangen. Der Kopf lauscht über die Vorderbeine hin mit behaglich zugedrückten Augen, worin man doch die Wuth entdeckt, die daraus hervorblitzen würde, wenn sie plötzlich gereizt aufspränge. An der ganzen Art der Ruhe verräth sich, wie wohl ihr das Säugen thut; sie liegt so bequem in ihrem weiten gleißenden Felle. Rubens regellose Zeichnung ist für diese unbestimmteren Formen wie geschaffen. Ein strengerer Umriß würde den Charakter der behendesten Geschmeidigkeit verdunkeln, der eben darin liegt, daß das Fell über die gewaltigen Muskeln nicht straff gespannt ist. Auch ließen die Streifen und Flecke des farbigen Pelzes der Willkühr seines Meisterpinsels freyen Spielraum, und er war dabey nicht in Gefahr, das Kolorit zu überladen. Vielleicht ist ihm daher nichts so gelungen, als die Darstellung der großen Raubthiere. Ueberhaupt verräth er viel Sinn und Liebhaberey für das Wilde: er bringt es auch da an, wo es nicht hingehört, oder nur als dichterische Lizenz entschuldigt werden kann. Seine prächtigen Pferde scheinen oft Löwenseelen zu haben, und es wäre nur zu wünschen, daß man eben das von seinen Göttern rühmen dürfte. Andre Male läßt er uns Schauspiele des Römischen Circus sehen; hier hat er sich gemäßigt und die Wildheit in der friedlichsten Lage leise

durchschimmern lassen: beydes wie aus der Natur gestohlen.

Die obige Bemerkung finde ich gleich an dem daneben hängenden Bilde desselben Meisters bestätigt, das unter dem Namen Quos ego berühmt ist. Eine Anspielung auf die Virgilische Szene, worin diese gebietenden Worte vorkommen, verherrlicht mit mythologischem Aufwande die Seefahrt des Cardinals Ferdinand von Oesterreich von Spanien nach Italien. Aber wie hat die keusche Dichtung in diesem üppigen Boden gewuchert! Virgil würde sich schwerlich in einer solchen Nachbildung wieder erkennen, die halb eine überspannende Parodie, halb (wie Mengs sich bey einer andern Gelegenheit über Rubens ausdrückt) Uebersetzung ins Flamändische ist. Auf einem großen Muschelwagen, von Seerossen gezogen, fährt Neptun von der Linken herein. Die Kraft seiner Muskeln ist nicht durch Göttlichkeit gemäßigt, vielmehr schweift sie in Umrissen aus, die der Natur oder der Fantasie zu voreilig, nur noch als Entwurf, entschlüpft zu seyn scheinen. In dem Kopfe ist dagegen der ohnmächtige Zorn eines ganz gemeinen Menschen — was sage ich? eines alten Weibes. Die zerwehten greisen Haare werden auch der Sache nicht den Ausschlag geben. Man wundert sich, daß er durch das Alter nicht mehr zur Vernunft gekommen ist. Warum schreitet er nur in einer solchen Fechterstellung weit aus, und hält den Dreyzack in der Rechten, als wollte er damit so recht ins Meer hineingabeln? Lenkte er statt dessen doch seine Rosse, die verwirrt über einander

poltern, aber dafür auch mit den aufgerißnen Augen und Nasenlöchern, deren Odem die See erhitzen müßte, eine herrliche Theatererscheinung machen. Man weiß wirklich nicht, ob er Getümmel erregen oder besänftigen will; und sieht man auf den blasenden Triton vor ihm her, auf die wilden Rosse, die empörten Wellen rings herum, den Sturm im Gemüth des Gottes wie in seinem fliegenden Gewand und Haar, so muß man jenes glauben. Die entfliehenden Winde oben betragen sich gesitteter mit ihren in Flügelgestalt ausgestreckten Armen und Beinen, und die Schiffe in der Ferne segeln ganz ruhig, nicht etwa schräg gelehnt, und im aufspritzenden Schaume halb vergraben. Kurz, Neptun stillt einen Sturm, der noch gar nicht vorhanden war, so wie Rubens einen unnützen erregt. Das Auge kann am meisten auf drey Nereiden ausruhen, die vorn vor dem Muschelwagen die linke Ecke ausfüllen; eigentlich ausfüllen, denn sie sind nach der Erfahrung gemacht, daß wohlbeleibte Personen am besten schwimmen können. Sie umfassen sich und tauchen vorwärts unter: sie sind zu blond und phlegmatisch, um an dem Unheile Theil zu nehmen. Auch ist ihr Fleisch nicht so mit Röthe gesättigt, wie gewöhnlich bey Rubens, es fällt vielmehr ins weißliche, als wäre das Element, das sie bewohnen, eingedrungen. Ein Uebel, das der Fantasie des Mahlers ebenfalls begegnet seyn möchte.

Eine artige und schön geputzte Prinzessin ist auf einer Spazierfahrt begriffen gewesen. Eine geflochtene

Kiste, im Schilf des Ufers schwimmend, hat ihre Aufmerksamkeit erregt: sie ist abgestiegen, und steht von ihrem Gefolge umringt, unter Bäumen auf einer Erhöhung am Ufer. Das Kästchen ist schon heraufgeholt, man hat es geöffnet, und o Wunder! ein schönes gesundes Kind streckt aus dem Tuche, worin es gewickelt war, den Begleiterinnen der Prinzessin die Arme entgegen. Sie überreichen es ihr: sie steht in Ueberlegung, ob sie den Fündling in ihren Schutz an- und aufnehmen soll; während die vertrauteste von ihren Gespielinnen ihr zuredet, erwarten die Andern neugierig den Ausgang. Dieß ist ungefähr die Geschichte, welche Paul Veronese aber nicht so schlicht vorträgt, sondern nach seiner Weise bizarr, modig und doch romantisch zu verzieren, und in einer üppigen Anordnung auszubreiten gewußt hat. Auf der linken Seite machen die dichtstehenden Bäume den Hintergrund aus, der näher vortritt; rechts eine hellere Ferne; eine Brücke mit großen Schwibbogen, unter welchen die längs dem Flusse hingebauten Häuser sichtbar sind. Der Fluß zieht sich schräg nach der rechten Seite hin, und fließt vermuthlich mit einer Krümmung, tiefer als das Bild sich erstreckt, vor der Szene der Handlung vorbey. Aus einer großen Entfernung läuft die Schwester des Kindes athemlos und baarfuß herzu. In der rechten Ecke werden zwey Figuren halb durch den untern Rand abgeschnitten: eine Magd, die den leeren Korb hält, und ein Trabant in alter Schweizertracht, der vom Rücken hergesehen wird, aber durch die Wendung nach der Prinzessin hinauf den Kopf im Profile zeigt. Ein zweyter

Trabant steht über ihnen an einem Baum und guckt nach dem Korbe hinunter. Sein rothes Wams mit schrägen Einschnitten nach Art eines Panzers, unter welchem grüne aufgeschlagne Schöße des Rocks hervorkommen, seine wunderliche Mütze, und eine große Hellebarde geben ihm ein stattliches Ansehen, das zu seinem biedern und kräftigen Gesichte wohl steht. Mit dem Kinde sind zwey Frauen beschäftigt: eine erfahrne Alte, vielleicht die Amme der Prinzessin, faßt die Zipfel des Tuchs, worin das Kind noch liegt und sieht fragend nach jener hin; ein junges Fräulein hält es auf den Armen, und hat sich der Prinzessin gegenüber auf ein Knie niedergelassen. Diese steht mit dem Kopf und Körper nach vorn gewandt; die linke Hand an der Hüfte gestützt, mit der rechten auf die Schulter ihrer Freundin sich lehnend. Sie ist die Hauptfigur des Bildes, aber diese die anziehendste. Die Prinzessin ist nur vornehm, zierlich und gesittet; das Fräulein verwendet gefällig und liebreich eine sittsame Beredsamkeit für den kleinen Schützling. Zwischen jener und der Alten neigen sich ein paar weibliche Köpfe im Schatten nach dem allerliebsten Knaben, einem Gegenstande, der für jetzt eigentlich noch über ihre Sphäre ist, mit mädchenhafter Theilnahme hin. In den Kleidungen ist elegante Pracht und Mannichfaltigkeit der schönen Stoffe angebracht, und die Mode mahlerisch benutzt. Das Mädchen mit dem Kinde hat weite und lange vorn anschließende Aermel von schmalgestreifter weiß und grauer Leinwand; das Obergewand von fleischfarbnem Atlas ist in bauschigen Falten zurückgesteckt, und läßt an dem knieenden

Beine ein Unterkleid von eben jenem Zeuge sehen. Die Prinzessin trägt ein Kleid von weißem Stoff mit goldnen Blumen oder Schnörkeln gestickt, das sie mit der linken Hand an der Hüfte hinaufzieht, und dadurch das Unterkleid von grünlichem Moor sichtbar werden läßt. Die Form des Schnürleibs ist etwas steif, und sein Ausschnitt an der Brust viereckig, was durch zwey Festons von Perlen unter demselben wenig gemildert wird. Desto vortheilhafter für die Freundin neben ihr in einem Kleide von röthlichem Taft, mit braunen weit von einander entfernten Streifen. Ihr linker Arm ist vor der Prinzessin her mit einer redenden Geberde ausgestreckt, die rechte Hand nimmt einen weißen atlasnen Rock über jenem Kleide auf, und bringt darin eine üppige Unordnung von Falten hervor. Sie erscheint von der Seite: die Biegung des Leibes vorwärts und ein breiter Kragen von weißem Atlas, der in Festons ausgeschnitten von Brust und Schultern herunterfällt, verbergen das Mißfällige der Schnürbrust; ein zarter und blühender Busen, worauf ein Medaillon ruht, hebt sich so reizend daraus hervor, daß er allen Zwang unnatürlicher Trachten vergessen macht. Keine regelmäßige Schönheit: das Profil mit etwas auswärts gebogner Nase und einem kleinen Unterkinn ist niedlich und aufgeweckt. Das blonde Haar beynah in Griechischem Geschmack eng zusammengefaßt, und seine Flechten auf dem Wirbel gedreht und befestigt. So auch bey den übrigen, nur daß die Prinzessin eine Krone trägt. Die Köpfchen werden durch den einfachen Putz um so kleiner, und dies giebt den

Gestalten überhaupt ein schlankeres Ansehen. Die Gesichtsfarbe der Frauen ist zart und gesund, ohne im mindesten geschminkt zu seyn; eher ist die Röthe zu sehr gespart. Der verkürzte Körper des Kindes hat die wärmste Fleischfarbe. Paul's gewohnte Freygebigkeit in Gewändern erstreckt sich bis auf das Tuch, worin das Kind liegt: es ist mit breiten Frangen besetzt. Die kostbaren metallnen Zierrathen des Phaetons, der aus dem Schatten der Bäume hervorschimmert, vermehren die Pracht; vor ihm kommen die braunen Pferdeköpfe mit weißen Blässen zum Vorschein, der eine zwischen der Prinzessin und dem Fräulein, der zweyte dieser zur Rechten. Die Entfernung und den Plan, worauf man sich die Pferde denken muß, um sie an der Stelle in solcher Größe und Entfernung von einander zu sehn, mag der Mahler selbst rechtfertigen. Seine grillenhafte Fantasie hat sich ganz vorn linker Hand noch eine eigne Ergötzlichkeit gestattet: ein verwünschter Mohrenzwerg in einer samtnen purpurnen Pagenkleidung thut sehr geschäftig mit zwey Jagdhunden, die er an der Koppel hält. Seine seltsame Physiognomie und Mütze zeichnet sich so grell wie möglich auf dem weißen Atlasrocke des Fräuleins. Dieß kann für einen verschlungenen Namenszug gelten, wodurch sich der Urheber des Gemähldes selbst angiebt.

Auch Poussin hat sich eben so unverkennbar angegeben, aber auf eine ganz andre Art, als er die Aussetzung desselben Kindes darstellte, das dort gefun-

den wird. Die Personen, welche den kleinen Moses dem Nil anvertrauen, nehmen näheren Antheil an seinem Schicksal, als die, welche ihn zufällig entdecken: diesen Augenblick umgiebt eine glänzende geräuschvolle Gegenwart, jenen erfüllt eine stille aber innige Handlung. Ein höchst verletzbares Geschöpf wird von der, die es am zärtlichsten liebt, einem unsichern Element übergeben, um es menschlichen Verfolgungen zu entziehen. Diese Lage der Mutter, ihre hoffende Besorgniß, ihre zweifelnde Vorahndung, und den Muth, zu dem sie geängstigt worden ist, läßt Poussin uns in ihrer Stellung und Geberde fühlen. Doch bleibt ihr schönes Profil unentstellt von diesen Regungen. Das Auge ist auf den Säugling gerichtet, der zu ihren Füßen in die Kiste gelegt wird, der Mund unmerklich geöffnet; sie wagt nicht einmal laut zu seufzen. Die Arme nicht ganz ausgestreckt, nur von den Ellbogen an emporgehoben, und die wenig gekrümmten Finger beyder Hände von einander entfernt: sie begleitet damit so natürlich die Bewegungen des Gegenstandes, den sie nun schon nicht mehr erreicht, damit er nirgends anstoßen soll. Vor ihr ist ein Knecht, bis auf ein rothes Tuch um die Hüften unbekleidet, damit beschäftigt, das Kind in der Kiste zu verwahren. Er kniet vortrefflich, er streckt die Hände nach der Kiste wacker aus, die Handlung seines ausgearbeiteten und edlen Körpers ist mehr als akademisch: solche Figuren sieht man auf alten Basreliefs Dienste bey Opfern verrichten. Hinter der Mutter eine weibliche Gestalt, wie die beyden eben geschilderten im Profil

und von ihrer rechten Seite zu sehen. Sie hält die umgewandte Hand vor der Stirn und schaut umher. Ihre Gewänder werden so unordentlich nach vorn und auseinander geweht, daß man zuerst nicht begreift, weswegen sie sich auf einer so windigen Anhöhe aufhält, bis man sich erinnert, daß es die Schwester des Kindes ist, welche in der Entfernung wachen muß, daß seine Aussetzung nicht bemerkt werde. Diese Entfernung schließt man aus der Verkleinerung, weniger aus den gedämpfteren Farben, denn die der vorderen Gegenstände sind schon matt und dumpf. Sie tritt daher zu nahe an die Mutter heran, und macht für eine Nebenperson zu viel Lärm. Die Zweydeutigkeit dieser Figur wird auf den ersten Anblick dadurch noch vermehrt, daß ihr Haarputz und ihr kurzes unter der Brust gegürtetes Obergewand und das untere, das sich seitwärts an den Knieen öffnet, etwas von der leichtgeschürzten Diana hat, so daß man sie für eine allegorische Gottheit halten könnte, wie den alten nackten Flußgott, der auf der vordersten Fläche liegend, beynah die ganze Breite des Bildes einnimmt. Er lehnt sich mit der Linken auf ein Felsstück, hinter welchem der Strom sich verliert; die rechte greift an das nachläßig angezogene linke Knie, der rechte Schenkel ist ausgestreckt, und wie der Rücken in seiner ganzen Länge sichtbar. Ein Füllhorn auf dem Boden neben ihm bezeichnet den befruchtenden Nil. Er sieht der Handlung, die an seinem Ufer vorgeht, in majestätischer Ruhe zu. Seine Formen sind groß, aber für lebendiges Fleisch

zu hart und trocken, der Körper erscheint daher mit seiner braunrothen Farbe eher hölzern, als steinern; und doch wäre das letzte noch am ersten zu ertragen gewesen. Als Bildsäule möchte der Alte immer da liegen, als wirklicher Flußgott verdirbt er eigentlich die ganze Geschichte: das Kind wird nun nicht mehr den fühllosen Wellen, sondern einem göttlichen Pflegevater anvertraut, der schlimmer seyn müßte, als er aussieht, wenn er nicht gehörige Sorge dafür tragen wollte. Auf einem Basrelief, wo das Wasser nicht, wie auf einem Gemählde ausgedrückt werden kann, läßt man sich einen solchen Flußgott zur Bezeichnung der Szene als nothwendige Lizenz gefallen: hier hat Poussin dadurch vollends sein Bild zu einem gemahlten Basrelief gemacht, dem es sich schon durch die geringe Rundung der Körper und den Mangel an Degradation der Farben nähert. In diesen ist die größte Einförmigkeit: die Kleidung der Mutter ist blau und roth, die Kleidung der Tochter roth und blau, und das Fleisch scheint fast aus derselben Mischung erschaffen zu seyn, welche zu dem rothen Zeuge gedient hat. Rechts sind Gebäude ohne alle Verzierungen der Griechischen Baukunst mit schlichten Mauern und Gewölben; links kömmt die Prinzessin mit ihrem Gefolge ganz von weitem herzu, am Horizont sieht man ein paar grell erleuchtete Pyramiden: alles kleinlich und ohne Wirkung.

Daß die Sache in Egypten vorgeht, ist also hinlänglich außer Zweifel gesetzt: aber bei allem dem kann man der gerühmten Gelehrsamkeit Poussins im

Kostum hier nichts weiter zugestehn, als daß er es beynahe so gut wie Paul Veronese beobachtet hat. Bey diesem ist alles modern, aber alles aus Einem Stücke; bey jenem ist alles antiquarisch, allein es paßt nicht zu einander. Mutter und Tochter sind der Kleidung nach ziemlich Griechisch, der Knecht ist ganz Griechisch, der Flußgott ist wahrlich weder Egyptisch noch Hebräisch, sondern Griechisch, und bei einer Geschichte, wo Jehovah's unmittelbare Vorsehung eintritt, noch obendrein erzheidnisch. Das Füllhorn ist auch Griechisch. Eigentlich ist es doch ein Glück, daß der Mahler auf halbem Wege stehen blieb, und zufrieden war, wenn eine alte Geschichte antik aus-sah. Ein andrer, der das Studium des Kostums (auf welches die Französischen Kunstrichter, die darin mit Poussin sympathisiren, eine so lächerliche Wichtig-keit legen) noch strenger verfolgte, könnte der Tochter Pharao's die Physiognomie einer Mumie geben. Soll aber einmal etwas fremdes sich eindrängen dür-fen, so ist es wohl eben so erlaubt, eine biblische Ge-schichte im Venetianischen Dialekt zu erzählen, als die ganze Welt durch eine Griechische Brille zu sehen. Das Einheimische und Neue ist uns näher, lebendi-ger, lustiger; Paul mahlte frisch, was er sah und erlebte, Poussin schöpfte mühsam aus alten Denkmä-lern und Büchern. Jener hätte vielleicht seine fan-tastische Jovialität eingebüßt, wenn er die Kunst so ernst hätte treiben wollen; dieser konnte sich schwer-lich über seine klassische Kälte erheben, wenn er sich auch geselliger ins Leben hineinwagte, und nicht mehr

nach fesselnden Vorbildern, sondern nach eigner Lust und Liebe darzustellen versuchte. Er verstand sich besser darauf, was zur Würde des Menschen, Paul was zum Glanz und der Herrlichkeit der Mahlerey gehört. Der letzte blieb zu sehr bey der Oberfläche stehen: es war ihm weniger um den Ausdruck, als um die Gestalt, und weniger um die Gestalt, als um die Kleidung zu thun. Aber wie er auch kleidete! Er ist doch noch etwas mehr als ein Mahler für putzliebende Damen, die von seinen Trachten, ob sie schon drittehalb hundert Jahre alt sind, manches benutzen könnten. Wenn man den steifen Anzug von Tizians Frauen mit seinen Kleidungen vergleicht, so muß man entweder annehmen, daß die Mode, die damals noch nicht so veränderlich herrschte, in einem kurzen Zeitraume um ein beträchtliches geschmackvoller geworden war, oder daß Paul Veronese ihre Reize mit einem andern mahlerischen Geist auffaßte."

Reinhold. Ey, ey! wie stehts mit dem Versprechen nicht eigentlich Urtheile zu fällen? Gegen Waller waren Sie darin noch bescheiden, Louise.

Louise. Er hat sich das bey seiner kritischen Profession so angewöhnt. Indessen geht er doch in so fern nicht über seine Befugniß hinaus, daß seine Bemerkungen und sein Tadel des Rubens und Poussin meistens das betreffen, was in den Kunstbüchern selbst der poetische Theil genannt wird.

Wallers. Hier sind noch ein paar kleinere Stücke, wo möglich ganz Beschreibung.

„Joseph und Potiphars Frau von Cignani. Beyde Figuren nur bis zu den Knieen: der enge Raum des achteckigen Bildes ist schicklich gewählt, um die Bedrängniß des keuschen Jünglings in einer solchen Nähe fühlbar zu machen. Potiphars Frau sitzt links auf Polstern eines Ruhbettes, ihr Oberleib unbekleidet; über den Hüften umgiebt sie lose ein bläulichtes mit goldnen Blumen gesticktes Gewand, und zieht sich um das rechte sichtbare Knie anschließender zusammen. Ihr vorgebeugter Leib nähert sich diesem; beyde Arme sind ganz ausgestreckt: der linke hinter Joseph kommt an seiner linken Schulter nur mit den Fingern, welche sie halten, zum Vorschein; der rechte greift in seinen rothen Mantel über dem dunkelblauen Gewande, der aber schon heruntergefallen nur noch über einem Arme hängt. Das Nackte an ihr ist üppig, aber nicht von schönen Formen, die Brüste zeigen sich in einer ungünstigen Lage, durch die heftigen Bewegungen der Arme zusammengedrängt. Im Taumel der Begierde vergißt sie sogar der Sorge für ihren Reiz, auf die sie sich sonst, nach dem buhlerischen Gesicht zu urtheilen, wohl versteht. Eine entschiedne kecke Brünette, keine Spur von weiblicher Scheu, die sie zurückhalten könnte; sie ist ganz auf ihren entfliehenden Raub gerichtet. Ihr schwarzes, nicht lockiges Haar ist vorn gescheitelt, und hinten zusammen gebunden, eine breite goldne Schnur durchschlingt es ein paarmal. Die aufgeworfne Nase, das runde vortretende Knie, die starken Lippen des geöffneten Mundes, alles deutet auf

jugendliche kühne Sinnlichkeit, und in dieser Rücksicht konnte Joseph nicht schlimmer versucht werden. Wie schön stechen seine edlen seelenvollen Züge gegen die ihrigen ab! Er lehnt sich zurück um ihrem Arm zu entgehen, sein Gesicht ist nach seiner linken Schulter in den Schatten gewandt, in welchen auch seine braunen Locken wie von ihr wegfliegen. Die heiligen keuschen Augen sind über sich gen Himmel gekehrt, der Stern tritt unter das obere Augenlied. Der Mund öffnet sich, aber nur zu einem sanften ächzenden Ruf, und ladet um so beredter zu Liebkosungen ein, gegen die er um Hülfe fleht. Die Arme, bis zum Ellbogen bloß, hält er vor, die Hände mit den geöffneten Fingern sieht man beyde von der innern Seite über dem Kopfe der Frau. Auch das ist zart gedacht, daß er die Verführerin nicht mit körperlicher Gewalt zurückstößt. Die Hände wollen sie nicht berühren, und ihre Bewegung ist nur des bildliche Entfernen einer verabscheuten Vorstellung. So ringt eine schöne Seele, die in Gefahr kommt, ihr theuerstes zu verlieren. Ein Schlagschatten, welchen der eine Arm auf den untern Theil des zurückgebognen Gesichtes wirft, vollendet den rührenden Ausdruck, und überredet uns, daß bloße Wirkungen und Spiele des Lichtes Gedanken eines theilnehmenden Wesens sind, welches die Gegenstände umschwebt.

„Ein jugendlich männlicher Kopf voll Ruhe und Würde: das Haar vom schönsten Braun, oben geschei-

telt aber nicht gleich von ebner Länge, tritt hier und da unregelmäßig in die ebne, wenig gewölbte Stirn herein, und fließt an beyden Seiten des länglichten, doch geräumigen Gesichtes auf die Schultern herab; große braune Augen von offnem, festem, lichtem Blick, über die sich die vom aufgeschlagnen Augenliede gebildete Linie in ungewöhnlicher Entfernung schön gebogen herumzieht; über ihnen Schatten durch die Vertiefung unter den Augenbrauen; diese nicht stark, welches die Majestät vermindert, aber auch nicht schlicht anliegend, sondern von etwas strebendem und ungleichem Haar, und also auch nicht von einem leidenden Charakter; die Nase mit einer kleinen Einbiegung an die Stirn gefügt, der Nasenrücken breit, doch rundet er sich an beyden Seiten; der Zwischenraum von da bis zur Oberlippe klein und nicht sehr nach innen ausgeschweift; die Lippen voll, der Mund in einer ziemlich ebnen Linie geschlossen, die beschattete Vertiefung über dem Kinn sehr kräftig, der Bart mit hellerem und krauserem Haar angeflogen; alle Züge groß und in ihrer Großheit still und geordnet; ein hoher einfältiger Beruf, keine schwermüthige Vorahndung von Leiden, sondern die weiseste, heiterste, überschauendste Fassung; viel von einem Sohne Jupiters und doch auch etwas von einem Juden: das ist der Christuskopf des Hannibal Carracci."

Louise. Der Schluß Ihrer Beschreibung blieb mir kein Räthsel, ich erkannte darnach das Bild viel früher. Das ist wirklich der Christus des Hannibal

Carracci, aber ich kann nicht sagen: es ist ganz der meinige.

Waller. Und warum nicht?

Louise. Es ist der schönste, den ich jemals gesehn habe, aber doch fehlt ihm der Brennpunkt, wo die höchste Kraft und Duldsamkeit zusammentreffen; und bis ich den finde, werde ich vielleicht die Darstellung dieses Ideals für unmöglich halten.

Waller. Sie sind der Meynung Forsters?

Louise. Aus weniger subtilen Gründen vielleicht. Die Aufgabe ist aber wirklich subtil, der mancherley Lokalbedingungen wegen, unter denen der Gott Mensch war, oder unter denen wir ihn so denken. Die Ruhe in Carracci's Kopf ist herrlich, aber doch mit zu viel Weichheit verbunden. Er hat mehr von dem Jünger als von dem Meister. Ein hoher einfältiger Beruf liegt in ihm, wie Sie mit Recht sagen, aber es ist der: die weise Lehre zu fassen und wiederum auszustreuen, und an der Brust des Meisters zu ruhn. — Doch wir wollen diesen unendlichen Streit nicht weiter führen. Geben Sie mir Ihre Papiere; ich nehme alles mit, und kann nun um so eher Feyerabend machen.

Waller. Und von dem Raphael wollen Sie schweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang stehen sah?

Louise. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bey mir nicht allemal von dem über, deß das Herz voll ist. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuschreiben, und doch ist mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit

mir hinwegnehmen sollte. Aber wie soll man der Sprache mächtig werden, um das Höchste des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt so unmittelbar, und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabey, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit dasteht, und gar nicht anders als es ist, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingestanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem heiligen Namen bey Ihnen, daß Sie einige Umstände machen, und sich nicht so getrost mittheilen, wie ein Mensch doch über alles thun darf, wovon er verdient, daß es ihm lieb ist?

Louise. Es kann seyn, und ich habe schon gewünscht, überall nicht zu wissen, dieses Bild sey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müssen. In der Reihe der andern Gemählde habe ich es niemals gesehn, weil es immer unten für die Schüler auf der Staffeley stand: aber wie es sich schon durch die einfache Zusammensetzung der drey großen Figuren unterscheiden müßte für den ersten Blick! In beyden Sälen ist nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verständlicheres, selbst für das ganz unkünstlerische Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt seyn, der sich in den Sinn des Mahlers oder der Mahlerey überhaupt zu versetzen weiß; aber hier trifft eben das erste und letzte zusammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen, wo nicht für Raphael, doch für dieses Bild von ihm zu.

Louise. Liegt es nicht darin: daß die Gestalten so einzeln dastehn, jede für sich geltend? Das Auge ruht dazwischen aus, und hat nichts zu sondern, nichts konvenzionelles sich klar zu machen. Und doch sind sie innig verbunden, selbst für den ersten augenblicklichen Eindruck: denn sagt, wer würde sich nicht gern neben diesen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louise; in der Andacht vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann sie doch ein jeder nach seiner Weise haben.

Louise. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, was sie trägt, ist ein Gott, denn so hat noch niemals ein Kind ausgesehn. Sie hingegen ist nur das Höchste von menschlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß sie den Sohn so still, so ohne sichtbare Regung von Entzücken oder Selbstgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es ist auch nichts ätherisches an ihr, alles gediegne feste Theile. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt sie schreitend auf die Wolken, und schwebt nicht in der Glorie, in die sich ihre große Gestalt hinzeichnet. Der Kopf ganz grade aus, und so die Blicke. Das Oval des Gesichtes ist oben ziemlich breit, die braunen Augen weit auseinander, die Stirn klein, das Haar schlicht gescheitelt — aber nein, ich kann das nicht einzeln und physiognomisch deuten.

Waller. Sie sollen auch nicht, sagen Sie was Ihnen einfällt.

Louise. Das scheint mir vortrefflich, daß man sie oben nicht ganz im Freyen sieht: der Schleyer, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen ist, dient ihr gleichsam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieser Seite sehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grund hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Gestalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louise. Der umgebende Schleyer stimmt auch mit der Bescheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber sie läßt sich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, sichtbar bleibt, besonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid fest anschließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleyer an bis, wo er sich an den Füßen auseinander schlägt und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorschein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht selbst gesehn hätte, würde es mir doch schwer werden.

Louise. Lassen Sie nur. Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erst in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, selbst daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand sie versteckt, ist nicht umsonst: man sieht die Gestalt bestimmter und sie erscheint menschlicher.

Waller. Nach meiner Ansicht auch majestätischer.

Louise. Ja, eben weil es eine so reine Erscheinung ist, die nicht Menschen mit dem, was nach ihrer Meynung Ehrfurcht auflegt, ausgeschmückt haben, sondern die in ihrer eignen Natur dasteht. Denken Sie nun, wie groß sie das Kind auf dem Schleyer trägt, so daß es oberhalb frey bleibt und nur die Enden unter ihm zusammen genommen sind. Sie faßt mit der Rechten unter seinen rechten Arm, die Linke unterstützt das rechte Bein, das über das andre hinüber geschlagen ist und an welches die Linke des Kindes greift, nicht spielend wie Kinder thun, sondern in der Ruhe welche vollbracht hat. Es sitzt nach vorn gewendet und scheint nichts zu wollen, aber was es einst wird wollen können, ist unermeßlich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn alles ist bereits geschehn, und es zeigt sich nur auf dem Arm der Mutter der Erde so wieder, wie es sie zuerst betrat. Die Formen sind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder stark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrschen die Welt. Der Mund ist besonders ernst, sehr geschweift, beyde Enden der Lippen ziehen sich herunter. Dieser fremde Zug an einem Kinde giebt

ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporstrebend den Kopf umgiebt. Die Augen scheinen zwey unbewegliche Sterne; sie liegen tief, die Stirn ist voll Nachdenken. Und doch kann man nicht sagen, dieser Knabe ist schon ein Mann. Es ist keine Ueberreife, aber Uebermenschlichkeit. Denn so weit sich das Göttliche in kindischer Hülle offenbaren kann, ist es hier geschehn, und ich kann mir den Mann zu diesem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Ist das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Christuskopf für unmöglich halten?

Louise. Ja ich gestehe Ihnen, ich sehe den Erlöser der Welt am liebsten als Kind. Das Geheimniß der Vermischung beyder Naturen scheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am besten gelöset, die so gränzenlos in ihrem Wesen wie begränzt ist.

Waller. Fast möchte ich Ihrer Meynung werden.

Louise. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zusammen. Welch ein erhabnes Daseyn, und ganz allein durch das bloße Daseyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte sagen, auch ohne Beleuchtung: ein geschloßnes Helldunkel ist wenigstens nicht da, keine Magie der Erscheinung.

Reinhold. Es ist aber doch in den kräftigsten Farben, und ganz in Raphaels herrlichster Weise gemahlt.

Louise. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beynah ohne Kolorit

bestehen können? Wirklich ist dieses so, daß ich es nicht anders wünschen mag. Ich liebe das bräunliche desselben und den Rost der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louise. Seys was es wolle, ich lasse mir selbst die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben als es ist. Denn worin bey ihr die wahre Zartheit liegt, das ist die Reinheit und Keuschheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichsam nur dadurch gereift scheint, daß sie für ewig festgehalten wurde, und dieses dringt eben in der ganz irdischen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, selbst wenn es noch vollkommner seyn könnte.

Louise. Ist es nicht genug, wenn etwas so vollkommen ist, daß man es bis zu diesem Grade lieben muß? Wenigstens können Sie mir diese Schwachheit gestatten. Aber stören Sie mich nicht. Ich wollte sagen, daß eine solche Gegenwart doch gar nichts als sich selber bedarf, daß die bloße Gestalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe ist nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkosend, das Kind weiß nichts von seiner Mutter. Die Mutter ist da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in diesem heiligen Dienste erscheint sie vor der anbetenden Welt, so groß wie sie ihn im Himmel verwaltet, von

wannen sie wieder herabgekommen ist. Sie ist ohne Leidenschaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenschaft schweigen. Wie ich hinaufgestiegen bin, um ihr nahe ins Antlitz zu schauen, kann ich nicht läugnen, es ist ein sanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen sind naß geworden.

Waller. Sie sind in Gefahr katholisch zu werden.

Louise. Wie dann und wann heidnisch. Es ist keine Gefahr dabey, wenn Raphael der Priester ist. Sagen Sie, Reinhold, ist nicht das ganze Bild wie ein Tempel gebaut? Die beyden Figuren, welche rechts und links knieen, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektonische Symmetrie.

Reinhold. Sie nehmen sich wirklich in einiger Entfernung wie zwey Dreyecke aus, die ein schmales Oval zwischen sich tragen. Sie sind vor der Jungfrau einander so nahe gegenüber, daß ihr Gewand sie eben zu berühren scheint. Die Köpfe stehen ungefähr der Mitte der Hauptgestalt gleich. Die drey Figuren zusammen bilden wieder ein größeres Dreyeck, welchem oben ein von beyden Seiten schräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle diese Verhältnisse werden durch die hart gegen einander abgeschnittnen Farben noch auffallender gemacht. Am härtesten steht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen seine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum sichtbar angedeutet sind, bläulicht wird; der schwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht,

zeichnen sich doch weniger stark aus. Die beyden Heiligen sinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bey.

Louise. Wissen Sie, wie mir überhaupt die zwey knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann znr Rechten der Jungfrau hebt sein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er seine Linke betheuernd auf die Brust legt, und die Rechte zum Bilde herausstreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und diese Hände sind vortrefflich gezeichnet.

Louise. Die junge Heilige, die so innig und anmuthig die Hände auf der Brust zusammenfaltet, wendet ihr Gesicht mit gesenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vorderen Schulter herum. Sie ist zu schüchtern, um hinaufzuschauen, zu demüthig und auch mehr mit sich selbst beschäftigt. Der Alte ist kühner als Mann und als Greis: wohin sein Sinn steht, dahin blickt sein Auge; auch scheint er für andre und nicht für sich selbst zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Innres zurück und betet um das eigne Seelenheil. Sie hat ein sehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünsche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch ist sie nicht das Vorzüglichste auf dem Bilde.

Louise. Eins muß ja wohl zurückstehn, obwohl

ich es nicht gewahr werde und nicht wissen will. Lieber lassen Sie mich von den himmlischen Kindern sprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das ist nun die kindliche und die englische Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben: sie betrachten nur in ihrem wonnevollen unschuldigen Sinn. Der älteste wieder anders wie der jüngere. Er schaut über sich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in sein süßes trunknes Auge, man sieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit schon, welche der Kleine kindlich anstaunet, der mit seinen runden Wangen auf beyden Aermchen aufliegt.

Waller. Ja, Liebe, es giebt viele Engel, die geistiger noch und geistlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel sind: aber so irdisch und himmlisch zugleich sind mir noch keine vorgekommen.

Louise. Es ist wahr, sie sind Kinder der Erde in bunten Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg sind. Der Größere ist sanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen sträubt sich das Haar so trotzig um das volle Gesichtchen. Man kann sie nicht ohne Verlangen ansehn, aber dann leitet der älteste mit seinem sinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heitrer nur, denn alles, was Kind ist, erheitert doch die Seele.

Waller. Und so wäre der Kreislauf Ihrer Be-

trachtung vollbracht, und wenn ich Sie nicht mit einem Vorschlage unterbreche, fangen Sie ihn von neuem an. Sie sind unvermerkt in einen solchen Strom der Schilderung hineingerathen, daß Sie nichts weiter zu thun haben, als das Gesagte zu Hause niederzuschreiben, damit Ihre Schwester den Raphael nicht vermisse.

Louise. Wenn es mir nur unter der Feder nicht wieder erkaltet.

Waller. Ich habe für mein Theil darauf gesonnen, ihm auf eine andere Weise beyzukommen.

Louise. So? Da ist gewiß etwas von Poesie dabey: mir däucht, Sie spielten vorhin darauf an.

Waller. Das Verhältniß der bildenden Künste zur Poesie hat mich oft beschäftigt. Sie entlehnen Ideen von ihr, um sich über die nähere Wirklichkeit wegzuschwingen, und legen dagegen der umherschweifenden Einbildungskraft bestimmte Erscheinungen unter. Ohne gegenseitigen Einfluß würden sie alltäglich und knechtisch, und die Poesie zu einem unkörperlichen Fantom werden.

Louise. Was sie bey manchen Dichtern und manchen Lesern schon allzusehr ist.

Waller. Gut, sie soll immer Führerin der bildenden Künste seyn, die ihr wieder als Dollmetscherinnen dienen müssen. Nun sind uns aber die Gegenstände, welche der modernen Mahlerey in ihrem großen Zeitalter und auch nachher angewiesen wurden, so fremd geworden, daß sie selbst der Poesie zu ihrer Dollmetscherin bedarf.

Louise. Allerdings haben die Protestanten im

allgemeinen für den katholischen Glauben einen sehr prosaischen Gesichtspunkt.

Waller. Der Katholik hat ihn auch, wenn er seine Religion nicht liberal und menschlich behandelt. Wir müssen uns erst bewußt seyn, daß wir etwas selbst in uns erschaffen, ehe wir uns erlauben, es durch ein dichterisches Spiel zu veredeln. Ein schöner Gottesdienst kann nie Aberglaube seyn: aber die priesterliche Zaubermacht wird dadurch am stärksten bewährt, daß sie den Menschen das Häßliche, Lächerliche, Armselige in Heiliges verwandelt.

Louise. Es wäre also schon Liberalität von den Päbsten und andern Geistlichen gewesen, wenn sie die Talente großer Künstler zum Dienste der Religion aufboten?

Waller. Unstreitig; sie war aber durch den allgemeinen religiösen Luxus viel früher vorbereitet. Auf jeden Fall verdanken wir ihr einige von den eigenthümlichsten Schöpfungen der modernen Kunst. Ich habe es oft beklagen hören, daß die großen Mahler immerfort Madonnen, heilige Familien, Apostel, Heilige, Himmelfahrten und so weiter gemahlt. Nach meinem Bedünken ist es vielmehr ein unschätzbarer Vortheil, einen bestimmten mythischen Kreis zu haben, wo die Gegenstände schon bekannt und von lange her mahlerisch organisirt sind, und die Aufmerksamkeit sich daher um so ungetheilter auf die Behandlung richten kann.

Reinhold. Indessen sehen wir, daß die heutigen Künstler Himmel und Erde bewegen, um aus dieser Beschränkung herauszukommen. Sie versteigen sich

in die klassische Mythologie und Geschichte, oder plagen sich mit Allegorie, oder wenn sie recht nordische Naturen sind, lassen sie gar die Geister Ossians im Nebel erscheinen.

Waller. Das erste thaten die Meister der schönsten Periode auch zuweilen zur Abwechselung; doch blieb die Religion mit ihren Geschichten immer ihre Hauptbeschäftigung, so wie sie ihnen fast ausschließend Beschäftigung gab. Man hat es noch nicht erlebt, daß die große Geschichtsmahlerey in einem protestantischen Lande recht geblüht hätte.

Reinhold. Der politische Enthusiasmus müßte ihr dann irgendwo ein neues weites Feld und eine ruhmvolle öffentliche Bestimmung öfnen.

Waller. Sie würde freylich dadurch aus der Verlegenheit gezogen, meistens für ein gelehrteres Privatinteresse zu arbeiten, welches niemals popular werden kann. Allein der Republikanismus wird nie etwas übermenschliches ersinnen. Wenn der Künstler auf dieses also nicht ganz Verzicht thun will, so ist er auf die Alternative reduzirt, die Ideale einer ausgestorbnen Götterwelt zu wiederholen, oder den göttlichen und heiligen Personen eines noch bestehenden und wirkenden Glaubens fortbildend zu huldigen.

Reinhold. Eines noch bestehenden! Aber wie lange?

Waller. Als schöne freye Dichtung verdient er eine unvergängliche Dauer. Ich habe ihn als solche zu nehmen versucht, und mir nicht grade einzelne Gemählde, aber hergebrachte Gegenstände dazu gewählt.

Die Poesie beweiset auf diesem Wege der Mahlerey ihre Dankbarkeit, und es würde sie selbst vielleicht nicht gereuen, wenn sie darauf fortginge.

Louise. Sehen Sie, Reinhold! Die Verwandlung von Gemählden in Gedichte, wovon ich sagte. Lassen Sie uns doch hören, Waller.

Waller.

Ave Maria.

Die Jungfrau ruht; nur Demuth ihr Geschmeide,
Im Abendschatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß sie Gott zur Braut erkohr,
Doch stilles Sinnen ist ihr Seelenweide.

Da sieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in seiner Hand, hervor.
Voll süßen Schauers bebet sie empor,
Denn seine Stirn ist Morgenroth der Freude.

Gegrüßt, Maria! tönt sein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund
Wie Kraft von oben her sie soll umwallen.

Und sie, die Arm' auf ihre Brust gelegt,
Wo sichs geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geschehe nach des Herrn Gefallen!

Christi Geburt.

Mein süßes Kindlein, wüßt' ich Dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh am Busen warm;
Die Nacht ist dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten Dich in diese Krippe legen.

So sprach Maria; draußen rief's dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebohrnen Segen.

Das Dach empfängt sie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entstrahlt des Heilands kleinem Angesicht.

Sie stehn, sie schaun, sie jubeln, preisen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

Die heiligen drey Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit strebten wir seit langen Jahren,
Doch wandern wir in unsern Silberhaaren;
Ein schöner Stern ist vor uns her geflogen.

Nun steht er winkend still am Himmelsbogen:
Den Fürsten Juda's muß dieß Haus bewahren.
Was hast Du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir ist der Herr vor allen hoch gewogen.

Holdselig Kind, laß auf den Knie'n Dich grüßen!
Womit die Sonne unsre Heimat segnet,
Das bringen wir, obschon geringe Gaben.

Gold, Weihrauh, Myrrhen liegen Dir zu Füßen;
Die Weisheit ist uns sichtbarlich begegnet,
Willst Du uns nur mit Einem Blicke laben.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu gestaltet,
Gebenedeyte! hast Du ihr gegeben.
Du darfst Dein Aug' als Anvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.

Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In Deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das spielend sich auf Deinem Schooß entfaltet.

Mehr Lieb' als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genossen feurige Geberde,
Dem Jesus zarte Händ' entgegen breitet.

Der braungelockte Knabe scheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich Deiner würdig werde?
Gern sterb' ich, wann ich Dir den Weg bereitet.

Johannes in der Wüste.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts niedres kann ihn an die Erde ketten
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild,
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen Dich, wie bin ich streng' und wild!

Mater dolorosa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat sein geweihtes Opfer schon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Christ am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Er sieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schaar in namenlosem Bangen:
Sie schaun auf ihn mit schmerzlichem Verlangen,
Was noch sein Wink für Tröstung ihnen deutet.

Der Mutter Antliz blaßt in Todesschauer,
Die thränenlosen Augen sind verglommen,
Ihr stummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.

Kein sterblich Weib erfuhr so tiefe Trauer.
Das prophezeyt' ihr einst das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie ist mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit süßen Banden mich umschlungen.
Mein Sehnen ist die Himmel durchgedrungen:
Ich seh' den Vater bey dem theuern Sohne.

Hinan! hinan! auf daß ich bey euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeschwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einst empfaht die Krone! —

Und wie sie so auf Wolk' und Duft entschwindet,
Umlächeln sie des Himmels jüngste Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.

Im Lichte wird ein neues Licht enzündet,
So strahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel sich in tiefer Feyer,
Und Heil'ge beten, wo Dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! Dir hallt,
Die Gott besaitet hat, der Sphären Leyer.

Dein Geist blickt sichtbar göttlich durch den Schleyer
Der unverwelklich blühenden Gestalt;
Du trägst ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreyer.

O Jungfrau! Tochter deß, den Du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo selbst ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.

Dein Leben hat das Leben neu beseelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Ist unauflöslich uns durch Dich vermählet.

Louise. Ach, da haben wir endlich unsern Raphael.

Reinhold. Und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht bey dem vorletzten Sonett an die Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni zu Düsseldorf, und bey Johannes dem Täufer an den ebenfalls dort befindlichen gedacht hätten, der bald dem Andrea del Sarto, bald dem Raphael zugeschrieben wird.

Louise. Und bey der Geburt Christi hatten Sie gewiß Corregio's Nacht vor Augen. Aber wie

konnten Sie in dieser poetischen Gallerie die holde Magdalena auslassen?

Waller. Ich habe sie nicht vergessen, allein ich wollte sie nicht grade zu in jene heilige Reihe stellen. Bemerkten Sie doch selbst vorher, daß man über diesen Gegenstand so leicht frivol wird.

In unbewahrter Jugend frischer Blüthe
Riß Magdalenen ihre Schönheit hin;
Den edlen Geist berückt ein weicher Sinn,
Daß sie in ungeweihten Flammen glühte.

Sie hört den Heiland, und die ernste Güte,
Die aus ihm spricht, wird ihres Heils Beginn.
Zu seinen Füßen sinkt die Sünderinn,
Mit tief zerrißnem schmachtenden Gemüthe.

Entblößt vom Schmucke liebt sie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.

Ja, fromme Huldin! flieh in Wüsteneyn,
Verbirg der Welt den Anblick Deiner Schmerzen:
Denn sonst bethört noch Deine Reu die Herzen.

Louise. Bis zur letzten Zeile haben Sie sich streng' gehalten, und wer weiß, wenn das Sonett nicht einen Schluß hätte haben müssen, Sie wären ohne alle Weltlichkeit durchgeschlüpft. Was aber die übrigen Stücke betrifft, warnen Sie nur wieder vor

dem Katholisch werden! Sie sind nicht nur ein Katholik, sondern ein Proselytenmacher.

Waller. Gut, das bewiese ja, daß ich jenes recht wäre.

Louise. Müßte sich nicht viel dergleichen und von größerem Umfange zur Verherrlichung der heiligen Geschichte und der Legenden dichten lassen?

Waller. Wer soll es thun? In Deutschland wohnt der Katholizismus, und die Poesie eben nicht unter Einem Dache beysammen. Protestantische Dichter haben sich zwar in England und Deutschland zum Theil mit ausgezeichnetem Geiste an Gegenstände ihres Glaubens gewagt; allein nach der Natur der Sache kann es damit nicht recht gelingen. Durch die Reformation wurde das erneute Christenthum von seiner ehrwürdigen Vorzeit abgeschieden, und eine mythische Welt hinter ihm vernichtet. Auf gewisse Weise wiederhohlte sich, was bey der Verdrängnng des Heidenthums durch das ursprüngliche Christenthum geschehen war.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert,
Unsichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.

Erst nach einem langen Zeitraume konnten protestantische Dichter aufstehen, nun fanden sie sich von aller volksmäßigen Sage verlassen und griffen nach wunderbaren Dichtungen in die nüchterne Luft. Bey

der Verschmähung der Sinnlichkeit, welche im Geiste ihres Systems liegt, mußten sie dabey fast unvermeidlich ins transzendente verfallen, und die wahre kindliche Mystik überfliegen.

Louise. Was machen Sie da, Reinhold? Sie haben gewiß einmal wieder eine von ihren Abwesenheiten.

Reinhold. Ich habe nur ein paar Ideen flüchtig skizzirt, die mir bey den Gedichten einfielen. Hier ist eine Verkündigung Mariä für Sie, und da ein heiliger Johannes für Waller. Sie werden sich das schon zueignen.

Louise. Wie so?

Waller. Nun, das begreift sich, symbolisch. Wenn Sie einmal Mutter werden sollten — das Vorgefühl eines so schönen Geheimnisses ist gewiß für jedes zarte weibliche Herz ein verkündigender Engel.

Louise. Und ein junger Dichter und Schwärmer, der sich weder in den Wissenschaften noch bürgerlichen Verhältnissen einzunften lassen will, bleibt immer die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Waller. Daß Sie sich nur nicht zu eifrig dem Dienst der Antike widmen, Reinhold, und mir ja den katholischen Glauben recht in Ehren halten. Als Mahler haben Sie mehr Ursache damit zufrieden zu seyn, wie mit der Griechischen Mythologie.

Reinhold. Das wäre!

Waller. In dieser hat Ihre Kunst durchaus keinen Schutzgott.

Louise. Das ist wahr, keine einzige Muse mahlt und so viele musiziren.

Waller. Sie müssen wohl, wenn die Musik von ihnen den Namen führen soll. Apollo ist für die Dichter, Vulkan für die mechanischen Künste, Minerva für die weiblichen Arbeiten, die bildenden Künste gehn immer leer aus.

Reinhold. Dieß kommt wohl daher, daß sie viel später aufblühten als Poesie und Musik, da schon alle Götter vertheilt waren.

Waller. Auch solche Heroen haben sie nicht, wie Orpheus, Linus, Amphion und andre. Der einzige, den man nennen kann, ist Dädalus, und dieser gilt nur für die Bildner, nicht für die Mahler. Welch' einen würdigen Schutzheiligen haben Sie dagegen an dem Evangelisten Lukas!

Reinhold. Und auch das ist nicht wenig werth, daß wir wissen, er hat die Bildnisse der Jungfrau, Christi und der Apostel nach dem Leben genommen, und der Nachwelt überliefert.

Waller. Es deutet die Richtung der neueren Kunst auf individuellen menschlichen Charakter so schön an. Niemanden konnte es einfallen, daß der Olympische Jupiter dem Phidias gesessen habe.

Louise. Aber Homer sah ihn doch gewiß von der Jonischen Küste herüber auf dem wolkigen Gipfel des Olymp sitzen.

Waller. Damit ich das Geschenk Ihrer Skizze mit etwas erwiedre, lieber Freund, hören Sie meine Legende von Ihrem Schutzpatron.

Sankt Lukas sah ein Traumgesicht:
Geh! mach Dich auf und zögre nicht,
Das schönste Bild zu mahlen.
Von Deinen Händen aufgestellt,
Soll einst der ganzen Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.

Er fuhr vom Morgenschlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in seinem Ohr;
Er rafft sich aus dem Bette,
Nimmt seinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkasten nnd Geräth
Und Pinsel und Palette.

So wandert er mit stillem Tritt,
Nun sieht er schon Mariens Hütt'
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unsers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende Deine Gunst
Auf mein bescheidnes Theil der Kunst
Die Gott mich üben lassen!
Wie hoch gesegnet wär sie nicht,
Wenn ich Dein heil'ges Angesicht
Im Bildniß dürfte fassen!“ —

Sie sprach darauf demüthiglich:
Ja, Deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obschon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmlischen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgestalt,
Die Erdenhülle sinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles sieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel
Holdseligste der Frauen!
Du siehst allein der Schönheit Licht
Auf Deinem reinen Antlitz nicht,
Doch laß es andre schauen.“

„Bedenke nur der Gläub'gen Trost,
Wann Du der Erde lang' entflohst,
Vor Deinem Bild zu beten.
Einst tönt Dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, Dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

Wie ziemte mir so hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge selber spät und früh
In brünstigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er sandte mir ein Traumgesicht,
Und hieß mir, Dich zu mahlen.
Von diesen Händen aufgestellt,
Soll vor der weiten Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.“ —

Wohlan denn! sieh bereit mich hier.
Doch kannst Du, so erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einst das Kind, mein süßes Glück,
Im Schooß der Mutter spielte. —

Sankt Lukas legt ans Werk die Hand;
Vor seiner Tafel unverwandt,
Lauscht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsschaar
Der reicht' ihm sorgsam Pinsel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweyten Mal
Ein Jesuskind des Mahlers Wahl,
Um die sie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte seinen Fleiß die Nacht;
Er legt den Pinsel nieder.
Zu der Vollendung brauch' ich Frist,
Bis alles wohl getrocknet ist,
Dann, spricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage sind entflohn,
Da klopft von neuem Lukas schon
An ihre Hüttenpforte.
Doch statt der Stimme, die so süß
Ihn jüngst noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entschlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten sie begraben,
Da ward sie in verklärtem Licht
Vor der Apostel Angesicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erstaunt und froh schaut er umher,
Die Blick' erreichen sie nicht mehr
Die er nach droben sendet.
Obschon im Geist von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch so der Frommen Lust,
Und regt' auch so in jeder Brust
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle sah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltausendfältig konterfeyt
Erschien sie aller Christenheit
Mit eben diesen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein schwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael,
In seinen Augen glänzten hell
Die himmlischen Gestalten.
Herabgesandt von sel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre selbst gesehn
An Gottes Throne walten.

Der stellt ihr Bildniß, groß und klar,
Mit seinem keuschen Pinsel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er sich wieder Himmel an,
Ein jugendlicher Engel.

Rienhold. Tausend Dank! Und die erste Madonna, die mir gelingt, soll dem heiligen Lukas und dem heiligen Raphael gemeinschaftlich geweiheit seyn.

III.

Ueber die natürliche Gleichheit der Menschen.

Wir setzen in der Mittheilung unsrer Gedanken immer als nothwendig voraus, daß wir zu Menschen reden, denen wir uns verständlich machen können; eine Voraussetzung, die wir überhaupt aller Erfahrung zum Grunde legen, und die eben darum auch durch keine Erfahrung aufgehoben werden kann.

Dies zeigt sich nicht deutlicher, als in der fast allgemeinen Klage über Mißdeutung und Mißverstand. Sie wäre selbst gar nicht möglich, wenn jene Voraussetzung nicht gemacht wäre. Aber sie stöhrt auch unsre gesellschaftlichen Zwecke so wenig, daß sie vielmehr jede Anstrengung zur Einigung unsrer Geister nur noch erhöhet und belebet.

So ist es Thatsache der Geschichte alter und neuer Zeiten, und es wäre für unser Nachstreben ein schöner Gewinn, wenn die Menschen auf sie merkten, und so die ganze Erfahrung, in der Beziehung jeder Thatsache auf den handelnden Geist, als Wahrheit dieses Geistes begreifen lernten. Die oft harte und unfreund=

liche Form der Mittheilung soll uns daran nicht hindern, denn diese ist selbst nur eine Täuschung, die wir auf höhere Wahrheit deuten müssen. Wo also Mittheilung Statt findet unter vernünftigen Wesen, da gilt jene Voraussetzung einer möglichen Verständlichkeit, da ist ein und derselbe Zweck, und in der Beabsichtigung dieses Zweckes muß sich eben unser ganzes gesellschaftliches Verhältniß immer reiner und schöner entwickeln.

Ich sage dies als Vorerinnerung zu der folgenden Untersuchung, um meinen Zweck sogleich bemerklich zu machen, und den Richter an die Absicht seines eigenen Urtheils zu erinnern.

Der Mensch ist überall der Gegenstand unserer Betrachtung. Denn jede mögliche Erscheinung ist Bestimmung durch ihn, und jede Wahrnehmung daher eine Berührung seines Geistes, die uns zum Anschauen eben auffordert, und uns dadurch auf unser eignes freyes Handeln zurückführt.

Aber wir begreifen auch den Menschen nur, in so fern er sich selbst begreift, und alles was wir von ihm behaupten, kann darum durch ihn selbst nur seine Wahrheit haben. Dies ist der Charakter der Vernünftigkeit. Sie wäre nichts ohne die eigene Beziehung unsers Handelns, durch welches wir leben und sind im ganzen Umfange unsers Daseyns. So gewiß daher nur Menschen sind, so gewiß ist auch ein jeder in allen Bestimmungen seines Wesens er selbst sein

Wesen durch eigne freye That, und in diesem wechselseitigen Verhältnisse des freyen Handelns besteht eben die natürliche Gleichheit der Menschen.

In diesem Begriffe stelle ich vorläufig den Hauptinhalt der ganzen Untersuchung auf. Ein bloßer Wink für die Aufmerksamkeit. Denn um wissen zu können, was wirklich in einem Begriffe enthalten ist, kann man ihn nicht als irgend woher gegeben betrachten, sondern wir müssen zurück auf seinen Gegenstand, und ihn durch wirkliche Anschauung vor unseru Augen entstehen lassen. Dann erscheint er als Resultat einer wiederholten Betrachtung, und ist selbst gar nichts anders, als der freye feste Blick, mit welchem wir unser eigenes Handeln anschauen.

Der Mensch, dessen Wirken und Thun ich beobachte, um in ihm selbst das Verhältniß seines Lebens kennen zu lernen, ist durch die Verknüpfung der Natur überall unter Menschen, und darum überhaupt nur wirklicher Mensch in der Beziehung seines Daseyns auf ein unendliches Geschlecht.

Ich finde ihn aber zuförderst nur wirksam und thätig in einer gesellschaftlichen Verbindung, die wir den Staat nennen. Hier geboren und erzogen trägt er alle die Bestimmungen, die ihn überhaupt als ein gesellschaftliches Wesen charakterisiren, und wo ich ihn also auch zuerst beobachten muß, um sein natürliches Verhältniß bestimmen zu können.

Es sey zunächst nicht die Frage, wie überhaupt eine Verbindung unter Menschen möglich sey, die nicht nothwendig die Natur unsers Wesens ausdrücke, und

folglich an sich selbst auch natürlich sey. Ich sehe zuerst nur darauf, wie die Menschen ihre gesellschaftliche Verbindung sich vorstellen, wo es also noch immer möglich ist, daß sie sich irren können.

Die Idee von einem gesellschaftlichen Zustande, den wir Staat nennen, finde ich diesem nach ausgedrückt in der möglichsten Uebereinstimmung aller Individuen als Theile zu einem Ganzen. Die Uebereinstimmung der Theile ist folglich die Uebereinstimmung des Ganzen mit sich selber, und demnach eine harmonische Thätigkeit, die in keinem einzelnen der Theile enthalten ist. Die Theile des Ganzen verhalten sich mithin bloß wie Organe, die gegenseitig auf sich ein- und zurückwirken, und nur durch ihre Verschiedenheit die Harmonie des Ganzen hervorbringen und erhalten.

Die Verschiedenheit der Individuen, als Theile zu einem Ganzen, ist demnach ihre gegenseitige Beziehung im Staate, ein Verhältniß, das ihren Antheil und ihre Thätigkeit bestimmt, und daher eine Ungleichheit unter ihnen nothwendig macht.

Es kann aber nicht gesagt werden, wie groß das Ganze und wie verschieden das Verhältniß seiner Theile seyn müsse, um jene Idee von einem Staate vollkommen auszuführen. Die Theorien, so viel ich weiß, setzen den Staat voraus, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und die Erfahrung lehrt uns nur, was geschehen ist, und muß also selbst nach einem höhern Prinzip beurtheilt werden. Die Schwierigkeit der Sache liegt ohne Zweifel darin:

Das Ganze, das wir Gesellschaft im Staate nennen, wird nicht bloß durch die Theile, sondern die Theile werden auch durch das Ganze bestimmt, indem ein jeder im Staate geboren und erzogen wird. Das Ganze aber ist nicht, und denkt nicht und handelt nicht, wenn nicht jedes Individuum oder jeder Theil es ist, und die Gesellschaft also aufhört, wie Theile zu einem Ganzen organisirt zu seyn. So lange es dies nun ist, bleibt auch der Antheil des Staats an der Bestimmung seiner Verhältnisse. Er ist aber denkend und handelnd eine Negation, und bestimmt folglich gar nicht. Mithin ist das Verhältniß der Theile zu einem Ganzen selbst nur das Unbestimmte und Mangelhafte in der Gesellschaft, und diese wird sich in ihren Formen immer nach Umständen fügen, die aus dem Widerstreite der Kräfte gebietend hervorgehen.

Durch das Verhältniß der Menschen, als Theile zu einem Ganzen, ist also die Wirksamkeit eines jeden für das Ganze bestimmt, und dieses allein ist der Zweck der Thätigkeit Aller.

Aber das kann der Mensch nicht, ohne seine Vernünftigkeit zu verlieren. Er ist genöthigt, sein Handeln auf sich selbst zu beziehen, wie es wirklich das seinige ist, und so lebt er in der Gesellschaft gar nicht als Theil, sondern selbst als ein Ganzes.

Hieraus entsteht für die Gesellschaft ein Widerstreit. Eines jeden Thätigkeit ist bestimmt durch das Verhältniß im Staate, wo er nicht das Ganze ist: und jeder bezieht gleichwol nothwendig sein Thun auf sich selbst, wo er wirklich das Ganze ist. Das

Ganze aber ist nicht mit einem andern zu vergleichen, sondern durch die eigne Beziehung seiner freyen Thätigkeit ergeht die nothwendige Forderung, daß alle Verschiedenheit aufhöre. In so fern diese nun Statt findet durch das Verhältniß im Staate, sehen wir die Menschen überall in einem ungleichen Kampfe nach Wohlbefinden und höherer Geisteskultur. Tausende erscheinen uns sogar wie im Schlummer ihres Daseyns, wo selbst die Ahnung eines bessern Lebens noch kaum die starre Brust bewegen und erwärmen kann.

Diese Ungleichheit unter den Menschen ist indeß eben so nothwendig, als die Gesellschaft es selbst ist, und weit entfernt uns dieselbe zum Vorwurfe zu machen, kommt es vielmehr nur darauf an, sie still und richtig zu begreifen. Dies liegt auch mit in den Verhältnissen des wirklichen Lebens, wo es keine geringe Absicht ist, das bessere Nachdenken unter uns zu erwecken und es wohlthätig für das gesellschaftliche Leben zu machen. Auch haben es die Menschen von jeher versucht, ihren Zustand des wirklichen Lebens gegen die Wünsche und Forderungen ihres Innern zu begreifen, und sie begriffen ihn allgemein nur als eine Störung in der Natur.

Aber die Vorstellung von einer möglichen Gleichheit unter den Menschen hatte dennoch von jeher ein so großes Interesse für die Einbildungskraft, daß selbst ihr Widerspruch mit der Erfahrung nicht verhindern konnte, sie zum wenigsten in religiöser Rücksicht unter die Glaubensartikel mit aufzunehmen.

Bei allen Völkern der Erde, die ihren Ursprung

noch über die Thatsache der Geschichte hinaus führen, ist die Sage von einem ursprünglichen goldnen Zeitalter der Welt: einem Zustande der innigsten Eintracht und Liebe, wo jene Störung noch nicht war, sondern nur friedliche Gottheiten unter den Menschen wandelten, und ein jugendlich schönes und harmonisches Leben die Unschuldigen beglückte.

Mit dieser Sage, die auf die Nachkommen jener Glücklichen gekommen war, und die man zu allen Zeiten heilig hielt, verband man auf das innigste den Glauben an eine Zukunft, wo jener himmlische Friede zu den Menschen wiederzurückkehren, und Freude und Harmonie ungestört unter uns wohnen sollten.

So suchten also die Menschen an den Bildern einer schönen Vergangenheit und Zukunft Trost und Beruhigung für die Gegenwart. Nur auf jener ruhte ihr Auge mit stillem Wohlgefallen, während sie dieser oft jede Freude zum lauten Vorwurfe machten.

Wie einseitig diese Vorstellung von unserm verlornen und zukünftigen Glücke auch seyn möge; so ist doch das zum wenigsten merkwürdig, daß man die Gleichheit unter den Menschen von einem frohen und friedlichen Leben nicht hat trennen können. Es erscheinet darin offenbar eine gewisse Nöthigung der Vernunft, die uns zum Nachdenken auffordert, und die bei näherer Untersuchung vielleicht mehr von uns fordern dürfte, als uns bloß mit einem müssigen Spiele der Einbildungskraft zu beschäftigen. Das Absprechen darüber aus einer vermeintlichen Erfahrung ist eine ganz überflüssige Erinnerung. Hat un=

ser Glaube an Vergangenheit und Zukunft nur erst aufgehört ein bloßes Hörensagen zu seyn; so werden wir es würdig finden den Buchstaben zu vergessen, und in uns selbst und unserm eigenen Handeln die Rechtfertigung zu suchen.

Einmal ist das immer gewiß: der bloße Glaube an eine Vergangenheit, da noch die Menschen durch Unschuld und kindliche Eintracht glücklich waren, könnte uns gar nicht erfreuen, noch uns zu irgend einem Troste gereichen, wenn wir nicht tief in unserm Innern die Zukunft auch ahneten, da ein entflohenes schönes Zeitalter mit seinen Tugenden und Freuden zu uns zurückkehren wird. Diese Verbindung ist in sich nothwendig, und Niemand verstände sein Gefühl bei irgend einer frohen und wohlthätigen Erinnerung, der es nicht darin gedeutet hätte.

Aber es ist so gar gewiß: nur der Blick in die Zukunft führt uns zurück auf die Vergangenheit, und beide, Zukunft und Vergangenheit, haben selbst nur ihren Ursprung und ihre ganze Bestimmung allein in der Gegenwart. Dies eben bestimmt unser Interesse an allem Schönen und Wahren, das die dichtende Phantasie in so reizenden Bildern uns aufstellt. Es ist nichts anders, als das Gefühl unsrer freien Wirksamkeit, wodurch die Welt gerade das ist, wozu wir sie bilden. Wie wir sie bilden und einrichten, so ist sie selbst unser Leben, und nur die mögten es sich nicht sagen, denen ihre eigne Vorstellungsart noch ein Geheimniß blieb.

Durch die Natur unsers Geistes ist jenes Zeit-

verhältniß also nothwendig. Wir können den Menschen uns nie denken, ohne daß er es sey, der denkt, und jede Zeitbestimmung in ihm hat also nur Wahrheit durch sein Handeln. Er ist und lebt aber auch nur in und mit seinem Handeln, und folglich nur in dem Verhältnisse des gegenwärtigen Augenblicks. Jede Zeitbestimmung in ihm muß diese Beziehung daher ausdrücken, und kann anders keine Wahrheit und Gewißheit haben.

Von einer Zukunft, als Zukunft, wissen wir nicht das mindeste, denn eine solche ist für uns keine mögliche Anschauung. Sie würde darum auch überhaupt nicht den mindesten Sinn für uns haben, wenn wir sie uns nicht begreiflich machten durch das Zeitverhältniß überhaupt, und folglich in der Anschauung des Wirklichen. Hier hat sie ihre Wahrheit und ihre ganze Bestimmung. Sie soll selbst nichts Verschiedenes von der Gegenwart seyn, sondern diese eben ausdrücken, und darum als Gegenwart empfunden und angeschaut werden.

Aber die Gegenwart widerspricht unsern Wünschen und Forderungen, und enthält nicht, was wir suchen. Dennoch suchen wir alles in ihr mit einer nothwendigen Anforderung und Kraft unsers Handelns; da die Zukunft gar nichts anders ist, als unsre eigne ewige Freiheit, die wir in der Wirklichkeit ausdrücken, um zu wissen, wie wir wirklich freie und ewige Wesen sind. Alles was wir daher suchen und fordern mögen, ist nothwendig nichts anders, als

unsre eigne freie That in einer wirklichen Anschauung und folglich ewig und immer die Gegenwart.

Dies verstehen die Menschen nicht, die in dem Erschaffnen nicht zugleich auch den Schöpfer erblicken: und so wie wir also bemüht sind, unsere Wünsche und Forderungen in der Wirklichkeit zu begreifen, ohne gleichwol die Erfahrung in uns angeknüpft zu haben, führt der Zusammenhang der Erscheinungen uns zurück in die Vergangenheit, bis endlich die Phantasie einen freien Spielraum gewinnt, und wir nun unser zukünftiges schöneres Leben in den lachenden Bildern der Erinnerung anschauen.

Das ist die Bedeutung aller der Vorstellungsarten in denen die Menschen von jeher ihre schönsten Gefühle zu begreifen suchten. Oft erscheinen sie uns nur als ein belustigendes Spiel, und wir nennen sie Träume der Einbildungskraft. Dann aber sehen wir sie wieder in einem feierlichen Ernst, und sie enthalten und bewahren unser höchstes Kleinod von Wahrheit und Zuversicht.

Das Vergangene hat also nur um des Zukünftigen willen, und das Zukünftige nur um des Gegenwärtigen willen ein so hohes Interesse für den Menschen. Folglich ist die ganze Zukunft mit allen ihren Möglichkeiten gar nichts weiter, als eine bloße, aber auch nothwendige Anforderung an die Gegenwart, die wir nur richtig begreifen dürfen, um sie weiter nicht außer uns selbst im leeren Nichts zu suchen.

Dies ist das Verhältniß aller Zeit. Sie ist unsre eigne freie That, ein Ausgehen und Zurückkehren des Geistes in sich selbst, wo also mehrere und verschiedene Zeitmomente nur die Art und Weise unsers Handelns ausdrücken. So nur giebt es in der Zeit eine Vergangenheit und Zukunft, die sich selbst nicht widersprechen; denn sie sind angeknüpft in uns durch das Verhältniß unsers Handelns, welches hinauf geht und zurück in seine eigne Unendlichkeit.

Wer über diese Vorstellung sich verstanden hat, begreift und erhöhet sein inniges Wohlgefallen an den Dichtungen eines vergangenen nnd zukünftigen Lebens. Denn sie sind nichts ohne Beziehung auf die Gegenwart, und können selbst ihrer Möglichkeit nach nicht anders verstanden werden.

Unser Glaube an eine Zukunft soll also Wahrheit und Gewißheit haben durch unsre wirkliche That, und die Vorstellung von einer zukünftigen Gleichheit unter den Menschen ist daher entweder praktisch, und greift ein in unser reges und thätiges Leben, oder sie hat gar keine Bedeutung, und kann selbst in dieser Leerheit nicht gerechtfertigt werden.

Es läßt sich indeß schon annehmen, daß auch die Ungleichheit unter den Menschen nicht anders als auf dem Wege des wechselseitigen Handelns entstehen konnte; und wollen wir hier nicht einen Widerspruch der Vernunft zulassen, sondern selbst auch das Unvernünftige durch Vernunft wieder erklären: so wird es nur darauf ankommen, die etwanige Ungleichheit

richtig zu begreifen, und unsre Vorstellung von ihr muß sich sogleich als eine bloße Täuschung offenbaren.

Die Verschiedenheit der Urtheile verschlägt in der Sache übrigens nichts, und ist nothwendig nur scheinbar. Denn wir beobachten mit einer und derselben Vernunft eines und dasselbe, und finden überall auch eines und dasselbe, wo wir so weise schon waren, unsern eignen Augen und Ohren zu glauben. Darin wird sich auch am Ende aller Widerstreit auflösen, sobald wir nur erst überzeugt sind, daß die Pupille nicht siehet, und das Trommelfell nicht höret, sondern daß der Sinn, der in uns wahrnimmt, mit dem Innersten unsers Wesens das gleiche und selbe ist. Sind daher die Menschen als Menschen sich gleich, so müssen sie es bleiben Kraft ihrer Natur, die sie nie verlieren können. Denn das Daseyn freier Wesen ist immer ursprünglich, und bleibt daher ewig die erste Umarmung einer liebenden Natur.

Dennoch liegt uns allen daran, unsre gegenseitigen Urtheile wo möglich auszugleichen, und eben dies feste und unermüdete Bestreben ist der sicherste Beweis von dem Frieden unsrer Geister, den wir nur sehen dürfen, um ihn so fort in unsern Handlungen auch auszudrücken.

Die Beantwortung der Frage über die natürliche Gleichheit der Menschen ist ein Urtheil über das ursprüngliche Verhältniß der Menschen. Dieses Verhältniß also suchen wir, um durch seine Bestimmung uns die Wahrheit von jener anschaulich zu machen.

Bis jetzt habe ich nur gezeigt, wie die Vorstellung von einer natürlichen Gleichheit entstehen mußte, und wie sie nothwendig nur auf eine Vergangenheit und Zukunft gedeutet werden konnte: daß sie dennoch aber wirklich nur für den Augenblick des Lebens ihre Wahrheit haben könne, wenn sie sonst sich in sich selbst nicht widersprechen solle.

Aus diesem mache ich eine Folgerung, die uns weiter führen wird. Erstlich ist das Verhältniß der Zeit überhaupt nur eine Beziehung des Augenblicks in welchem wir handeln. Handeln wir nicht, so sind wir überhaupt nicht, so ist für uns keine Zeit. Der wirkliche Augenblick ist also nur wirklich durch seine Beziehung auf eine Vergangenheit und Zukunft, denn eben in dieser Beziehung besteht unser Handeln. Soll die natürliche Gleichheit unter den Menschen nun Wahrheit für den Augenblick des Lebens haben, so ist es nicht genug, daß sie etwan nur gedenkbar sey; sondern sie soll sich in so fern nicht widersprechen, als sie wirklich das Verhältniß unsers Lebens ausdrückt, und so nothwendig also Statt findet, als wir überhaupt nur Menschen sind. Es kommt also darauf an, unser ursprüngliches Verhältniß nicht einseitig zu betrachten, nicht als verloren oder zukünftig, sondern durch das Verhältniß des Augenblicks als bleibend und ewig: dann werden wir alle Erscheinungen des Lebens nur durch dasselbe begreifen können, und so jede Ungleichheit unter den Menschen, als bloßen Gegenstand des einseitigen Urtheilens, und folglich als Täuschung, vor unsern Augen verschwinden sehen.

In dieser bestimmten Rücksicht betrachte ich also den Menschen, und ich nehme ihn auf, wie ich ihn finde. Wie ich ihn finde, ist der Mensch nur Einer im ganzen Umfange seines Daseyns: denn er selbst ist seine eigne und ganze Sphäre, und alle Bestimmungen in ihm können darum nur Wahrheit haben durch diese Beziehung auf ihn selbst. Sein ganzes Verhältniß in der Sphäre seines Daseyns ist also nothwendig kein anderes, als das Verhältniß zu einem und demselben Bewußtseyn, und in diesem müssen wir ihn beobachten, um ihn kennen zu lernen.

Ich abstrahire in dieser Vorstellung nicht vom Menschen als Individuum, sondern eben diesen habe ich allein vor Augen: denn wo ein anderer im Umkreise der Milchstraßen existire, weiß ich nicht, und weiß hoffentlich auch Niemand. Aber der Mensch als Individuum ist auch nicht anders zu bestimmen, als nur durch sich selbst, und es wäre ein eitles Vorgeben, ihn ohne diese Beziehung durch bloße Abstraktion deduciren zu wollen. Er ist also nur zu denken, in so fern er sich selbst denkt, und folglich nur als praktisch, in der einen und gleichen freien Selbstthätigkeit. Sein ganzes Handeln ist demnach nichts anders, als ein Fortführen der eigenen Selbstbestimmung, und folglich ein Erweitern jeder Bestimmung zum Unendlichen. Hier erscheint also jedes Ziel, das wir selbst uns nur setzen, als relativ und unendlich zugleich, d. h. wir setzen zwar die Unterschiede, aber nicht vergleichungsweise in mehreren Individuen, sondern in einem jeden durch Beziehung

auf seine eigne Thätigkeit. Mithin heben wir sie eben dadurch wieder auf, und behaupten von allen, was wir von irgend einem behaupten, nicht als möglich und zukünftig, sondern durch das Verhältniß des Augenblicks, als wirklich und jetzt, und folglich als nothwendig überhaupt.

Diese Vorstellung enthält die ganze Ansicht des Menschen in dem ursprünglichen und darum bleibenden Verhältnisse seines Daseyns. Sie kann uns aber nur klar seyn, und so unsre Ueberzeugung werden, wenn wir behutsam genug sind, die Täuschung zu vermeiden, als ob der Mensch in der Zeit, und nicht die Zeit vielmehr in ihm wäre, und durch ihn bestimmt würde.

Ist die Zeit nur im Menschen, und ist ihr ganzes Verhältniß nur bestimmt durch sein Handeln, so können wir ihn auch nur mit ihm selbst vergleichen, und müssen folglich eines jeden freie Thätigkeit in den gleichen Spielraum mit allen setzen, mithin sein Thun, als strebend zum Unendlichen, immer auf ihn selbst, den Unendlichen beziehen. Dadurch erhält ein jeder seine eigene ewige Zeitreihe, die in allen ihren Punkten, auf sie selbst bezogen, die eine und gleiche ist mit den Zeitreihen aller, oder das Unendliche müßte nicht gleich seyn dem gleichen Unendlichen.

Aber der Mensch in der Beziehung seines eignen Daseyns ist der Mensch unter Menschen. Er ist nicht anders, der er wirklich ist, und sein ganzes Thun und Wirken ist also nothwendig ein Ausdruck dieses Verhältnisses. Jeder also in der Beziehung seines

eignen Daseyns begreift alle übrigen, und jeder in dieser Beziehung ist die Ordnung des Ganzen, die in allen wie in einem die gleiche und selbe ist. Keiner ist daher dem andern vor oder nach, und keiner überhaupt mehr oder weniger als der andere; sondern jeder ist nothwendig gleich sich selbst, und ist nur er selbst als Mensch unter Menschen. In das Daseyn des einen greift demnach durch das Verhältniß seiner Wirklichkeit das Daseyn aller übrigen, und jenes ist nicht, wenn dieses nicht ist. Mithin fällt jede Vergleichung immer zurück auf ein Vergleichen des Menschen mit sich selber, und hat anders gar keine Bedeutung.

Dieses Verhältniß findet Statt, so wie nur Menschen überhaupt um und neben einander sind. Es ist demnach ursprünglich, und in der Natur unsers innersten Wesens gegründet. Aber eben deswegen bleibt es auch ewig und unveränderlich, da es die ganze Sphäre unsers freien Daseyns begreift, und folglich durch keine Handlung je aufgehoben werden kann.

Ist es ewig und unveränderlich; so muß alles was die Menschen zu ihrer Vereinigung thaten, auch nothwendig in dem Umfange dieses Verhältnisses liegen, und folglich jede Verbindung in ihm sich wieder finden, und aus ihm sich erklären lassen.

Das allgemeine Urtheil von einer Ungleichheit unter den Menschen ist also nothwendig eine Täuschung, die darin besteht, daß wir den Menschen, der nur in der Gesellschaft existirt, isoliren wollen, und

so eine zum Urtheile nothwendige Voraussetzung in und während dem Urtheile selbst wieder aufheben.

Ich bin nämlich nur wirklich als Mensch unter Menschen, und was ich als solcher bin, ist daher in meinem Wesen eines und unzertrennlich. Jetzt will ich von diesem meinen Daseyn abstrahiren, und an seine Stelle das Daseyn eines andern setzen. Aber indem ich dieses thue, thue ich schon jenes wieder nicht, denn sonst könnte ich nicht sagen, daß der angenommene andere mir vor oder nach, und mehr oder weniger als ich sey. Ich thue es aber darum nicht, weil eben dies Abstrahiren von meinem eigenen Daseyn gerade jetzt eine Bestimmung meines Daseyns ist, und folglich selbst mit zu meiner Wirklichkeit gehört. Demnach hebt mich keine Handlung aus dieser meiner Sphäre, welches auch nothwendig ist, wenn sie das ganze wirkliche Daseyn des Menschen unter Menschen begreifen soll.

Unser Urtheil von einer wirklichen Ungleichheit unter den Menschen ist selbst indessen wirklich, und soll es eine Täuschung seyn, so müssen wir wenigstens fragen, wie dieselbe überhaupt auch nur möglich sey, wenn die Gleichheit unter den Menschen nothwendig ist. Darauf ist folgendes zu antworten.

Einmal würde die Behauptung von einer Ungleichheit unter den Menschen allerdings unmöglich seyn, wenn ihr das Urtheil von einer nothwendigen Gleichheit nicht zum Grunde läge. Denn ohne diesen Maßstab könnten wir gar nicht bestimmen, worin die Ungleichheit bestehe. Zeigen wir also diese, so zeigen

wir nothwendig auch jene, und die Behauptung der erstern muß folglich auch abgeleitet werden von der Behauptung der letztern. Dies bestätigt die obige Forderung, daß in dem ursprünglichen und bleibenden Verhältnisse der Menschen alle übrige Bestimmungen sich wieder finden müssen, und ich gebe hierüber diese Erklärung.

Jedes Verhältniß der Menschen ist ihr eignes freies Handeln, und die Bestimmung desselben durch Anschauung und Urtheil ist folglich ein Bestimmen dieses freien Handelns. Jedes Verhältniß bekömmt also die Bestimmung des praktischen, und kann nicht anders verstanden werden, als in einer nothwendigen intensiven und extensiven Erweiterung seiner selbst.

Unser Handeln geht auf Anschauung seiner selbst und ist nur dadurch ein Handeln. Also sind Anschauen und Angeschautes nicht zu trennen, und in sich eines und dasselbe. Auf dieselbe Weise begreifen wir unser Verhältniß. Wie es ist, so ist es nur durch eine fortgehende Bestimmung, und folglich nur als ein Verhältniß unsers ganzen praktischen Daseyns. So verstanden ist es frei und vollendet in sich selbst, und bedeutet jede Erscheinung in ihm den ganzen unendlichen Zusammenhang unsers Thuns und Wirkens. Kein Mensch kann außer diesem Zusammenhange handeln, und jede mögliche That hat also nur ihre Wahrheit durch Beziehung auf das Vollendete.

„In diesem ursprünglichen Verhältnisse unsers „freyen Handelns strebt jeder Mensch nach derfreisten Beherrschung und dem vollsten Genusse der gan-

„zen Natur. Aber keiner kann allein das Ganze um-
„fassen, sondern als Mensch unter Menschen kann er
„es nur durch alle. Mithin müssen Alle jene Idee
„des Einzelnen realisiren, welches wieder nur durch
„die vollkommenste Harmonie ihrer Vorstellungen von
„der Welt und ihrer Kraftäußerung auf sie mög-
„lich ist.“

„Die Staatsverfassungen sind Versuche, jene
„Uebereinstimmung und jene Beherrschung der Natur
„auszuführen, und — weil es kein absolutes Mißlin-
„gen giebt — wenigstens zum Theil gelungene
„Versuche. So lange die Welt steht, hat es keinen
„Herrscher gegeben und keinen Knecht, sondern die
„Gesellschaft strebt nach Einigkeit mit sich selbst, und
„das ist die Bedeutung alles dessen, was wir sehen.“

In unserm Handeln selbst liegt also die innigste Vereinigung des Menschen mit dem Menschen, und es ist keine Handlung möglich, die dem schlechthin widerspräche. Behaupten wir daher eine Ungleichheit unter den Menschen, so kann es selbst nur durch den Zweck unsers Handelns geschehen, und wo wir diesen im Gegenstande vor Augen haben, wird die Behauptung unmöglich.

Wir mißdeuten also unser eigenes thätiges Daseyn in dem Bedürfnisse auf das innigste mit dem Menschen verbunden zu seyn. Wir suchen und wollen nichts anders, so gewiß wir nur handeln. Aber so gewiß wir nur handeln, können wir es nirgends auch suchen als in der wirklichen Anschauung. Hier finden wir es nun nimmer, wenn wir den Gegenstand nicht zugleich in un-

serm Handeln begreifen. Dennoch fordern wir die Anschauung, weil wir anders nicht handeln könnten, und da wir sie im Menschen nicht finden, fassen wir nun ein Gedankenwesen, auf welches wir glauben unser ganzes Nachstreben richten zu müssen.

Auf die Art sahen wir unsern Gegenstand realisirt und unsere Forderung ist erfüllt. Die Menschen sind sich ungleich und müssen es seyn, vermöge ihrer Wirklichkeit, die so und nicht anders ist; und daß sie so ist, bestimmen wir nach der Gleichheit, die wir außer uns setzen, und die nicht unsere Natur ist.

Dennoch ist sie unsre Natur, und bleibt es ewig in allen Verhältnissen. Die Täuschung hindert daher nicht, daß wir frey und selbstthätig handeln, und als frey handelnde Wesen, die ihre Bestimmungen in sich selbst durch sich selbst nur haben, sind wir selbst nicht nur nothwendig unser Ziel, sondern sind eben so nothwendig auch überall schon am Ziele. Unser Ziel nämlich ist nirgends als in der Gegenwart unsers Handelns, d. i. in aller Zeit überhaupt: denn so bestimmt sich der Augenblick durch das Verhältniß unsers Handelns. Dieses selbst also ist unser Ziel, als eine ewig in sich fortgehende freie Erweiterung. Darum kann es auch kein höheres Gesetz für uns geben, als dieses unser Handeln; und sein Ausdruck ist der: sey thätig überhaupt und schaffe und wirke in der Harmonie deiner Kräfte.

Die Vorstellung von einem Ziele außer uns, gründet sich also auf das ursprünglichste Verhältniß unsers Handelns. Wir wollen und suchen den Menschen als

frey und vollendet. Er ist dieses aber nur als handelnd überhaupt, und existirt nicht anders als in und mit seinem Handeln. Jene Vorstellung hat daher eine erhabene Bedeutung, wenn wir den Menschen von seinem eignen Handeln nicht trennen: denn nun können wir ihn auch von uns selbst nicht trennen, und stehen beyde also in dem Verhältnisse der innigsten Gemeinschaft.

Diese Gemeinschaft ist wirklich, so wie Menschen überhaupt sind, und wir dürfen sie nur sehen, und müssen sie anerkennen und verehren. Die Natur hat unsre Wesen an einander hingegeben, daß wir uns frey finden sollen in dieser innigen Berührung. Wer sie fühlet in seinem Busen, der liebet die Menschen und suchet sie, und wen er findet und erkennet, dem giebt er sich hin in seinem Wesen, wie und was er ist. So geben wir uns das Gleiche, und sind das Gleiche, und dieser Tausch unsrer Geister wird allerdings ein schöner Wetteifer in einem gleichen Nachstreben zu einem gleichen Ziele. Das Verhältniß ist ursprünglich, und begreift jede Richtung unsrer freyen Thätigkeit. Niemand kann also den Faden seines Daseyns zerreißen, der angeknüpft ist in einem unendlichen Geschlechte, und jeder in dieser Bestimmung ist darum nur Wesen durch sich selbst, in so fern er es zugleich durch sein ganzes Geschlecht ist.

So ist die Verbindung unserer Geister durch die Bande der Natur. Jeder gehöret uns an, wie wir uns selbst angehören, denn alle sind die Bedingung des thätigen Daseyns aller. Wer dies einmal in Licht

und Klarheit überschaute, der begriff das Ewige in seiner Brust, und das stille ernste Forschen nach Wahrheit und Zukunft wurde ein freyes lautes Gefühl seines wirklichen Daseyns. Das ist der hohe Sinn eines Augenblicks, wo die himmlische Freude unsern Busen hebet, und unser Auge erglänzt im reinsten Genusse des Lebens. Da reicht unser Daseyn durch die unendlichen Zeiten, die angeknüpft sind im Gefühle der Gegenwart, und Eines sind unsre Wesen, und über uns im Sternenkranze schauen wir das Bild unsers schönen Vereins. So ewig wandelt der Mensch in der Harmonie eines Gottes; denn wer gebietet seinem Leben, das nur Leben in ihm selbst ist? und wo endet die Natur in ihrer Unendlichkeit? Der Mensch ist unser Gott, durch den wir stehen und bleiben, und keiner stürbe dahin aus dem Kreise des Lebens, ohne daß die Freude in uns allen verstummte. Darum, wer Du auch seyst, armer trauernder Mensch, ohne Dich winkte keinem ein höherer Himmel, und schlüge nicht in seinem Busen die ewige Liebe; und das ist das Zeugniß des schönern Lebens, wo Deine Klage verstummen, und Dein Auge versöhnt durch die Sterne wandeln wird.

Es frage darum aber Niemand, wo und wann wird das geschehen? — Die Erde ruht mitten in dem unendlichen blauen Himmel, und keine Sonne im Universo kreiset in höhern Sphären, denn jede Ferne ihres Lichtstroms ist Maaß unsers Auges, und darum Glanz des einen Himmels, den unser Blick durchwandelt; und unser wann ist immer jetzt, denn in

uns selbst ruht die Ewigkeit, die wir mit freyer Kraft hervorrufen, und alles ist also wirklich als eine Welt, die wir begreifen in unserm freyen und ewigen Handeln.

Jeder frage sich also nur, was ist der Mensch unter Menschen in seiner freyen Wirksamkeit? und die Antwort lehre ihn sein schönes Verhältniß verehren und in ihm seine Wirksamkeit erhöhen und veredlen. Jeder freue sich dann gern, wenn er die Thorheit gedeutet, und eine Thräne getrocknet hat. Aber aus Herzensgrunde wolle er nicht lachen, so lange noch einer nur weinet. In der stillen Verborgenheit seiner selbst wecke er fort ein höheres Sehnen nach dem Menschen, und verschließe dann seine Brust nicht, damit sein Wunsch laut werde, und jeder in ihm seinen eignen nur erkenne. Nur unter Menschen ist er Mensch, und nur ein schöner Kreis umfaßt das ganze Geschlecht. Darum soll alles, was er selbst ist, durch freie That im Lichtkreise des Lebens Wirklichkeit haben, und den theilnehmenden und geisterhellten Augen der Menschen nicht verborgen bleiben. Fürchte nur keiner den Blick auf die Menschen um sich her, und wisse er nur ihr ganzes Nachstreben zu deuten. Es ist noch immer die eine und selbe Natur, in der wir leben und sind, und wir würden gar nicht existiren, wenn wir je aus ihrem Verhältnisse herausgetreten wären oder heraustreten könnten. Darum ist dieser Stand — der Stand der Natur — der bleibende und nothwendige, der ewig unsre ganze Wirksamkeit begreift, und auf den folglich auch alle unsre Einrichtungen nur abzwecken. In ihm ist der Mensch

ein Familien-Mensch, und welches Gewand uns auch decke, und welcher Gedanke von Daseyn uns auch erhebe oder herabsetze; dennoch giebt es überall keine andere Menschen als Eltern und Kinder. Nie können wir daher etwas anders suchen und wollen, als das Ideal des Familien-Menschen zu realisiren, und uns Friede und Freude in unsern Wohnungen zu bereiten. Es ist also genug, daß dieses Verhältniß ist, und daß wir ewig in ihm nur wirksam und thätig sind. Auf dieses Wirken und Thun müssen wir nur sehen, wenn wir den Menschen beurtheilen, und schonend und liebend werden wir ihm nahen, und uns nicht beruhigen über die Erscheinung des Freyen. Die Aufmunterung zu allem Großen und Schönen liegt in der Wirklichkeit. Sie nur rühret unsern Sinn zur Fülle des Lebens, und alles was wir suchen durch eine vollendete Form, steht da und winkt uns zur vollendenden That. Darum sehet die ewigen Altäre des Friedens, die Tempel der Göttin des Ueberflusses und die Wohnungen der Freude ringsum auf der blumenbekränzten Erde. Ich weiß es, sie sind; und jeder weiß es, der sich sagte, was diese Wirklichkeit bedeute. Alles was wir anschauen um uns und über uns, liegt im Umkreise unsers Daseyns und ist unser Daseyn; und wo wir diese Beziehung immer vor Augen behalten, erscheinet uns nothwendig alles in sich frey und vollendet, denn wir begreifen es nicht anders als in und mit unserm Handeln, welches ein Handeln in sich selbst und darum frey und vollendet ist.

So stehen demnach die Menschen überall in dem

ursprünglichen Verhältnisse ihres Daseyns durch die Verknüpfung in der Natur, die ihres Geistes Anschauung und Wahrheit ist. Ich kenne nichts Grösseres und Erhabneres als diese Bedeutung der Natur. Es grünet kein Zweig, und blühet kein Halm, sie sind der liebende Wink, daß in ihrem Lichte unsre Blicke sich begegnen und unsre Geister sich erkennen sollen. Darum bleibet in ihnen unsre Bestimmung auch ewig, und es ruht in ihren Keimen ein unvergängliches Grün und eine ewige Blüthe. Wohin wir nur blikken ist Berührung des Menschen in jeder Bildung und in jedem Regen und Leben der wandelnden Gestalten. Aber es ist nur Berührung durch das freye Anschauen unsers Geistes in der Natur, d. i. durch ihre Bildung in freyen Zeichen und Worten. So haben die Menschen sich gefunden, und finden wir uns noch immer zu einer innigern Gemeinschaft. Denn das Wort ist Vorstellung unsers schönen Verhältnisses in einer freyen Beziehung, und so rufen wir uns zu in jedem Laute der Sylben: Du bist mein Wesen, wie ich bin das Deine.

Diese Wahrheit ist Ausdruck unsers ganzen thätigen Lebens, in welcher Beziehung wir dasselbe auch denken mögen. Sie soll nur gesehen werden, und wir können nicht anders, als jeden Zweifel lösen, und Friede und Harmonie in das verworrene Schauspiel des Lebens bringen. Ich kenne in dieser Rücksicht keine grössere Täuschung, als die Vorzüge, die wir den Menschen durch den bloßen Gedanken einräumen. Wir vergessen den thätigen und wirklichen Menschen, und

substituiren ein Gedankenwesen ohne Gegenstand. Der thätige und wirkliche Mensch ist der Familien-Mensch, der jeder ist durch das Verhältniß der Natur. Was wir also auch thun und wirken mögen, es hat eine nothwendige Beziehung auf den wirklichen Menschen, da ein anderer nicht ist, und ein anderer nicht handelt. Der Staat ist also selbst nur eine Einrichtung in der Natur, und seine Verhältnisse bedeuten nichts, wenn ihr Inhalt nicht die Natur ist. Warum wollen wir uns doch mit Schellen behangen, damit wir uns erkennen mögen als Wesen eines Geistes? Wandeln wir nicht sichtbar im Lichte des Himmels, und bedarf es noch der Zeichen, um des Menschen uns freuen zu können? Aber lassen wir die Zeichen in ihrer Bedeutung, nur machet sie selbst nicht zu Wesen, die den Menschen entwürdigen, indem ihr ihn vergesset. Niemand, das ist gewiß, bringt es je weiter, als irgend ein anderer, er möge sich stellen wie er auch wolle: und darum kann uns nur die bloße Meynung erheben und die bloße Meynung herabsetzen; wir aber bleiben was wir sind, ewig und immer in einem und dem gleichen Verhältnisse der Natur.

Es giebt also anders kein Vor und kein Nach und kein Mehr und kein Weniger, als nur in Beziehung auf unsre eigne Thätigkeit, und folglich nur in der Vergleichung eines jeden mit sich selber. Ein jeder vergleicht sich aber nur in seinem Verhältnisse zum Menschen, d. h. er denkt die eigne Beziehung als nothwendig in einem jeden, und so ist der Mensch ihm ein freihandelndes Wesen, und jede Erscheinung

des Lebens eine Berührung ihrer gleichen und ewigen Geister, die fortgeführt wird höher und inniger durch alle Räume des Himmels.

Darin liegt eben das Große und Erhabene des Menschen, daß keiner über den andern erhaben seyn kann, sondern daß jeder nur in allen sich wieder siehet, wie ihn oft die Erscheinung auch erschüttern möge; denn die Wahrheit des Menschen ist nur eine Wahrheit, und strahlt aus jeder Verbildung siegend hervor, so bald nur unser Auge sie zu finden und zu deuten weiß.

Alles ist demnach, was wir wünschen und fordern können, der Mensch in einem praktischen Verhältnisse zur Welt, und darum als Mensch unter Menschen ein und derselbe. In diesem Umfange liegt jede mögliche Erweiterung, als gewiß und als nothwendig, und wir sehen daher nur immer, in allem was wir sehen, das Höchste und Vortreflichste, nicht als möglich und zukünftig, sondern als wirklich und jetzt. Denn was ist, das ist; und wer nur siehet, siehet dies, da unser Anschauen und Erkennen in sich selbst nicht getrennt ist, sondern in den einen und gleichen Umfang unsers thätigen Lebens gehört.

Ich sage dies mit freier und fester Ueberzeugung, und sage es denen zunächst, die jedes Nachdenken ehren, und mit unbefangenem Auge prüfen und urtheilen. Viele begnügen sich so gern mit witzigen Bemerkungen, ohne selbst ihren eignen Zweck näher zu kennen, und diesen Menschen, gestehe ich gern, ist am schwersten beizukommen, da sie in allem — nur in sich selbst nicht — Stoff zum Lachen zu suchen

pflegen. Aber auch sie mögen glauben, es giebt in der Natur keine Verzerrungen, und Niemand lacht daher anders, als aus Freude und Wohlgefallen, so gewiß er sich nur gerührt findet, und seine Lippe sich bewegt zum sichtbaren Ausdrucke des Innern. Könnten die Menschen nur erst begreifen, daß sie nie aus einem Worte etwas herausnehmen, was sie nicht selbst zuerst hineinlegten; so würden sie behutsamer in ihren Urtheilen seyn, und keine Voraussetzungen machen, die sich auf bloßes Hörensagen, und darum auf Gewohnheit und Vorurtheil gründen. Jeder hat in sich selbst seine ganze Erfahrung zu rechtfertigen, und soll ihm dies möglich bleiben, so muß er jede Erscheinung in allen ihren Verknüpfungen d. i. in ihrer wahren und nothwendigen Beziehung vor Augen behalten. Dann nur kann er frei und unbefangen urtheilen. Aber darin gerade versehen es die Menschen. Sie reißen etwas, das nicht anders wirklich ist, als nur im Zusammenhange des Ganzen, aus diesem Zusammenhange heraus, und haben nun also nichts weiter, als ihren leeren Gedanken, den sie nothwendig auch eben so leer beurtheilen.

Sind aber alle Menschen sich gleich, höre ich mir sagen, warum genüget Dir dennoch der Umgang mit einem oft unendlich mehr, als der mit tausend andern? Man ergreift mich auf der That, und ohne Zweifel ist dies ein Punkt, auf den ein jeder sich wohl stützet, der eine Ungleichheit unter den Menschen behaupten zu müssen glaubt.

Ich antworte dieses: Allerdings weiß ich wohl, daß ich immer nur durch einen Menschen in Ver-

bindung mit allen übrigen stehe. Denn alle Menschen sind einer und noch einer u. s. w. Aber eben deswegen ist auch keiner ein wirklicher Mensch ohne die Verbindung mit allen übrigen, und sie bleibt also nothwendig die gleiche und selbe, als Verbindung vernünftiger Wesen d. i. als Verbindung aller mit einem jeden und eines jeden mit allen. In dieser Bestimmung ist sie eine wechselseitige Berührung unsrer Geister, und frei durch die eigne Beziehung eines jeden und darum praktisch überhaupt.

Wir begreifen also unsern Umgang nur auf die gleiche Weise durch unser eigenes Handeln und in dem Verhältnisse der Zeit, das durch dies Handeln bestimmt wird. Die vertrauteste Freundschaft wäre daher nichts, wenn wir sie absondern wollten von unserm ganzen Verhältnisse, denn nur in diesem ist sie möglich, und nur hier wird ihre Bedeutung groß und erhebend. Die allgemeine Menschenliebe ist Liebe der Einzelnen, und gründet sich eben in der Gesinnung, mit welcher wir in jedem Einzelnen das ganze Geschlecht ehren, welches wieder nicht möglich wäre, wenn unsre Gesinnung nicht von der Vorstellung einer nothwendigen Gleichheit der Menschen begleitet würde. Darauf kommen wir in jeder Berührung zurück, und jede Wirklichkeit hat also keine andere Bedeutung, als die der innigsten Gemeinschaft unsrer aller Wesen. So nur ist sich unser eignes thätiges Daseyn, das in sich selbst sie nicht trennen kann; sondern in allen nur möglichen Handlungen sich ewig gleich bleiben muß.

I.

Die Kunst der Griechen.

An Goethe.

Elegie.

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhängnisse stürmen
Dir, Kunsthegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in neuen Flammen Korinthus,
Und der Proconsul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Ersatz gebietend; gefesselte Geniuswerke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indessen enthüllst, der Hellenischen Muse Geweihter,
Mit still deutendem Sinn, Goethe, manch Wundergebild,
Wie es emporstieg einst in dem Geist prometheischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.

Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben

Ihre Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst

Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß

Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.

So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,

Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund

Heilige Charis, die zürnet und fleht; ach, wenn sie erstarrt noch

Sah Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!

Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste

Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.

Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden

Einer göttlichen Brust frey von der Erde Gewalt.

Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,

Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.

So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt

Sorgsam im Schooße, sie hielt Keime lebendig versteckt

Wiedergebohrner Kunst und Begeistrung: endlich erstand sie,

Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,

Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlohrene Tochter.

Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts

Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,

Und den Bestätigten ward freye Verehrung geweiht.

Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn schuf,
Was Polykletos mit Maß; über dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht stürzende Vesten erdrücken's,
Und es erblüht dereinst einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg in alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkulischen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verschont, und den flutenden Felsen,
Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dieß nur ein kleines, doch ist es ein werthes Gedächtniß:
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja selbst an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernst auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der kaum entronnen dem Schiffbruch
Schätze verlohr, und klimmt nackt die Gestade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb sein, den gab die Geliebte,
Und so dünkt er sich reich, schauet ihr Zeichen nur an.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloschener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchschnittenen Küsten
Blühend verbreitet nnd reich, wohnte das regsame Volk
Asien an und Aegyptus, und schuf Welttheile zu Hellas:

Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.

Wo der versengte Räuber sein Zelt in ein wechselndes Sandmeer

Pflanzt, wo jetzt das Kameel schmachtet nach ärmlichem Trunk,

Sprudelte Phöbos Quell, da schattete süß Aphroditens

Garten-Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und Wagen, berühmt.

Zeus Wettkämpfe, sie riefen herbey wie entlegene Länder!

Rosse Sikulischer Au'n stampften Olympia's Bahn;

Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethusa sich tauchend,

Trug den heiligen Staub nach Syrakusä zurück.

Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:

Seht, es bevölkern den Hain Schaaren der Sieger aus Erz!

Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Faustkampf,

Mit Wurfscheiben gesiegt, ringend, im Sprung', und im Lauf,

Eile zu opfern, wo Dorisch Gesäul ein würdiges Dach trägt,

Dessen Giebel des Siegs Botin sich golden entschwingt.

Drinnen thront er; ihn selbst, der Menschen Vater und Götter,

Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.

Horen und Chariten schweben im Reihn um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unsterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön, stimme sie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die Leyerbeherrschenden Hymnen!
„Wem zu sterben verhängt wurde,“ so rauschet ihr Pfeil,
„Warum säß er daheim, unrühmliches Alter zu nähren,
Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere versucht!
Das war Pelops Wort, als einst er die Lanz' Oenomars
Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann.“
Ach! mich täuschte dies Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd
Festliches Leben; es floh! seufzet die Oede zurück.
Aber entrissen dem irdischen Sitz, umhauche der Geist uns,
Ewig gilt sein Gesetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh.
Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der spröden,
Aber an üppigem Hang gleitet Entartung hinab.
So stieg Hellas Kunst, die gleich der Lakonischen Jungfrau

Nackt die Glieder geübt, eh sie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in Jonischer Weichheit
Wand sich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann sie das Ziel erreicht, beharrten sie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne sie sey,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerrissener Trümmern
Stehet die Ordnung fest und der Verhältnisse Maaß.
Als der gemahlten Tafel noch wenige Farben genügten;
Purpur noch Indisches Blau blüht' an der kostbaren Wand,
Heiterte erst Polygnotos den alten Ernst der Gestalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis sammelte wählend die unverschleyerte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch schwieg.
Leiseren Umriß zog Parrhasios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge sich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefste Gemüth rief Aristides hervor.
Allzubescheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten selbst; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Mahler von Kos, dem vor den bewunderten Meistern
Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, sich eigen ergab.

Ach, wo blieb, Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Gesellin Bild, welches sie selbst dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart war die Kunst, die im Zaubernetze den Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehn Lasten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erschaffen zum Denkmal,
Ihrer Schwester Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte hervorsprang,
Pallas Athene, die Brust Gorgogeharnischt, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des sterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmlischen ziemt.
Damals foderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz noch
Wählend, des Bildners Kunst; kleidete, sicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Riesengestalt ins Geschmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blitzt ein edles Gestein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.
Zwar auch vieles verging, aus dem Kern der Parischen Klüfte,

Oder aus Einem Strom Erzes, bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maaß Polykletos,
Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgesiegt Kytherea,
Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis Agorakrits.
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeistert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des Meisters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der Beschauenden Brust?
Wo weilt Myrons Kuh der Heerd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos, dein Erz?
Wer entschlürft noch Lesbischen Thau der getriebnen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe gewaltet:
Trotziger Willkühr Spiel übt' es, auch wann es geschont.
Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
Tönt herüber zu uns Grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,

Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel' auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freyheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umsonst sich Gastfreund Sparta's; umsonst auch
Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos ras'te vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben wie vom Leukadischen Felsen
Nieder ins wogende Meer taumeltest, Liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem Busen
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig ist sie verstummt, Alkaeos Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit Pierischen Rosen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann
Paphia kam, und kos'te mit ihr, vom himmlischen Antlitz

Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.

Heil dem Retter Apollo! Der Attischen Bühne Vollender

Seh' ich Epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn

Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel

Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.

Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus

Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock! denn es brennt."

Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!

Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,

Führen dich doch zwey Töchter, Antigone stets und Elektra,

Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.

Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven

Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort

Jenen Erfinder des Spiels, die Dorische Stimm' Epicharmos.

Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige Scherz,

Dem vertrauend Menandros, der Spätling Athenischer Anmuth,

Glykera's üppiger Freund, leiser die Szene betrat.

Wem Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,

Den gab Pythios frey jedes Gesetzes, und so

Taumelten festlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.

Auf, Melanippides, denn! oder Timotheos, du!
Singe denn Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? Brausen die Becher nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekose,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süßzaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die Weisen,
Hermesianax! schweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Genien seyn!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbständiges Muthes
Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.

Dir vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniß,
Daß Du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
Wie? Du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muse Dich auf, doch sie entreißet Dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie Rosen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

II.

Ueber Zeichnungen zu Gedichten
und
John Flaxman's Umrisse.

Nichts ist gewöhnlicher unter uns als Kupferblätter und Blättchen zu Gedichten, besonders zu Schauspielen und Romanen, theils zu den Ausgaben derselben, theils zu Taschenbüchern in den kleinsten Formaten. In solchen embryonischen Geburten erschöpft sich die Kunst, und bringt selten etwas reiferes und ausgewachsenes hervor. Dieser Geschmack ist wohl schwerlich irgendwo so herrschend geworden, und hat sich zu einer Art von System ausgebildet, als in Deutschland. Den Italiänern liegt ein größerer Maaßstab für Kunstwerke zu nahe, als daß das Zwerghafte und Kleinliche viel Eingang bey ihnen finden könnte. Die Engländer haben die Verzierung mit Kupfern, wie überhaupt den typographischen Luxus, mehr ins große getrieben, und be-

stechen wenigstens durch mechanische Sauberkeit und Eleganz das Auge.

Aber wer wird unsern Kupferblättchen eine so verwerfliche Absicht Schuld geben, schnöde wie sie meistens hingekratzt sind? Dann die ungünstige Oktavform. Skizzen darin zu machen, wäre ein gutes Studium zu solchen Altarblättern, wo der Mahler wenig Breite hat, und in eine unverhältnißmäßige Höhe gehen muß. Und endlich: was stellen sie gewöhnlich zur Schau? Figuren und Szenen, die einem gebildeten Menschen in der Wirklichkeit sehr gleichgültig seyn müßten, oder denen er gern aus dem Wege ginge, wenn es wegen ihrer unendlichen Alltäglichkeit nur möglich wäre. In der That, es wird darauf gerechnet, daß bey weitem die Meisten, für welche diese Arbeiten bestimmt sind, in ihrem Leben kein ordentliches Kunstwerk gesehen haben: denn wiewohl manche Stadt Deutschlands herrliche Schätze der Kunst verwahrt, so reisen die Deutschen doch selbst in ihrem Vaterlande zu wenig, um diese Gelegenheit zu benutzen. Wie müßte einem zu Muthe werden, der in seiner demüthigen Abgeschiedenheit jenes Gekritzel in den Almanachen immer für die edle Zeichen- und Mahlerkunst gehalten hätte, und auf einmal in eine Gallerie, oder auch nur in ein Zimmer voll großer und schöner Kupferstiche träte. Aber soll nicht Kunstsinn und Kunstliebe einstweilen durch kleine Reize angeregt werden? — Der dürftige Bücherzierrath ist dazu ungefähr eben so tauglich, als Heiligenbilder, aus Marzipan gebacken, die Kinder zur Religiosität vorzubereiten.

Das ist die eine Seite der Sache: aber wenn man bedenkt, an was für Bücher und Dichtungen (wenn sie so heißen können) die Zeichner der Kupferstiche größtentheils gebunden sind, so wird man sie nicht nur entschuldigen, sondern finden, daß sie die traurigsten Aufgaben oft mit ungemeiner Geschicklichkeit ausgeführt. Menschenkenntniß, Psychologie und Moral waren die herrschenden und anerkannten Prinzipe, besonders des Romans. Neuerdings hat es verlauten wollen, die Poesie wäre eine schöne Kunst, und die Romane gehörten so zu sagen mit zur Poesie. Da sind nun manche Beurtheiler in Verlegenheit, die jene alte Losung des Lobspruches nur noch in den Bart hinzumurmeln wagen, und doch schlechterdings nicht wissen, was an einem Roman zu loben seyn kann, wenn es nicht die Menschenkenntniß, die Psychologie und die Moral ist. Auch giebt es noch viele edle Gemüther, die den unnützen Genuß des Schönen und Geistreichen entweder für sündlich halten, oder gar keinen Begriff davon haben. Was blieb also den Zeichnern übrig, als mit den Schriftstellern in ihrer eignen Gattung zu wetteifern? Und welche Wunder von Psychologie haben sie in den engsten Raum zusammengedrängt! Einem zollhohen Figürchen konnte man seine ganze Erziehung ansehen, alles was es im Leben gethan und gelitten hatte. Hier konnte man recht eigentlich sagen, daß die geheimsten Triebfedern der menschlichen Seele auf der Breite eines Haares schweben. Zweifelt noch jemand, daß die Tugend glücklich, das Laster aber höchst elend macht? Man hält ihnen ein Taschenbuch entgegen, worin der Kupferstecher die irdische Laufbahn

beyder in einer Folge von Blättchen verzeichnet hat. Nach Art der poetischen wurde eine schreckliche Grabstichel=Gerechtigkeit gehandhabt. Wir haben Kupferstiche zur Clarissa erhalten, wo die alte Kupplerin auf dem Todbette wirklich schon in ein Meerungeheuer verwandelt scheint. Bloß die Höllenfahrt fehlt noch. Mit Unrecht: denn von allen Argumenten gegen das Laster bleibt das von den höllischen Flammen immer das entscheidendste.

Freylich haben unsre Zeichner bey dieser unkünstlerischen Tendenz eine frühere, ausländische, und also um so ansehnlichere Autorität für sich: ich meyne Hogarth. Die ausschweifende Schätzung dieses berühmten Mannes in seinem Vaterlande darf uns nicht über den wahren Werth seiner Werke verblenden. In England bewundert man hauptsächlich mit Guineen, und wenn nun einen wohlmeynenden Reichen die baare Bewunderung in der Tasche brennt, so ist es nicht zu verwundern, daß er sie rechts und links ohne Urtheil ausstreut. Ueberdies hat die Englische Nazion so wenig große einheimische Talente in den zeichnenden Künsten aufzuweisen, daß sie auf die wenigen natürlich einen desto stärkeren Nachdruck legt. Sein künstlerisches Unvermögen, seine Blindheit für das Höchste unter dem Sichtbaren, die Schönheit, hat Hogarth selbst durch seine angebliche Zergliederung derselben unwiderleglich dargethan. Man könnte übrigens zugeben, er sey ein ausgezeichneter Kopf gewesen, und ihn doch für einen herzlich schlechten Mahler halten. Der geistvolle Walpole, der, bey aller Vorliebe für Hogarth, sehr wohl einsah, wo es ihm fehlt, scheint ihm

noch zu viel zuzugestehen, wenn er ihn mehr für einen Komödienschreiber mit dem Pinsel als für einen Mahler angesehen wissen will. Komödien sollten lustig seyn. In Hogarth's Bildern ist alles häßlich und unpoetisch, oft die ekelhafteste Anatomie moralischer Verwesung. Keine leichte Jovialität, nichts von jener absoluten Willkühr, die den darstellenden Geist über die Unsittlichkeit und Niedrigkeit des Dargestellten in eine reinere Region erhebt, und die scherzende Frechheit der alten Komödie so erhaben macht. Man erklärt uns mühsam alle Absichten und Anspielungen, man weist uns mit Fingern darauf hin, damit wir es auch ja merken, was hier zu bewundern ist. Ich für mein Theil, wenn ich Witz besäße, und zwar solchen, der nicht erst durch einen Vorsatz herausgedrückt zu werden braucht, sondern eine überströmende Ader, die sich in gleichsam elektrischen Schlägen ihrer Fülle entledigt, so wollte ich ihn schon besser anwenden, als zu einem weitläuftigen Kommentar über die schwerfällige satirische Prosa des Engländischen Mahlers. Doch das Kommentiren haben die Deutschen nun einmal in der Art, selbst die witzigen.

Hogarth wurde Vorbild und zum Theil Quelle für die unzähligen Karikaturenzeichner, die sich vor dem Fehler der moralischen Zwecke ziemlich zu hüten wissen. Da sie für die Volksbelustigung arbeiten, so bemühen sie sich bestens komisch zu seyn, und wenn das Behagen an eigner Laune dazu hinreichte, wären sie es auch gewiß. Leider sind aber ihre Ausgeburten großentheils plumpe Einfälle mit plumper Hand ausgeführt: man muß eben den Ergötzlichkeiten des Geistes nur zur Erleichterung

der Verdauung obliegen, um sie witzig zu finden. In Frankreich erzeugte zu Anfange der Revoluzion die damals noch herrschende Anglomanie ebenfalls Karikaturen; ich erinnere mich einiger, die von Seiten des Einfalls leicht die meisten Englischen aufwiegen mochten. Ich bin nicht unterrichtet, wie weit dieses Feld der politischen Betriebsamkeit seitdem angebaut worden, oder ob die große Republik auch von dieser Seite noch nicht liberal genug ist, um sich selbst zum Besten zu haben. Fast sollte man das letzte glauben, da ein Journal, das uns mit feuerfarbner Unparthenlichkeit berichtet, was in den beyden Hauptstädten Europa's vorgeht (mitunter auch, was dort geklatscht wird), meistens nur Londonsche Karikaturen auf Deutschen Boden verpflanzt und à la Hogarth kommentirt.

Bey den Zeichnungen zu Dichtern sind die Engländer in den neuesten Zeiten aus der Hogarthschen psychologischen Gattung in das entgegengesetzte Aeußerste gegangen. Flache Manier ist überhaupt das Wesen ihrer modigen Kunst, und Effekt ihr Ziel. Weit entfernt, die Züge zu einem individuellen Charakter hundert Originalen in der Natur abzulauschen, haben viele Englische Mahler im Sinne und in der Hand nur ein einziges Gesicht, das bloß nach Maaßgabe des Alters und Geschlechts ein wenig modifizirt wird, oder auch wenn ein Tyrann vorkommt, der die Augenbrauen stark herunterziehen muß. Wie man versichert, ist die theatralische Darstellung Shakspeares in England jetzt sehr manierirt: aber die Kupferstich-Gallerie zum Shakspeare überagirt wirklich den Akteur. Es giebt auch Deutsche

Sachen in diesem Geschmack. Andern, z. B. den Szenen aus dem Doolin von Kininger und John, thäte man Unrecht, sie anders als mit den besseren Englischen Produkten zu vergleichen.

Im Ganzen bleibt es aber bey der einmal genommenen Wendung, und ich habe die gegründete Klage führen hören: die Gedichte würden durch begleitende Kupferstiche prosaisch; eine Gefahr, wovor freylich die sogenannten beliebten Romane gesichert sind. Aber wie mißglückt es meistens, wenn einmal die Reihe Szenen in die Taschenbücher zu liefern auch solche Dichtungen trifft, die nicht bloß den zärtlichen Herzen gelten. Was soll man dazu sagen, wenn Chodowiecky in Herrmann und Dorothea nichts als Ochsenköpfe und aufgeworfene Nasen sieht? Die Grazien einer gewissen Philine auf dem Sopha scheinen mir an einem ganz andern Ort zu Hause zu seyn, als im Wilhelm Meister; nur daß man selbst in den Winkeln einer verfeinerten großen Stadt noch mehr äußere Anständigkeit erwarten dürfte. Allein ich gestehe gern, darüber nicht kompetent zu seyn: man sollte den Prediger Jenisch befragen, der, wie bekannt, ein eignes Buch über Philinens Philinität geschrieben hat, ob er sie hier getroffen findet.

Auch was die Wahl der Szenen betrifft, sieht man in diesem Fache ganz eingelernte Zeichner nicht selten im Blinden tappen. Einige glauben nicht fehl treffen zu können, wenn sie nur eine edle Handlung wählen. Schon Hagedorn, der sonst im Praktischen so einsichtsvoll ist, giebt diesen Rath, und sucht mit solchen sentimentalen Grundsätzen dem derben aber wahrhaft künst-

lerischen Realismus der Niederländischen Mahler zu begegnen, die sich bey dem Gewühl eines Jahrmarktes, einer Bauernhochzeit, oder eines Strandes, wo Waaren abgeladen werden, um alle großmüthigen Aufopferungen in der Welt nichts kümmern. Und mit Recht! Denn wenn sich eine edle Handlung mahlen ließe, so wäre es eben keine edle Handlung. Die Schwierigkeit, das Eigenthümliche des Gedichtes darzustellen, verleitet andre Male dazu, etwas ganz unbedeutendes herauszugreifen. In einem Taschenbuchsblättchen zu Vossens Luise läuft sie am Arme ihres Bräutigams, um den Kahn zu erreichen, woraus ihnen der Vater zuruft: Ehrbar, Kinder, und sacht! Allerdings, die laufende Atalanta mit dem Hippomenes wäre ein schöner Gegenstand für den Mahler: warum nicht auch Luise Blum mit dem Kandidat Walter. Den kleinen Grafen kann man sich als Amor hinterdrein stolpernd denken.

Eigen ist es, daß die Kupferstich-Liebhaberey sich so besonders auf den Roman gerichtet hat. Und nicht bloß unter uns: auch auf Englischen Blättern sieht man Lotte im Werther Butterbrodt schneiden. Bey keiner Dichtart ist doch die Sache so bedenklich, als gerade bey dieser. Daß sie gewöhnlich das Kostum des Tages fodert (ein Umstand, wegen dessen der Dichter sich auch vor allzu bestimmter Angabe der Kleidungen zu hüten hat, und nur das erwähnen darf, was in der Mode ewig und allgemein gültig ist, wie blaßrothe Schleifen, weiße Negligé's, Strohhüte und dergleichen), und daß die so bald veralteten Trachten hernach eine Störung verursachen, ist noch das geringste. Ein Roman könnte

vortrefflich seyn, und keinen einzigen tauglichen Moment für die mahlerische Darstellung enthalten. Es würde hingegen keine sonderliche Tiefe verrathen, wenn sich alles darin sichtbar machen ließe. Grade das bedeutendste kann oft in der äußern Erscheinung am wenigsten mit Evidenz hervortreten. Der Roman ist bestimmt, die zarteren Geheimnisse des Lebens, die nie vollständig ausgesprochen werden können, in reizenden Sinnbildern errathen zu lassen. Die Poesie schmiegt sich hier vertraulich an die Wirklichkeit an, und haucht ihr eine höhere Seele ein. Es ist nicht mehr die bloße Wirklichkeit, aber sie soll es noch scheinen. Es giebt keine Brücke, die den bildenden Künstler aus seinem Gebiet in den Mittelpunkt einer solchen Dichtung hinüberführen könnte, und so sollte er sich auch für zu gut halten, um an ihren äußersten Gränzen herumzuschleichen.

Wo der Dichter dem Zeichner eigentlich die Hand bietet, wo bestimmter Umriß und Gruppirung für die Fantasie ist, wo sich schöne kräftige Gestalten, nicht von zweifelhafter oder verwickelter Deutung, in idealischem Kostum entschieden bewegen: da wird der Wink selten verstanden und benutzt. Welch eine Reihe von Bildern ließe sich nach dem neuen Pausias und seinem Blumenmädchen entwerfen! Das Getümmel des Gastmahls könnte von der ruhigeren Gruppe des Sängers und seiner Geliebten eingefaßt werden, wie er von ihren Blumenketten umstrickt ihr zu Füßen sitzt; und selbst in dieser Gruppe würde der empfindsame Blick eine Mannichfaltigkeit von Wendungen und Abstufungen sehn, die ohne Wiederhohlung in mehrern Bildern ent-

faltet werden könnte. Nur auf so gar winzigen Blättchen müßte es nicht geschehen, das versteht sich: von diesen und für diese ist kein Heil zu hoffen, und man möchte sie also nur ein für allemal den Kinderfibeln überlassen.

Daß das Gedicht des Zeichners über das Poëm des Dichters nicht vollständig verstanden werden kann, ohne daß man sich an dieses erinnert, ist wohl kein hinreichender Grund, die Gattung ganz zu verwerfen. Ein scharfsinniger Kenner hat vor kurzem auf die so oft vernachläßigte Foderung gedrungen, daß jedes Kunstwerk sich selbst ganz aussprechen soll, und treffend die Wahl solcher Gegenstände gerügt, bey denen grade das, worauf ihre Wirkung beruht, erst von dem Beschauer hinzugedacht und in das Bild hinein gelegt werden muß. Aber die Freyheit, manchen Umstand als bekannt vorauszusetzen, auf den er nur anspielen kann, wird doch dem Künstler bleiben müssen, wenn er nicht gar zu enge eingeschränkt werden soll. Ein solcher Kreis von Mythen oder Legenden ist dann als das gemeinschaftliche Gedicht eines Volkes oder Zeitalters zu betrachten, womit man die Bekanntschaft jedem Einzelnen zumuthet. Eben jener Kunstrichter hat den Begriff eines Cyklus von Gemählden sehr belehrend ins Licht gesetzt, und giebt zu, daß in der cyklischen Form Auftritte vorkommen dürfen, die erst durch vorhergehende oder folgende ihre volle Deutung erhalten. Da, wo nicht unabhängige und ausgeführte Werke aufgestellt werden sollen, sondern wo eine Kunst nur einen Theil ihrer Mittel gebraucht, um sich mit einer andern zu verbrüdern, er-

streckt sich die Befugniß natürlich noch weiter. Warum sollte es nicht eine pittoreske Begleitung der Poesie, nach Art der musikalischen, geben können? Je stätiger sie wäre, je liebevoller der Zeichner das Ganze des Gedichts umfaßte, desto kühner dürfte er auch werden, desto mehr sich mit ganzer Seele auf die Seite werfen, wo er reich und mächtig ist, und den Dichter für das Uebrige sorgen lassen. So erhielte man das seltene aber entzückende Schauspiel des Zusammenwirkens zweyer Künste, in Eintracht und ohne Dienstbarkeit. Der bildende Künstler gäbe uns ein neues Organ den Dichter zu fühlen, und dieser dollmetschte wiederum in seiner hohen Mundart die reizende Chiffersprache der Linien und Formen.

Ein Englischer Bildhauer, John Flaxman, hat diese Idee in zahlreichen Sammlungen von Umrissen zu Dante's göttlicher Komödie, zur Ilias und Odyssee, und zu den Tragödien des Aeschylus, mit so viel Verstand, Geist, und klassischem Schönheitssinne ausgeführt, daß man ihn in seiner Gattung Erfinder nennen, und wünschen muß, er möge bald glückliche und selbständige Nachfolger darin finden. Diese Werke führten mich durch den Gegensatz mit der herrschenden einheimischen Praxis auf obige Betrachtungen. Leider sind sie in Deutschland so selten *), und sollen es nunmehr auch

*) Die Titel dieser Sammlungen, welche ein sehr unterrichteter Architekt, Herr Heine in Dresden, der sie von einer Reise durch Italien mit zurückgebracht, die Güte gehabt hat, mir mitzutheilen, sind folgende: La divina

in Rom geworden seyn, daß ich bey diesem Aufsatze nicht auf Leser rechnen darf, die schon damit bekannt wären. Meine Absicht kann also auch nicht seyn, zum Genuß der Betrachtung einzuladen, die mich so oft im Zauberkreise des Künstlers gefangen hielt, und die einzelnen Kompositionen gemeinschaftlich mit meinem Leser durchzugehn. Ich muß mich begnügen, sie im allgemeinen zu charakterisiren, so viel es sich thun läßt, und meine Bemerkungen über die ganze Gattung mitzutheilen.

Zuvörderst scheint mir für die pittoreske Begleitung eines Dichters der bloße Umriß viel bequemer und brauchbarer als die ausgefüllte Zeichnung. Bey dem ökonomischen Empfehlungsgrunde, daß so viel Arbeit und Kosten erspart werden, will ich mich nicht weiter aufhalten, ob er gleich keinesweges unbedeutend wäre, wenn man in dieser Art etwas erhebliches für die möglichste Verbreitung eines besseren Geschmacks unterneh-

---

Commedia di Dante Alighieri, cioé l'Inferno, il Purgatorio ed il Paradiso, disegnata da Giovanni Flaxman, Scultore Inglese, ed incisa da Tommaso Piroli Romano. 1793. In possesso di Tommaso Hope, scudiere, Amsterdam. Klein Querfol. 110 Blätter. The Iliad of Homer engraved by Thomas Piroli from the compositions of John Flaxman. sculptor. Rome 1793. Querfolio. 34 Blätter. The Odyssey of Homer engraved by Thomas Piroli from the compositions of John Flaxman, Sculptor. Rome 1793. Querfol. 28 Blätter. Compositions from the tragedies of Aeschylus, designed by John Flaxman, engraved by Thomas Piroli. The original drawings in possession of the Countess Dowager Spencer, Gr. Querfol. 31 Blätter.

men wollte. Wie unnütz wird so manches Buch durch wenige geleckte Blätter in punktirter Manier vertheuert, die man sich im Augenblick müde gesehen hat! Der wesentliche Vortheil ist aber der, daß die bildende Kunst, je mehr sie bey den ersten leichten Andeutungen stehen bleibt, auf eine der Poesie desto analogere Weise wirkt. Ihre Zeichen werden fast Hieroglyphen, wie die des Dichters; die Phantasie wird aufgefodert zu ergänzen, und nach der empfangenen Anregung selbständig fortzubilden, statt daß das ausgeführte Gemählde sie durch entgegen kommende Befriedigung gefangen nimmt. Die Bemerkung ist nicht neu: schon Hemsterhuys hat den großen Reiz flüchtig entworfener Skizzen dadurch erklärt. So wie die Worte des Dichters eigentlich Beschwörungsformeln für Leben und Schönheit sind, denen man nach ihren Bestandtheilen ihre geheime Gewalt nicht anmerkt, so kommt es einem bey dem gelungenen Umriß wie eine wahre Zauberey vor, daß in so wenigen und zarten Strichen so viel Seele wohnen kann. Zwar muß man seine Fantasie schon malerisch geübt und vollständige Kunstwerke viel gesehen haben, um diese Sprache geläufig lesen zu können. Daher ist auch die Liebhaberey für bloße Kontourzeichnungen ungleich seltner. Vielen ist die Licht- und Schattentinte des Kupferstichs schon eine zu starke Abstrakzion: sie möchten ihn, wie Kinder, illuminirt haben, weil sie sich einen blauen oder grünen Rock nicht anders vorstellen können, als wenn sie ihn vor Augen sehen.

Doch dieß ist nicht alles. Was der Zeichner aus der Poesie für sich nehmen kann, sind eigentlich die in

Handlung gesetzten Wesen, die er nach ihrem Charakter gestaltet. Den Grund, worauf sie sich bewegen, giebt der Dichter nur so viel an, als grade nöthig ist, weil die Stärke seiner Darstellung gar nicht im Simultanen und Beharrenden liegt. In der ausgeführten Zeichnung aber wird Szene und Umgebung mit eben der Bestimmtheit abgebildet, wie die Figuren selbst, und zwar nach den Bedürfnissen der Beleuchtung und Perspektive. Die Aufmerksamkeit des Betrachters wird also auf die Theile zerstreut, die weit unmittelbarer vom Dichter veranlaßt sind, als die rein charakteristischen Züge in den Umrissen der bewegten Gruppen. Dieß ist der Punkt, wo die Strahlen der beyden Künste einander kreuzen und jenseit dessen sie wieder divergiren. Zeichnung kann man der Poesie gewissermaaßen zuschreiben, aber weder Helldunkel noch Farbengebung anders als in metaphorischer Bedeutung. Nur die descriptive poetry etwa giebt sich mit Luftperspektiv ab, und es ist ihr so damit gelungen, daß das Nächste wie das Entfernteste in gleich unbestimmter und haltungsloser Dämmerung verschwimmt. Es begreift sich auch, wie viel freyere Hand für die Anordnung und Gruppirung der Figuren selbst der Zeichner behält, wenn er das Lokal nur ganz leicht und wie symbolisch andeuten darf. Endlich wird die Fantasie sie viel dreister zu den vorhergehenden und nachfolgenden Handlungen begleiten, als wo ihr die Schranken eines völlig dekorirten Schauplatzes entgegenstehen.

Alle diese Vortheile hat Flaxman meisterhaft benutzt. Keine überflüßigen Striche, auch nichts von jenen Schwungzügen, die bloß zur Verbindung dienen,

nnd die man sich bey flüchtigen Entwürfen erlaubt, oder auch wohl, um ihr Feuer zu beweisen, mit Fleiß anbringt. Alles ist mit dem wenigsten gemacht; seine Umrisse vereinigen die bedeutsame Keckheit des ersten Gedankens mit der Sorgfalt und Zierlichkeit der ausgeführtesten Behandlung. Er schreibt den menschlichen Körper in seinen verschiedensten Bestimmungen und Ansichten mit Sicherheit hin, ohne sich dabey, wie meistens die fertigen Schreiber, Schnörkel an den Buchstaben angewöhnt zu haben.

Ferner in der Wahl der Dichter sowohl als der einzelnen Gegenstände aus ihnen, zeigt der Künstler das richtigste Urtheil, und, wenn man so sagen darf, ein plastisches Dichtergefühl. Zwar ist mit diesen dreyen keinesweges der Kreis derer geschlossen, die einer pittoresken Begleitung fähig sind; noch auch mit den gelieferten Skizzen der ganze Reichthum an Szenen, welche sie darbieten, erschöpft: aber günstigere Dichter für ein solches Unternehmen konnte er doch schwerlich finden, und er hat so gewählt, daß er bey jedem etwas in einem eignen Styl leisten konnte. Aus dem Homer Gegenstände zu Gemählden zu nehmen, ist vielfältig mit antiquarischer und artistischer Wärme empfohlen worden. Daß er, nach Winkelmanns Ausdruck, nicht in Bildern spricht, sondern fortschreitende Bilder giebt, fühlten gewiß auch die Alten, wie unter anderm die Anekdote von der Idee des Phidias zum Olympischen Jupiter zeigt. Unter den Tragikern verdiente Aeschylus unstreitig den Vorrang, wenn die strenge Hoheit der idealischen Bühne der Griechen sichtbar gemacht werden

sollte. Darstellungen aus den Tragödien des Sopho- kles hätten sich mehr dem milderen gemäßigteren Styl der Homerischen nähern müssen. Was den Dante be- trifft, so war das bekanntlich schon Michelangelo's Wahl, und Flaxman fand also den Gedanken dazu in der Kunstgeschichte aufgezeichnet. Allein an einem Eng- ländischen Künstler beweist es doch eine ungewöhnlich hohe Bildung, daß er, da er einmal einen modernen christli- chen Dichter wählen wollte, nicht bey seinem angebeteten Landsmann Milton stehen blieb, sondern den nach der gemeinen Meinung finstern und auf die geschmackloseste Art wunderlichen Italiäner vorzog. Dem unbefange- nen Urtheil ist es allerdings einleuchtend, wie weit hier Milton, der das Christenthum klassisch idealisiren woll- te, gegen den großen Propheten des Katholizismus zu- rückstehen muß. Die Figuren, womit Milton den Mahler versieht, lassen sich in einem Augenblick über- sehen: die heilige Dreyeinigkeit, deren Personen jedoch aus dem kindlichen Anthropomorphismus schon sehr ins formlose erweitert sind; Adam und Eva mit ihrem lan- gen Mantel von blonden Haaren; die protestantisch ge- wordnen Engel und Teufel, und ein paar allegorische Ungeheuer. Dante hingegen, bald der Raphael und bald der Michelangelo der Poesie (ich borge diesen Aus- druck von jemanden, der ihn von mir geborgt hat), wie seine Vision überhaupt nichts geringeres als das Uni- versum umfaßt, so stellt er auch eine vollständige Galle- rie aller menschlichen und göttlichen Charaktere auf.

Zu jeder der vier Sammlungen macht ein Titelblatt, mit bedeutenden Sinnbildern geziert, den Eingang.

Bey der göttlichen Komödie geht das Brustbild des Dichters aus Wolken hervor, unter ihm die verkleinerte Misgestalt Lucifers, oberhalb ein Engel des Lichtes mit verbreiteten Fittigen und gehobnen Armen, Sterne zur Rechten und Linken. Dante ist wie immer mit dem Lorbeerkranze über der Florentinischen Mütze vorgestellt, mit sinnender Miene, den Zeigefinger der rechten Hand an die Stirn gelegt. Der stete Hang zum Grübeln und die Kämpfe eines mühevollen Lebens haben auf diesem Gesichte das Gepräge ursprünglicher Sonderbarkeit mit noch tieferen Furchen eingegraben: es ist eins von jenen, deren Aehnlichkeit nicht leicht verfehlt wird. Der Zeichner hatte zwar das Recht, es etwas jugendlicher zu halten: denn nach der Dichtung fällt Dante's Wanderung durch die Geisterreiche in sein fünf und dreyßigstes Jahr. Er hat aber mit Bedacht mehr das Alter gewählt, in welchem Dante wirklich dichtete, und dadurch nicht bloß den Gegensatz mit der Jugend Virgils und Beatricens gewonnen. Den Urheber des geheimnißvollen Werkes denkt man sich unwillkührlich mit den Zügen ernster Jahre: in ihnen erscheint das Ringen nach heiligender Wahrheit, das ihn begeisterte, aber noch nicht von den irdischen Mühsalen zur Vollendung hindurchgedrungen ist.

Daß die Figuren Dante's und seiner Begleiter, erst des Virgil, dann der Beatrice, nach der Natur der Sache so häufig wiederkommen müssen, weil an ihre Fortschritte alles übrige gereiht ist, könnte eine große Unbequemlichkeit scheinen, die Flaxman jedoch, ohne den Reichthum seiner Erfindung erschöpfen zu lassen, über-

wunden und zu den Vortheilen, die darin liegen, vortrefflich benutzt hat. Diese schon bekannten Personen, als Zeugen der dargestellten Szenen, lassen uns leichter die Deutung derselben finden: wir erblicken die Gegenstände wie in dem Gedichte selbst durch die Vermittlung ihres Handelns und Betrachtens; die erstaunensvolle Theilnahme, die naivere Gemüthsbewegung ist immer die des Dante, ruhiger und doch nicht weniger bedeutend steht der höhere Führer daneben. Das Kostum der beyden Dichter, die Römische Toga, und der Mantel über einer anschließenden Kleidung, welches in Dante's Zeitalter die bürgerliche Tracht war, ließ sich sehr gut brauchen: bis an das Kinn eingehüllt, scheinen diese Wanderer oft die andringenden Schrecken von sich abhalten zu wollen, und nur die Lorbeerkränze verrathen, in welchem Sinne sie solche Oerter der Qual besuchen. Auf vielen Blättern sind sie Hauptfiguren, andre Male nur klein im Hintergrunde angegeben, und außer den episodisch erzählten Geschichten, wobey sie nicht vorkommen, hat der Zeichner sie von manchen Höllenszenen, wobey sie gegenwärtig sind, durch den engeren Raum, den er umfaßt, mit Recht ausgeschlossen, weil es ihm nur darum zu thun war, Eine Gruppe in ihrer ganzen Kraft hervorzuheben. Da Virgil seinen Freund erst gegen Ende des Purgatorio verläßt, so will es etwas sagen, daß die beyden immer charakteristisch und doch mit beständiger Abwechselung, die sich wie ungesucht darbietet, erscheinen. Mehrmals bildet schon ihr bloßes vereintes Fortschreiten eine sprechende Gegenwart.

In Beatricens Gestalt ist die verklärte Geliebte und die Heilige verschmolzen: die himmlische Weisheit hat die Mienen einer zarten Jungfrau, der gegenüber die Runzeln in Dante's Gesicht sich erheitern. Ein Schleyer wallt ihr hinten vom Haupte bis zu den Füßen herab und verbindet sich mit einem Kleide, das um Brust und Arme anschließt, sich dann erweitert, und unten fliegend in Falten bricht, da hingegen der ganze Wurf jener männlichen Gewänder durch ein paar starke Striche bestimmt wird. Auf ähnliche Art wie Beatrice sind auch die andern weiblichen Wesen des Himmels: Matilda, die natürlichen und christlichen Tugenden, und selbst einmal die Mutter Gottes gekleidet; nur bleibt zuweilen der Schleyer weg, und die Haare fliegen oder sind in einen Wirbel gewunden. Diese Tracht ist eine glückliche Auskunft zwischen dem Bedürfniß der Zeichnung und den Foderungen des Kostums, welches für Sitten und Geist eines Zeitalters sehr mahlend seyn kann, und es hier wirklich ist: ohne nonnenhafte Verhüllung drückt sich eine so eigne Jungfräulichkeit darin aus; unmöglich könnte man eine Griechisch drappirte Frau für eine solche religiöse Grazie erkennen. Die schlanken Körper entfernen jeden irdischen Begriff, und die Formen zeichnen sich, zum Beyspiel bey dem Tanz der Tugenden um den symbolischen Wagen, auf das bescheidenste durch.

Wenn von Wundern der Leidenschaft und des Pathos die Rede ist, so wird Ugolino genannt: eine von den Darstellungen, die eigentlich weit über die Sphäre der Poesie hinauswirken, weil menschliches Gefühl die einzige Bedingung ist, um aufs tiefste von ihr erschüt-

tert zu werden. Hier erwarten wir daher unsern Künstler, und nicht vergeblich. Man kennt Reynolds Ugolino aus dem Kupferstiche: es ist ein alter Mann, der hungert, aber es ist nicht Ugolino. Ohne die große Kluft zwischen einem ausgeführten Gemählde und einer Skizze zu vergessen, kann man doch wohl sagen, daß Flaxman eine viel höhere Ansicht der Geschichte gefaßt hat. Das erste Blatt stellt die Gefangennehmung des Grafen und seiner Söhne vor. Er steht in der Mitte ganz nach vorn, an jeder Seite hat ihn ein bewaffneter Feind am Kragen und an den Knöcheln der Hände gepackt, die er zusammenballt. Auch in dieser Lage sieht man den mächtigen, herrschenden, unerschütterlichen Mann; die Knaben vor ihm, die sich brüderlich an einander schließen, sind nach Alter und Leidenschaft abgestuft: der eine niedergeschlagen, der andre verzweifelnd, der dritte ergrimmt, der kleinste kindisch weinend. Die rechts andringenden rauhen Krieger zeigen uns die Gewaltthätigkeit jener kraftvollen Zeiten, der Erzbischof Ruggieri, der links herumschleicht, die mönchische Einmischung in die bürgerlichen Parteyungen. Das zweyte Blatt geht gleich zum andern Ende des Trauerspiels im Kerker über:

> Ich rief die Todten noch drey Tage lang
> Und tappte, blind schon, über jeder Leiche.

Die Söhne liegen neben einander ausgestreckt, der Vater über ihnen auf seinen Armen, in der Verkürzung, doch so, daß das Gesicht mit den erloschnen offnen Augen, ganz sichtbar, die furchtbare Mitte der Gruppe ausmacht.

Die Szene, wie Francesca da Polenta mit ihrem Verwandten Paolo im Lanzelot liest, und eine Stelle des Buches den Liebenden zum ersten Kusse hinreißt, ist mit äußerster Zartheit behandelt. Francesca ist ganz Liebe, Sittsamkeit, Hingebung und schüchterner Widerstand, daß ihr Gemahl sie gleich jetzt belauscht, und also der Augenblick des ersten gegenseitigen Geständnisses mit der unglücklichen Entdeckung zusammenfällt, war eine nothwendige Abweichung von der Geschichte, weil den liebenswürdigen Verirrten selbst ihre Schuld, die schon den Moment der Verführung mit bangen Ahndungen umgiebt, nicht angesehen werden durfte: die Komposition nähert sich also der Absicht des Dichters von einer andern Seite wieder um so mehr. Wie pathetisch ist das nächste Blatt! Die beyden Geliebten als nackte Schatten, abgewandt, weinend und im Begriff vom Sturm weggewirbelt zu werden; Francesca hält die Hand vors Gesicht, aber der Schleyer ihrer langen Haare bedeckt nicht die zarte Bildung; Dante liegt vorn, vor Mitleid in Ohnmacht gefallen, hinter ihm kniet Virgil, der ihn mit wehmüthiger Miene anblickt. So oft die Darstellungen des Inferno ein Aeußerstes im Ausdruck und den Bewegungen erfodern, hat der Künstler es immer erreicht, ohne es über die Gränze der Wahrheit mit Anmaaßung hervorzudrängen; mit dem Dichter einverstanden, bey welchem das Leiden eben durch das genaue Maaß unermeßlich wird, und der uns ganz in seiner Gewalt hat, wenn er beschreibt, der Jammer beym Eintritte in die Hölle sey so gewesen, —

Daß ich zu Anfang drüber weinen mußte.

Die starre Art wie Dante auf dem eben erwähnten Blatt in seiner ganzen Länge da liegt, die Arme rücklings hinter dem Haupte ausgestreckt, hat auf den ersten Blick etwas seltsames, beym zweiten etwas großes: und so hat der Künstler immer, wo er den Sinnen nicht schmeicheln konnte, den Ersatz der Hoheit gesucht. Nur die Gebehrde des im Sarge aufrecht sitzenden Farinata möchte noch ruhiger und trotzender seyn; vielleicht wäre ihm unter dem Grabtuche besser ein Harnisch gegeben. Auch der Mantuaner Sordello, der entzückt seyn soll im Virgil einen Landsmann zu finden, umarmt ihn etwas zu schläfrig.

Da die Geister der Abgeschiednen in der Hölle und in der Büßungswelt meistens als menschliche Gestalten ohne Bekleidung vorgestellt werden, so gab es reichliche Gelegenheit Zeichnung des Nackten, zum Theil in gewaltsamen Stellungen und schweren Verkürzungen, anzubringen. Freilich mußte es, um zu passen, mehr nervig und mager, als blühend und auserlesen seyn; allein der aufmerksame Künstler hat überall der Mißgestalt so wenig Gebiet einzuräumen gesucht wie möglich, und oft mit geringen Verdrehungen oder Zügen, die das Anatomische mehr auf die Oberfläche bringen, der dargestellten Qual ihr Recht erwiesen. Dante hat durch diese Bilder der Strafe sowohl, als durch die Ungeheuer, welche die Hölle bevölkern, dem Zeichner manchmal etwas zu rathen aufgegeben; das Wagestück, einen Verdammten seinen abgehauenen Kopf a guisa di lanterna in der Hand

halten zu lassen, möchte nicht jeder bestehn, ohne daß er statt des Furchtbaren das Lächerliche ergriffe.

In Ansehung der Teufel hat Dante seinen mahlerischen Komponisten aus der Verlegenheit gesetzt, eine edle ja majestätische Bosheit (man verstehe wohl: nicht feindselige Leidenschaften von einem großen Charakter, was sehr wohl angeht, sondern Verworfenheit mit diesem vereinigt) schildern zu sollen. Er versenkt sie vielmehr in das Thierische, und giebt ihnen die Keckheit origineller und mit sich einstimmiger Naturen, was Flaxmann besonders in den Malebranche meisterhaft ausgedrückt und sie dabey sehr mannichfaltig charakterisirt hat. Lucifers Scheußlichkeit war einmal nicht zu mildern, und wenn der Künstler auch diese Aufgabe nicht übergehen wollte, so that er wohl, jeden Gedanken an ein menschliches Gesicht zu entfernen: Denn nur durch unwillkührlich angestellte Vergleichungen dringt sich das Mißgestaltete uns in eine widerliche Nähe auf.

Zweymal kommt in der göttlichen Komödie die Erzählung vor, daß sich ein Abgesandter des Himmels und der Hölle beym Tode eines Menschen um den Besitz seiner Seele streiten, und beydemale ist sie in dieser Sammlung skizzirt. Das eine Mal zieht der gute Engel den Abgeschiednen an beyden Händen zum Himmel empor, und der Böse schleicht mit hämischen Fratzen besiegt davon. Auf dem andern Blatt liegt Graf Guido von Montefeltro, der nach einem ränkevollen Leben sich als Franziskaner hatte einkleiden lassen, todt in der Mönchskutte mit eingedrucktem Kopf

auf einem härnen Lager, von der Seite der Füße her schwebt Sankt Franciscus herzu, gegenüber hat der schwarze Cherub dem Todten ein Knie auf die Brust gesetzt, streckt über ihm schwebend die Krallen weit vor, und schreyt gegen den Heiligen auf: Nol portar! non mi far torto! Die Zusammensetzung ist neu und kühn gedacht, und die stille Bedenklichkeit des Heiligen, die habsüchtige Hast seines Gegners und die nun unbeweglich gewordne Heucheley des Verstorbenen unverbesserlich kontrastirt.

Man hat häufig Dante, und mit ihm Michelangelo, aus den gewöhnlichen oberflächlichen Gründen getadelt, daß sie heidnische Mythologie unter katholische Vorstellungsarten gemischt; während das tiefere Gefühl einen großen Zusammenhang ahndet, und sie rechtfertigt. Es gehört mit zu den Mysterien der Hölle, die Fantome einer blinden Vorwelt, in schreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzustellen. Ueberdieß mochte Dante immerhin aus dem klassischen Alterthume entlehnen wollen: es ist damit, als wenn er sich für einen Nachahmer Virgils ausgiebt, welches ihm niemand glaubt; so bald jene Bilder in die Seltsamkeit seines Geistes wie eingetaucht sind, treten sie auch als einheimische in seine Welt ein. Unserm Künstler ist dieß nicht entgangen, er hat die mythologischen Figuren durch ein ähnliches Medium gehen lassen, und den Charon, Cerberus, die Furien, die Centauren u. s. w. ganz anders behandelt, als er bey einem antiken Gegenstande gethan haben würde. Bey der näheren Betrachtung seiner Homerischen und Aeschylischen Umrisse werden wir sehen,

welche Enthaltung dieß von ihm war, und wie ganz er seinem Dichter hingegeben seyn mußte, um etwas das klassische Namen trägt, nicht im reinsten Sinne des Alterthums auszuführen.

Im Paradiso fand er Veranlassung, seine Stärke in schwebenden Gestalten zu zeigen: und mit welcher Leichtigkeit schweben und schwingen sie sich! Die Gesetze der Schwere scheinen wirklich für diese ätherischen Körper aufgehoben zu seyn. Bey der Darstellung der Engel hat er mehrentheils die ältere Weise der christlichen Mahlerey vorgezogen, sie mit lang herabwallenden Kleidern und großen Fittigen abzubilden; zu nackten oder von wenig Gewand umflatterten Knaben mit Amorsflügeln wurden sie, wie man weiß, erst späterhin nach der Idee der griechischen Genien gemacht. Dieß läßt sich allerdings als Anspielung auf einen Stand der Unschuld, wobey gar nicht an Geschlecht gedacht wird, sehr gut vertheidigen; mit der strengen kirchlichen Sitte, mit den keuschen Entzückungen eines katholischen Himmels stimmt die andere Vorstellungsart unstreitig besser überein. Die Engel sind wie himmlische Chorknaben bey jenem ewigen Gottesdienste zu betrachten, die also auch feyerlich gekleidet seyn müssen. Der Künstler hat ihnen ganz die liebliche fromme Beschränktheit gegeben, womit sie in der heiligen Schrift und Sage ihre Bothschaften verrichten, und die über dem Bestreben, ihre Natur durch Umfang der Kräfte und Gedanken ins erstaunliche zu erhöhen, in vielen neueren Dichtungen verloren gegangen ist. Einige Male erscheinen sie ohne Flügel, aber

in Gewändern, die noch unterhalb der Füße in Falten fliegen, und in welchen der schlanke Körper, bis auf die Theile worin der geistige Ausdruck wohnt, das Gesicht und die entzückt verbreiteten oder über die Brust gefalteten Arme, fast verschwindet; so daß sie auf ein paar Blättern, wo sie einen zahlreichen Kreis in lauter ähnlichen Stellungen schließen, die Glorie in der Mitte gleichsam wie Seufzerchen der innigsten und demuthvollsten Andacht umschweben.

Da im Paradiso und zum Theil schon im Purgatorio zuweilen lange Stellen mit Gesprächen über theologische Gegenstände angefüllt sind, so hat sich der Zeichner, der einmal das Gedicht Gesang für Gesang begleiten wollte, freyere Hand gelassen: was figürlich und mystisch zu nehmen ist, sinnlich vorgestellt, oder auch wohl ein bloß episodisches Bild, eine Metapher, zum unabhängigen Gegenstande ausgebildet. Seine Entwürfe sind dann nicht sowohl Komposizionen der angeführten Zeilen des Dichters, als eigne durch sie veranlaßte pittoreske Fantasien, und als solche zu beurtheilen. Zu der ersten Art gehört es, wenn der Geist des Forese, dem die inbrünstigen Gebete seiner hinterlassenen Wittwe Nella dazu verhalfen, schneller durch die Kreise der Büßung hindurch zu gelangen, vor der niedergeworfnen Beterin sichtlich gen Himmel steigt. Auf einem andern Blatte treibt ein kolossalisches Gerippe, wovon nur der Kopf und eine Hand sichtbar ist, Kinder mit den unbefangensten Gebehrden durch die Luft schwimmend vor sich her; dieß sind „die „harmlosen Kleinen, die der Zahn des Todes gebissen,

„ehe sie von der menschlichen Schuld gereinigt wur-
„den.“ (Purg. C. VII, v. 31 — 34.) Der Ausdruck
„von den guten Geistern, die thätig gewesen sind, damit
„Ehre und Ruhm ihnen nachfolge“, (Parad. C. VI,
v. 112 — 114.) ist hier etwas zu wörtlich genommen,
indem hinter einer Schaar von Seligen die Ehre als ein
gekröntes Weib mit Sternenkränzen über dem Haupt
und in den gehobnen Händen, und zunächst an ihr die
hergebrachte Figur der Fama schwebt. Ein einziges Mal
verstehe ich die Anspielung gar nicht, die der Zeichner
im Sinne hatte, und vermuthe einen Mißverstand: das
Bild des Heilandes als Knaben mit der Weltkugel in
der Hand und auf die Schlange tretend steht im Stern-
bilde des Löwen, und soll sich auf Paradiso C. XVI.
37. 38. beziehen. Hingegen das gleich vorhergehende
Stück: eine Mutter mit dem neugebohrnen Knäbchen in
den Armen, zu deren Lager die Jungfrau Maria seg-
nend hinzu schwebt, was sich aus einem sehr entfernten
Wink des Dichters entwickelt hat, gehört unter die zar-
testen Bilder der ganzen Sammlung.

Von den heitern Gesichten gegen Ende des Purgatorio an zieht sich ein Strom von Licht, von Verklärung und Glorie durch Dante's Gedicht, der immer voller und strömender wird, und in dessen Urquell der geblendete Seher sich zuletzt verliert. Ein in irdische Farben getauchter Pinsel kann bey dergleichen wenig ausrichten, und wie muß sich vollends der Zeichner resigniren, der nur Linien hat! Die Mahlerey kann nicht zum Wetteifer in die Schranken treten wollen, wo die Darstellung der unbegränzten Poesie selbst eigentlich ein beständiges Er-

liegen unter ihrem Gegenstande ist. Mit dem Aufschwung in jede lichtere Sphäre verklärt sich Beatricens Schönheit, und wird so überschwenglich, daß der sterbliche Geliebte ihr Lächeln nicht ertragen, sondern „wie „Semele in Asche niederfallen" würde, da er doch schon bey dem ersten Zurückschlagen des Schleyers vor ihren Augen im irdischen Paradiese ausgerufen hatte:

O Strahlen ewiger lebend'ger Helle!
Wer sann so blaß sich in Parnassus Schatten,
Und trank so tief Apollo's reine Quelle,

Daß sein Gemüth nicht schiene zu ermatten
Bey dem Bemühn zu sagen, wie ihr waret,
Wo euch die Himmel tönend überschatten,
Nun hüllenlos den Lüften offenbaret?

Das einzige Mittel, welches dem zeichnenden Künstler hiebey bleibt, ist der Ausdruck menschlicher Gesichter, und in diesem Spiegel weiß uns Flaxmann manches erblicken zu lassen, was er nicht unmittelbar zeigen kann. Die Seligen und Engel sind still entzückt, und die Mienen der Betrachtenden sprechen:

Ich fühle so von Liebe mich durchdrungen,
Daß ich noch nie zuvor ein Ding gekannt,
Das mit so süßen Banden mich umschlungen.

Doch hat er sich auch mitzuzeichnen bequemt, wie die Geister als Sternenkränze sich um Dante herbewegen; wie in der Mitte eines aus solchen Sternen bestehenden Kreuzes das Bild Christi strahlt, und die Gestalten der Seligen sich in verschiedne Buchstaben zusammen drängen, die etwas heiliges bedeuten: was denn freylich Umriß vom Umrisse bleibt, weil die schwarzen Striche

nicht szintilliren. Er hat indessen dadurch zu verstehen gegeben, daß er den Juwelenschmuck, womit Dante seinen Himmel ausstattet, nicht so kindisch finde, als er vielen in ihrer Weisheit vorkommen möchte. Das Höchste und Festlichste der himmlischen Freuden kann nur durch Licht und Farbenspiel versinnlicht werden, denn eben durch diese hängt unsre Erde mit den ätherischen Regionen zusammen, und deswegen geht das Symbolische darin ins Unendliche hinaus. Jede Organisazion hingegen, auch die edelste, ist an ihren Wohnort gebunden und Ausdruck der Beschränkung auf gewisse Zwecke. Wo aber keine organische Bildung ist, da muß mathematische Regelmäßigkeit eintreten, wenn die Erscheinung nicht formlos werden soll. Geometrische Figuren sind wiederum einer mystischen Beziehung fähig, weil bey ihnen die Anschauung mit dem Begriffe eins ist, und dieser jene ganz erschöpft; man hat noch kein besseres Sinnbild als das Dreieck für die Dreyeinigkeit finden können, und der Zirkel wird immer das Ewige und in sich Vollendete bedeuten. Dante's Visionen endigen mit einem Anschauen der unbegreiflichen Gottheit, welches er mit dem Nachsinnen über die Quadratur des Zirkels vergleicht. — Er baut den Himmel, in den er sich aufschwingt, nach beschränkteren Begriffen vom Weltsystem, als die unsrigen sind, und eben darum geordneter und schöner. Zwar lag dabey Wissenschaft zum Grunde: nämlich theils die Weltlehre des Aristoteles, die aber razional seyn wollte, und folglich die Regelmäßigkeit des Ganzen umfaßte; theils die ältere Astronomie, die schon Mythologie, d. h. poetisches Kostum der Na-

tur, geworden war. Wenn eine gelehrte und zurecht gewiesene Einbildungskraft die neueren Erweiterungen der Sternkunde in die Dichtung hinübertrug, so geschah dieser kein sonderlicher Dienst damit. Denn für die Beobachtung ist die Natur jederzeit unendlich; und wie sie sich neue Welten unterwirft, dehnen sich immer von neuem jenseits derselben unermeßliche Gebiete aus, woraus unsere Unwissenheit uns als Unordnung und Gesetzlosigkeit zurückkommt. Mit chaotischer Größe ist es aber in der Poesie nicht gethan: eine harmonische Erscheinung ist das erste und letzte. Nur wenn die Sphären sich um die Erde wie um ihren Mittelpunkt drehen, und der königliche Mantel des blauen Gewölbes sie als letzte Gränze umfaßt, erklingen sie in schönen Tönen; und der Himmel der Seligen ist eben der, nach welchem das Kind die Händchen ausstreckt, um die Sterne wie ein goldnes Spielzeug zu greifen.

Noch dürfen wir ein paar Blätter nicht übergehn, worauf Ideen der Religion, welche durch das Ganze hin webt und waltet, persönlich sichtbar gemacht sind: die drey christlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, als Titelblatt zum Purgatorio; die heilige Kirche zwischen Sankt Franciscus und Sankt Dominicus als Führern und Stützen; die streitende Kirche, einen Cherub mit flammendem Schwerte an jeder Seite, die zu ihren Füßen zwey Ungeheuer, den Satan und das Fleisch, niederstürzen, während sie in Nonnentracht Augen und Hände zum inbrünstigen Gebet gen Himmel wendet. Das eigentlichste Lob dieser Bilder ist, daß man weder katholischer noch Dantesker seyn kann, als

sie sind. Und dieß liegt keinesweges bloß darin, daß der Künstler sich die hieher gehörige Symbolik zu eigen gemacht hat, sondern im Styl der Komposizion selbst. Die steife Symmetrie auf den Bildern der Mahler aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert rechnet man mit Grund der damaligen Kindheit der Kunst zu, allein es ist darin doch unleugbar eine Beziehung auf die religiösen Gegenstände, denen diese Männer meistens oblagen; ich möchte behaupten sie hätten es deswegen in diesem Punkte besser getroffen als manche Spätere, weil ihre Religion mit ihrer Kunst auf derselben Stufe stand. Zu der naiven demüthigen Frömmigkeit gehören gerade und viereckte Bewegungen des Körpers, den ja die Gebräuche dieses Gottesdienstes gänzlich unterjochen sollen; und jede heilige Geschichte oder Situazion wird als ein feyerlicher Akt gedacht, der strenge Zucht und einfältige Ordnung erfodert. Mit einiger Milderung haben daher auch Mahler aus den besten Zeiten diese Symmetrie angebracht, wie zum Beyspiel auf einem vortrefflichen Bilde von Bagnacavallo in der Dresdner Gallerie, vier Apostel und Heilige vor dem Thron der Madonna mit völlig parallelen Köpfen neben einander stehn. Man versuche nur, in die Flaxmanschen Stücke, wovon hier die Rede ist, eine zierlichere Mannigfaltigkeit der Anordnung zu bringen, und man wird unfehlbar ihren großen Charakter, ja ihre ganze Bedeutung zerstören. Welche unwiderstehliche drey: die Santa Chiesa, zu ihrer Rechten der klösterliche Weltüberwinder San Francesco von Assisi, zur Linken der che-

rubisch erleuchtete Domenico! Mit wie feinem Urtheile ist hier der Mönch Franciscus, der Streiter für den Glauben, ganz anders abgebildet, als dort der friedliche Heilige am Todtenbett seines Ordensbruders! Eben so erscheint die Kirche auf dem Blatt, wo wir ihre furchtbaren Triumphe erblicken, in weiblicher Andacht und Wehrlosigkeit; hier hingegen im vollen priesterlichen Ornat, mit unverrückter heiliger Miene und Haltung. Gern beschriebe ich noch, wie die wiederhohlte Handlung, daß ein Engel dem Virgil und Dante ein mystisches Thor zum Hinaufsteigen auf den Berg der Büßung öffnet, durch den einsichtsvollen Gebrauch der Symmetrie beydemale feyerlich, und doch wieder nach den zartesten Beziehungen verschieden charakterisirt ist: aber ich reiße mich los, um zu den übrigen Sammlungen zu kommen.

Hier befinden wir uns plötzlich in einer ganz andern Welt, und müssen die Vielseitigkeit des Künstlers bewundern, der sich mit gleicher Liebe und gleichem Glück in beyde warf, und jedes so rein in seiner Art zu erhalten weiß. Mehr kann man wahrlich von einem geistvollen Manne nicht verlangen, als daß er in seiner Sinnesart und seinem Geschmack entweder recht entschieden modern, oder recht entschieden antik sey. Leider giebt es, seit begeisterte Kunstrichter das klassische Alterthum gepredigt haben, so viel halbe Wesen, die nicht sind was sie sollen, und nicht seyn können was sie wollen. Es sind die Mäuse der Kunst und Poesie, die bey dem großen Kampfe zwischen den Erd- und Luftbewohnern zur entgegengesetzten Partey übergingen, und zum Dank

dafür Fledermäuse geworden sind. — Nach dem Anblick dieser Umrisse kann man nicht umhin, Flaxman für einen gelehrten Kenner der Klassiker zu halten, der mit den griechischen Dichtern in ihrer Sprache vertraut ist; und wenn sich nachher bey genauerer Untersuchung hiegegen einige Zweifel regen, so wird es desto erstaunlicher, daß er sie so gefaßt: man könnte alsdann seine Umrisse zum Homer eine Rückübersetzung aus Pope's Travestie in das Aechtgriechische und Heroische nennen, aus eigenmächtiger Befugniß des Künstlersinnes ohne grammatische Beyhülfe vollbracht. Allerdings ist die klassische Bildung ein großes untheilbares Ganzes: durch den vollkommnen Besitz einer Seite desselben muß einem also auch der Zugang zu den übrigen geöffnet werden. Wer die alten Dichter recht versteht, (man verstehe, was eigentlich v e r s t e h e n heißt) dem mußten auch für die bildende Kunst der Alten die Augen aufgehn; und umgekehrt hat sich unser Künstler durch tiefes und liebevolles Studium der Antike mit den Dichtern in unmittelbarere Berührung gesetzt, als durch modernisirende Uebersetzungen hätte geschehen können. Seit Spence's Polymetis hat man sich viel damit abgegeben, die Schriften und Kunstwerke der Alten gegenseitig aus einander erklären zu wollen. Allein man hielt sich dabey viel zu sehr an das Einzelne, nahm Anspielungen und Beziehungen wahr, wo keine sind, und vergaß besonders die ewigen Gränzen, welche die verschiednen Künste scheiden. Die Vergleichung kann nur dahin gehn, daß die Aeußerungen der heterogensten Anlagen bey strenger Begränzung dennoch durch ein ge-

meinschaftliches Streben beseelt werden. In dieser Art hat Winkelmann einige große Blicke gethan, er war dem Genius der bildenden Kunst und Poesie zugleich auf die Spur gekommen. Allein wie die Zeit ihren vortrefflichen Krebsgang immer nicht ganz verlernen kann, so ist auch kürzlich ein Archäologe aufgetreten, der beyde gleich vollkommen mißversteht, und deswegen Winkelmann darüber zurecht weisen will. Er hat entdeckt, das Wesen der alten Kunst bestehe bloß in treuer Charakteristik; um Schönheit, edle Einfalt und stille Größe sey es dabey gar nicht zu thun gewesen. Wir geben das ganze Argument zu: für einen Kenner, den die Natur zu etwas gröberen Geschäften bestimmt zu haben scheint, als Myrons berühmte Kuh zu weiden, sind diese Dinge allerdings gar nicht vorhanden. Er ist mit einer so schweren unbeholfenen Oberflächlichkeit (ich bilde diese Beywörter nach dem Muster der „rohen rastlosen Ruhe," die eben dieser Antiquar *) am Herkules bewundert) auf die Denkmäler der griechischen Kunst hineingetappt, daß er ihren Geist gewiß todt gedrückt hätte, wenn Geister nicht unsterblich wären. Man könnte seine, in so fern wirklich neue, Betrachtungsart der Kunstwerke die chirurgische nennen, denn sie geht überall auf Leibesgebrechen und Unförmlichkeiten aus, und nach seiner Versicherung **), erscheint „das klassische Alterthum bald

---

*) Horen 1797. St. X. S. 19.

**) Berlin. Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. 1798. St. XI. S. 439.

„alt und bald jung, vorzüglich aber abgezehrt, mißge-
„formt, zerfallen, knöcherricht und runzlicht." So be-
hauptete er letzthin, Laokoon werde augenblicklich am
Schlage sterben, wenn man ihm nicht eine Ader schlüge.
Da ich mir nun merken ließ, ich halte den Zustand Lao-
koons noch nicht für so verzweifelt, hat er sich so un-
mäßig darüber ereifert, daß er beynahe mit seinem Hel-
den die Rolle gewechselt hätte.

Wenn Flaxmann, damit ich von meiner Abschwei-
fung zurückkehre, auch die alten Sprachen nicht besaß,
so ist er doch in so fern mit großer Gelehrsamkeit verfah-
ren, daß er in Beobachtung des Kostums selbst bis in
das Auserlesnere und selten Vorkommende hineingeht,
so daß sich über seine Blätter sehr artige antiquarische
Vorlesungen müßten halten lassen. Wer es noch nicht
weiß, erfährt hier anschaulich, warum die Achäer beym
Homer die schön geschienten heißen, daß er sich die Tro-
janer mit phrygischen Mützen vorzustellen hat, welches
die Form des Delphischen Dreyfußes war, wie die grie-
chischen Stallknechte das Haar der Pferde auf der Stirn
zusammenbanden, damit ein Ampyx daraus wurde, und
dergleichen mehr, die unzähligen reizenden Formen von
allerley Hausgeräth, die Trachten und weibliche Kopf-
putze nicht zu erwähnen. Wir sind jetzt solche Freunde
von Moden, daß wir uns sogar um diejenigen bekküm-
mern, die vor einigen tausend Jahren im Gange waren,
und in einer Zeitschrift, welche den neuesten gewidmet
ist, uns dann und wann zu einem Besuche im Anklei-
dezimmer einer Römerin abmüßigen; damit es de-
sto anständiger sey, lassen wir es eine alte (nämlich eine

bejahrte) Römerin seyn. Niemand zeigt im Punkte des Gräcisirens mehr guten Willen als die heutigen Franzosen: man weiß, daß die Pariserinnen die Aufopferung so weit getrieben, daß sie beynah φαινομηρίδες wurden, um nur den Spartanerinnen zu gleichen. Dieß ist um so verdienstlicher, da im Ganzen die antiquarischen Kenntnisse der Republik aus der Reise, nicht eines jungen Scythen, sondern eines alten Parisers, nach Griechenland geschöpft sind. Die bisherigen Versuche von Olympischen Spielen u. s. w. sind freylich auch darnach ausgefallen, man dürfte sich manchmal an das antike Gastmahl im Peregrine Pickle erinnern. Schade, daß dem Entschlusse, das klassische Alterthum nicht bloß müßig zu vergöttern, sondern es aufzuwecken und in das wirkliche Leben einzuführen, immer verwünschte kleine Umstände in den Weg treten, die allen Enthusiasmus dämpfen. So habe ich klagen hören, daß in einem sehr geschmackvoll dekorirten Hause die Herren bey der Assemblee sich häufig an den Stühlen mit stark vor- und hinterwärts geschweiften Füßen die Schienbeine zerstießen, und bey gewissen Coëffures à la Grecque sollen viel häßliche Hälse zum Vorschein gekommen seyn. — Genug, Flaxman hat für Antiquitäts-Dilettanten auf das reichlichste gesorgt. Um nur ein Beyspiel zu geben: auf dem Blatt, wo Penelope das Geschoß des Ulysses herbeyträgt, sind die zechenden Freyer ganz leicht in der Ferne angegeben; doch unterscheidet man, daß sie die Trinkschalen mit dem Daum durch einen Henkelring gesteckt halten, und mit der übrigen Hand unterstützen. Und dieß war grade die Art wie Leute von gutem Tone

bey fröhlichen Gelagen tranken, das Gefäß konnte nachher an dem Ringe hinter die Hand herumgeschwenkt werden, wie auf einigen Vasengemählden zu sehen ist.

Etwas weit höheres als antiquarische Belehrung gewähren indeß diese Komposizionen dem Betrachter, der ohne gelehrte Bekanntschaft mit den Alten in den Sinn ihrer Dichter eingeweiht zu werden wünscht, indem sie dieselben mit Bildern griechischer Sitte und Kunst umgeben. Selbst das geringste Nebenwerk bekommt in dieser Rücksicht einen ganz andern Werth. Der Mensch sucht überhaupt die Gegenstände, die er handhabt, nach sich zu bilden; er thut dieß um so mehr, je freyer und selbstthätiger er wirkt: wie alldurchathmend der Geist der Hellenischen Bildung war, davon lassen sich die Spuren bis in die geringsten Anticaglien hinein verfolgen, und die Ehrerbietung vor diesen Ueberbleibseln hat daher auch eine sehr ernste Seite. Es wäre ein sinnreicher Versuch, irgend ein antikes Geräth mit Verzierungen und Kunstabbildungen, einen Sarkophag, eine Vase, vorzunehmen, und in der Voraussetzung als ob nur dieß Eine Stück von einem Volke zeugte, dessen Andenken sonst gänzlich untergegangen wäre, zu sehn, wie weit sich die Schlüsse daraus auf den Grad und die Art der Kultur treiben ließen. Aber nicht bloß den Umgebungen des Menschen war dieß Gepräge aufgedrückt: auch im Charakter der Formen und des Ausdrucks, den uns die aufbewahrten Kunstwerke darstellen, erscheint die edle Nazionalität; denn wie sehr die Kunst wählen, erhöhen und umbilden mochte, so mußte sie doch den Boden derselben unter sich haben. — Der Sinn der

Worte bestimmt sich nach den Anschauungen, die man ihnen unterzulegen gewohnt ist; wir sind also in beständiger Gefahr, die Worte der griechischen Dichter, wenn wir sie grammatisch noch so genau verstehn, etwas ganz andres gelten zu lassen, als sie ihnen und ihren Hörern galten. Das einzige Mittel dagegen ist, unsre Fantasie auf den Flügeln der alten bildenden Kunst zu ihnen emporzuheben, und es ist des besten Dankes werth, wenn ein geistvoller neuerer Künstler uns hiezu hülfreiche Hand bietet. Aber wie? wird man einwenden: sind diese Abbildungen wahrhaft Homerisch? Mit so zierlicher Pracht, so üppig zartem Geschmack wären die Kleidungen, Waffen, Wagen und Pferdegeschirre, die Geräthschaften jeder Art bey den hauptumlockten Achäern und rossezähmenden Troërn ausgearbeitet und verziert gewesen? Schlief Penelope auf einem solchen Bett, und erleuchtete sie ihr Gemach mit solchen Kandelabern? Und endlich: sind die Figuren nicht viel zu idealisch? Hat das Nackte der Körper nicht viel zu sehr die feine nnd doch kraftvolle Gewandtheit, welche die Hellenen sich erst lange nachher durch Gymnastik gaben, und paßt dieses zu der ungeheuern rohen Stärke der Kämpfer um Troja? — Das ist keine Frage: wenn man zur Erläuterung die oben genannten Dinge und überhaupt die Produkte der mechanischen Künste, welche beym Homer vorkommen, so genau sichs nach der Beschreibung thun läßt, abbilden wollte, so würde es ganz anders ausfallen. Was aber die handelnden Heroen und Götter selbst betrifft, so wird uns wohl niemand sagen, wie sie im Kopfe Homers oder der Homerischen Sänger aus-

gesehen haben. Wir können uns allenfalls begnügen, wenn unsre Fantasie die Rhapsodien des Alten mit solchen Bildern begleitet, wie sie einem gebildeten Griechen aus den Zeiten der blühenden Kunst dabey gegenwärtig waren. Dahin streben nun grade Flaxmans Umrisse. Für den, welcher den Homer immer nur als begeisterten Natursohn, als Barden wilder Völkerstämme fühlt, könnten sie ein gutes Gegenmittel seyn, ihn auch einmal an die unnachahmliche Schönheit, Ausbildung und Harmonie seines Epos zu erinnern. Ein vollendeter Styl der Poesie kann nur durch einen eben so vollendeten Styl der bildenden Kunst ausgedrückt werden. — Wie übrigens in Homers Zeitalter der Zustand der mechanischen Künste, und die ersten Versuche in schönen Künsten beschaffen gewesen, hat man wohl noch nicht gehörig durch Ausscheidung des Historischen in seinen Beschreibungen ausgemacht. Man würde dabey auf Punkte treffen, wo die Frage sehr verwickelt aber wichtig wird: ob die Dichtung Anlässe von der Wirklichkeit genommen oder ihr ganz und gar vorausgeeilt? Daß bey solcher Rohheit in vielen Stücken, bey der Eingeschränktheit der Bedürfnisse, ein so großer Nachdruck auf Zierlichkeit in Weberey, Metallarbeittn u. s. w. gelegt wird, ist ein charakteristischer Zug, der dahin deutet, daß aus Homers Achäern Hellenen werden sollten. Auch von körperlicher Schönheit ist viel die Rede, schon regen sich die Anfänge der Gymnastik, und es ist nicht zu übersehen, daß Achilles, der stärkste unter allen aufgeführten Helden, der schnellfüßige heißt.

Eine etwas andre Bewandtniß hat es mit der Art den Aeschylus aufzufassen, dessen Darstellungen ursprünglich für eine sichtbare Erscheinung auf der Bühne bestimmt waren. Wie die idealische Schauspielkunst der Griechen auf der einen Seite der Musik verschwistert war, so strebte sie auf der andern mit den plastischen Künsten gleichen Schritt zu halten, und es ist wohl klar, daß die Griechen auf dem Theater immer lieber etwas von dem Leben und der Leidenschaft als von der Größe und Schönheit der Gestalten nnd Bewegungen aufopferten. Gewiß kann man sich den Anblick ihrer Tragödien nicht leicht zu herrlich und majestätisch vorstellen; allein wenn wir auch besser in Stand gesetzt wären, einen anschaulichen Begriff davon zu geben, so könnte man dem Zeichner doch nicht rathen, daß er dieß zu seinem Ziel machte. Wir würden den Dichter erst aus der zweyten Hand empfangen, wenn er ihn durch das Medium der theatralischen Darstellung zu komponiren versuchte; und da jede dieser Künste durch ihre verschiednen Mittel und Zwecke oft weit von der andern abweichen muß, so würde er sich unnöthiger Weise den Beschränkungen beyder unterwerfen.

Es versteht sich von selbst, daß der moderne Künstler dasjenige in seinen Bildern, was uns in die Heroenwelt des Homer und Aeschylus versetzt, nicht aus der Luft greifen oder aus eignen Mitteln hervorbringen konnte. Man erwartet schon ein vertrautes Studium der Antike darin zu erkennen. Flaxman hat dieses aber nicht bloß in dem Umfange getrieben, wo es ihn als Bildhauer besonders anging; vielmehr wird man bey

seinen Umrissen an nichts so sehr erinnert als an die Bilder auf den griechischen (ehedem Hetrurisch genannten) Vasen. Doch halte man dieß ja nicht für eine blinde und knechtische Nachahmung. Zwar kann es nicht fehlen, daß unter der großen Menge von Figuren nicht hier und da eine eigentliche Reminiszenz vorkommen sollte; allein im Ganzen hat Flaxman sich den Styl der Vasengemählde selbstständig augeeignet, und nach seinen Bedürfnissen mit Verstand und Eigenthümlichkeit modifizirt. Unstreitig giebt es viele Punkte, worin ihnen der Zeichner von Umrissen besser folgen kann, als den Statuen und Basreliefs, namentlich im Wurf der Gewänder und der Anordnung und dem Putz der Haare. Was in der Natur durch die Leichtigkeit des Stoffes, durch das wechselnde Spiel der Bewegungen, auch wohl der Farben reizend ist, wird der Skulptur zur Masse: sie muß es also durch Form adeln, und die Umgebungen sich bedeutsamer an den Körper anschließen lassen; bauschige Falten und fliegende Wimpel von Stein hat sich nur der fehlerhafte Geschmack neuerer Bildhauer erlaubt. Schon eine gewisse Weitläuftigkeit der Zuthaten, auch wo die Beschaffenheit des Stoffes sich weniger widersetzt, und der Körper nicht dadurch versteckt wird, würde an einer Statue leicht unverhältnißmäßig scheinen; z. B. die gewaltigen Helmbüsche auf unsern Umrissen, wodurch die Figuren nur desto svelter werden. Bey dem in den Vasengemählden häufig vorkommenden und hier daraus entlehnten weiblichen Kopfputze, wo das Haar unten am Ende des Haarwuchses durch ein Band oder eine festere Stütze getragen, oder sonst ver-

hindert wird auf den Hals herabzufallen, geht es oft flammenartig so weit hinterwärts hinaus, als ich mich nicht erinnere, es an irgend einer alten Statue gesehen zu haben. — Auch für mancherley Verzierungen und Nebenwerke waren die Vasen vortrefflich zu benutzen. Besonders sind die schönen Stickereyen an den Gewändern, womit sich die Skulptur natürlich nicht abgiebt, dort zu Hause. Allein Flaxman hat sich mit Recht gehütet, diese Dinge völlig mit der Ausführlichkeit zu behandeln, wie seine Vorbilder thun, denn es ist ein doppelter Umstand zu bemerken, der die Gattung derselben von der seinigen unterscheidet. Zuvörderst ist es der seltnere Fall, daß uns die Vasen Gegenstände darbieten, wobey es einzig auf Ausdruck und Handlung ankommt; meistens sind festliche Vorstellungen auf ihnen angebracht, die auf Gebräuche, Einweihungen, Siege in heiligen Spielen Bezug haben. Dabey sind folglich diese Dinge: Kränze, Geschmeide, gestickte Gewänder, Gefäße, Altäre u. s. w. etwas wesentliches, was nebst der häufigen Wahl der eben aufkeimenden Jugendblüthe in männlichen und weiblichen Gestalten, zu der üppigen Zartheit des Styls beyträgt, und Dorische Sitte zu charakterisiren scheint. Dann sind auch die Vasenabbildungen nicht bloße Umrisse, sondern wirklich Gemählde, obgleich meistens monochromatische, wo in die rothe Tinte, welche der äußerste Umriß ausfüllt, wieder stark mit schwarz hineingearbeitet werden darf, ohne daß ein Misverhältniß entstünde. Einen bedeutenden Unterschied macht es noch, daß auf den Vasen mehrentheils die starken Verkürzungen vermieden und die Ge-

sichter ins Profil gekehrt sind. Schwerlich findet man auf irgend einer Vase eine Verkürzung, wie die hineinwärts jagenden Rosse des Achill, auf dem Blatt, wo er den Hektor schleift, oder eine so gerundete Gruppe wie die drey Töchter des Pandareus, die sich, von den Harpyien verfolgt, fest mit den Armen umschlingen. Wo es für den Gegenstand vortheilhaft war, hat Flaxman mahlerisch gruppirt und die Figuren auf verschiedne Plane gestellt; oft aber die dem Basrelief eigne Komposizion angewandt, daß mehrere Figuren auf demselben Plane hinter oder gegen einander stehen, jede ganz für sich gilt, und kein Hintergrund vertieft wird. Hierin ist auch Symmetrie aber von einer ganz andern Art als die beym Dante erwähnte: es ist die gebildete Simplizität eines Geschmacks, der sich nicht im unnütz schwierigen gefällt, sondern mit den leichtesten Mitteln grade zum Ziele geht. Hat die Handlung etwas gleichförmiges, so wird, wie mich dünkt, der Eindruck durch eine geordnete Wiederhohlung ruhiger und größer in die Seele gebracht. Man nehme z. B. das Blatt, wo Elektra mit drey Choephoren ein Trankopfer zum Grabe ihres Vaters trägt: alle gehen im Profil in gleicher Entfernung hinter einander, weinend, mit ähnlichen Gebehrden, nur Elektra tiefer gebeugt. Eben so ist die Szene komponirt, wo Eteokles und Polynices todt herbeygetragen werden: voran der Herold, dann die beyden Leichen, jede auf den Achseln von zwey Kriegern getragen, hierauf in kleinen Entfernungen Antigone und Ismene, entgürtet, mit aufgelöstem Haar und die Hände ringend, endlich eine weibliche Person, die den Chor vorstellt.

Da die Vasengemählde aus einer ganz andern Kunstschule und andern Zeiten herrühren als die auf uns gekommnen alten Statuen, so weichen auch die Vorstellungsarten der Götter manchmal sehr ab: Flaxman hat sich daher in Kostum und Charakter an das uns bekanntere Herkömmliche gehalten, und z. B. dem Apollo immer die Haarschleife über der Stirn, die Schlankheit in den Hüften u. s. w. gegeben, womit wir ihn zu sehen gewohnt sind; auf den Vasengemählden könnten wir ihn bloß für einen mit Lorbeer bekränzten weichen Jüngling halten. Andre Gottheiten, wie Minerva, Iris, sind nicht zu verwechseln. Hingegen das Luftschreiten der Götter, das mit den Bildern Homers weit besser übereinstimmt als Fliegen oder Schweben, und eben durch das Seltsame des Anblicks so erstaunlich bedeutungsvoll für ihre unwiderstehlich schnelle Wirksamkeit wird, hat der Künstler den Vasen abgesehen. So stellt er Apoll und Diana vor, wie sie die Menschen mit ihren sanften Geschossen umbringen. Und wie herrlich führt Merkur die Seelen der Freyer in die Unterwelt! Den Caduceus in der Linken auf die Schulter zurückgelehnt, die Rechte in die kurze Chlamys gewickelt, die sich dadurch an den rechten Schenkel straff anzieht, und den linken gewaltig ausschreitenden unbedeckt läßt, ist er das Bild des behendesten Boten, und die Schatten, die hinter ihm, in Mäntel vermummt, mit straubigem Haar und verwildertem Blick in die schauerlichen Regionen gedrängt hereinschweben, machen damit einen schönen Kontrast. — Das Luftschreiten ist auch an den Götterpferden bemerklich gemacht: ihre Hufe schlagen hinten ohne Ge-

genhalt weit aus, vorn sind sie stark angezogen. So auf dem Blatte, wo Pallas und Juno auf einer Quadrige zum Thor des Olympus hinausjagen, das ihnen die voranschwebenden Horen öffnen; auf dem nächsten treten die ausgespannten Pferde, von den Horen wieder in den Stall geführt, auf die Wolken mehr wie auf festen Boden, und die leichten Mädchen zwischen den sich bäumenden Rossen bilden eine reizende Gruppe. Die Pferde sind übrigens im Ganzen auf den Vasengemählden nicht eben das vorzüglichste, ein heutiger Pferdekenner würde sowohl gegen ihre Proporzionen als die Art, die Beine zu setzen, manches einzuwenden haben. Unser Künstler hat daraus den Schnitt der Mähnen und die Art des Geschirres genommen, in der Zeichnung selbst aber hält er ein gewisses Mittel, so daß das fremde Ansehen der Thiere mit zu dem antiken Götter und Heldenkostum zu gehören scheint.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich an den einzelnen Darstellungen die Zartheit des Sinnes, womit Ruhe und lebendige Wahrheit, das Heroische und das Graziose verschmolzen ist, näher entwickeln wollte, und muß mich an wenigen Beyspielen begnügen. Ein sehr gefälliges Bild macht die Szene zwischen Venus, Helena und dem aus der Schlacht entkommenen Paris. Der verführerische Weichling liegt in der Phrygischen Mütze zugedeckt auf dem Lager, und lauscht, den Arm auf das Polster gelehnt, auf den Ausgang der Unterhandlung zwischen jenen beyden. Neben der reich bekleideten Helena steht Venus nackt auf einem Wölkchen, neigt den Kopf anmuthig überredend zu ihr herab, und

legt ihr die linke Hand auf die Schulter. Helena steht nach vorn, mit eben dieser vom Paris abgewandt, nachdem sie jedoch über die Achsel hinsieht, die Finger der rechten Hand an der Wange, überlegt sie mit züchtig lüsterner Miene. Nicht weniger zart ist die andre Hälfte der Geschichte gedacht: der wackre Hektor tritt in voller Rüstung, den Schild auf den Rücken geworfen, herein, nnd redet seinen Bruder bestrafend an; am andern Ende sitzt Helena im Sessel zurückgelehnt, und giebt ihrem Schwager in der Stille Recht. Der schöne Paris, bis auf die Sohlen und die Phrygische Mütze nackt, steht in der Mitte, auf den Bogen gestützt, den er eben geglättet hat, und hört die Vorwürfe mit gesenktem Haupte an. Das Naive und Drollige in manchen Homerischen Erzählungen muß der Künstler ganz im richtigen Sinne gefühlt haben, so leise giebt er es an, ohne dem Edlen Abbruch zu thun. Wie außer sich vor Bestürzung und Schmerz ist die verwundete Venus, die von der Iris an beyden Händen zum Olymp gehoben wird, während Mars, ebenfalls verwundet, seitwärts sitzt! Grade so verzweifelt eine schöne Göttin, die man in den Finger geritzt hat. Nachher, wie die für Troja kämpfenden Götter luftschreitend wider ihre Gegner ziehn, und in dem regen Gewühl vorn an Diana und Apollo den Bogen spannen und Mars die Lanze schwingt, ist Venus durch Schaden gewitzigt und hält sich ganz im Hintertreffen. — Eine ungemein artige Gruppe ist die, wo Eurynome und Thetis, jene ganz nackt, diese nur unterwärts von einem losen Gewande bedeckt, gegen einander knieend den kleinen vom Himmel herabgeschleu-

derten Vulkan auf ihren Armen halten; der alte Ocean sitzt kolossalisch in der Ferne dahinter, mit lang fließendem Bart und einem Kranze von Seethier-Köpfen.

Ganz eigen ist die Zeichnung von der Leukothea gedacht, die dem Ulysses ihre Binde giebt; nicht genau nach der Geschichte, allein die Vortheile der Abweichung fallen sogleich in die Augen. Dort setzt sich die Göttin auf den Rand des Fahrzeuges nieder, worin Ulysses noch schifft: Hier ist es schon zertrümmert, und er schwimmt rücklings, einen Balken umarmend. Sie ist in gerader Richtung aus dem Meer empor gestiegen, ohne Bekleidung, die Schenkel und Beine an einander geschlossen, nur die Spitzen der Füße sind noch in das Wasser eingetaucht. Mit beyden über dem Haupt erhobnen Armen löst sie das mehrmals um ihre Haare, die zum Theil schon an beyden Seiten bis unter die Hüften flattern, gewundne Band. Ob κρήδεμνον dieses bedeuten könne, und es alsdann nicht vielmehr ἀναδέσμην heißen müßte, mag der Künstler mit dem Philologen ausmachen. In der Abbildung der Scylla ist die Idee des Dichters zuverläßig nicht getroffen, sie soll bey ihm offenbar ganz thierisches Ungeheuer seyn, mit sechs Köpfen und langen Drachenhälsen. Hier ist sie menschlich und zwar männlich gebildet, drey Gesichter sind sichtbar, und vier Arme, in deren jedem sie einen zappelnden Gefährten des Ulysses hält; unterhalb des Leibes gehn aus gewundnen Schweifen eines Seethiers bellende Hundsköpfe hervor, die, wie man weiß, ein neuer Zusatz sind. Indessen ist die Gestalt immer geschickter zusammengesetzt, als man sie zuweilen sieht,

und vielleicht ist das am meisten zu tadeln, daß der Zeichner sich überhaupt darauf eingelassen hat; denn auch treu nach dem Homer genommen, gäbe es immer nur einen abscheulichen Meerdrachen. In andern ähnlichen Fällen hat er sich vorsichtiger herausgezogen: der hundertarmige Briareus, von der Thetis zu Jupiters Schutz heraufgerufen, der, vollständig vorgestellt, wie eine Indische Gottheit aussehen würde, kommt hier erst mit dem riesenhaften Kopfe aus der Erde hervor und greift vorläufig nur noch mit sechs Händen an die Kluft, die er sich öffnet. Die andringenden Haufen der Schatten, welche den Ulysses fürchten lassen, die Gorgo werde erscheinen, sind zwar gräßliche Larven, aber von mannichfaltigem und furchtbarem Ausdruck. — Man kann keine sprechendere Gebehrde sehn, als die der Nymphe Lampetie, wie sie dem Sonnengott den Verlust seiner geliebten Heerden ankündigt. Sie schwebt hinzu, ihr Gesicht ist gegen ihn in die Höhe gerichtet, die starren Arme hinter dasselbe zurückgeschlagen, während der Gott, bestürzt nach ihr umgewandt, die Zügel der Pferde plötzlich bis gegen die Schultern anzieht. In den Szenen zwischen Ulysses und dem göttlichen Sauhirten, und dann der Penelope entspricht der milde, erfreulich rührende Ausdruck der stillen Anhänglichkeit an häusliche Verbindungen, welche die ganze Odyssee beseelt; besonders ist Penelope, die zu dem lange bezweifelten Gemahl herantritt und ihn, die Hand um seinen Kopf gebogen, zum erstenmal umarmt, ein anmuthig sittiges Weib.

Ich weiß nicht ob ich mich irre, wenn ich, so sehr alle vier Sammlungen in Einem Geiste gearbeitet sind, die Umrisse zum Aeschylus für die vorzüglichsten halte, die der Künstler vielleicht durch die vorhergehenden Studien geübt, zuletzt unternahm. Es giebt ihnen schon einigen Vorzug, daß die Platten, deren Format übrigens nicht bey allen dasselbe ist, sondern sich nach den Bedürfnissen der Anordnung richtet, die größten sind. Die Gestalten des Aeschylus gehn eigentlich alle über Lebensgröße hinaus; man kann sagen, daß er, wie Sophokles die Heroen und Heroinen, die Götter am besten dargestellt habe, und unter diesen zwar die alten, die Titanen, wie Prometheus und die Eumeniden. Jener scheint mir auf dem letzten der zu dieser Tragödie gehörigen Umrisse im größesten Charakter gerathen zu seyn: die unbezwingliche Kraft ist nicht durch übermäßige Schwellung der Muskeln sondern durch ihre Derbheit und scharfe Bezeichnung erreicht. Merkur ist eben nach der letzten vergeblichen Bothschaft weggeflogen, Prometheus erwartet mit drohend herumgewandtem Gesichte das Ungewitter; sein Trotz, der die gespreizten Glieder, ungeachtet der Ketten, gewaltsam aufregt und die Fäuste ballt, wird durch die weiche Trostlosigkeit und Angst der zu seinen Füßen zusammengeschmiegten Oceaniden noch mehr gehoben. Hiezu passen die etwas volleren Formen, welche der Künstler den nackten oder halbbekleideten Nymphen gegeben hat, um ihr Element anzuzeigen, so wie auch ein paar von ihnen auf dem Blatt, wo sie herzustiegen, die Arme fast wie zum Schwimmen bewegen. Die Flügel, die sie haben, ste-

hen zwar beym Aeschylus: warum müssen es aber grade Schmetterlingsflügel seyn? Vielleicht um eigentliche große Fittige zu vermeiden? Die Ankunft des Ocean auf dem Greif nimmt sich so schön und würdig aus, daß man nicht fragt, ob die Absicht des Dichters genau befolgt ist, bey dem das Thier ein vierfüßiger schnellgeflügelter Vogel heißt. Hier ist es als ein Bewohner der See mit Flossen gebildet, die Klauen an den Tatzen, wovon die eine zum Fortschreiten durch die Luft gehoben, die andre mächtig niedergedrückt ist, sind durch eine Schwimmhaut verbunden, der Hals biegt sich schwanenartig, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Pferdes. Der Ocean sitzt nachläßig gelehnt auf seinem Rükken, nach Art der Flußgötter, in der Linken das an der Schulter ruhende Ruder, die Füße sind durch den gewundnen Schweif des Thieres gesteckt. — Es ist eine von Flaxmans gewöhnlichen Feinheiten, daß die Gottheiten im Tempel zu Argos, wohin sich die Danaiden geflüchtet, im älteren Styl der Skulptur mit steif geordneten Locken und Flechten abgebildet sind. An den Danaiden als Aegyptierinnen ist durch Physiognomie und Tracht, durch die eckigen Zierrathen und Streifen der Zeuge, durch wunderlich gekräußte oder ganz schlichte Haare, wovon ein starker Streif hinter dem Ohr hinunter vor die Schulter fällt, das Ausländische und Barbarische sehr gut ausgedrückt. Zwar konnte dieß dem Zeichner nicht entgehen: der Dichter hat einen solchen Nachdruck darauf gelegt, daß es ihm vielmehr zum Verdienst anzurechnen ist, wenn er nicht übertrieb. Der König Pelasgus sagt zu den Danaiden, da sie

ihm erklärt haben, ihr Geschlecht stamme aus Argos ab:

> Unglaublich lautets, fremde Jungfraun, meinem Ohr,
> Daß ihr mit uns sollt sprossen aus Argeier Stamm.
> Denn nach dem Ansehn seyd ihr Weibern Libyens
> Vielmehr vergleichbar, keineswegs einheimischen.
> Auch Neilos etwa möchte solch Gewächs erziehn,
> Dergleichen Wesen prägt den Frauenbildungen
> In Kypros Eiland Zeugekraft der Männer auf.
> So sollen Inderinnen auf berittener
> Kameele Rücken weit umherziehn, deren Land
> Angränzend fernhin bey den Aethiopen liegt.
> Den männerlosen starken Amazonen auch,
> Wofern ihr Bogen führtet, möcht' ich euch gar sehr
> Vergleichen. Darum thut mir das belehrend kund,
> Wie eure Herkunft, euer Sam' Argeiisch sey.

Es ist eine von den Stellen, wobey man den kolossalischen Kothurn des Aeschylus lächelnd bewundern kann, der im Tragischen eben so naiv ist, wie Homer im Epos. Ausdruck nud Gegensatz ist vortrefflich auf dem Bilde, wo der Aegyptische Herold eins von den Mädchen bey den Haaren wegschleifen will, und der edle König mit halbgezognem Schwert herbeyeilt und ihm zuruft:

> Du höhnst, Barbar! Hellenen mit zu keckem Muth.

Bey der sonst feurigen und doch einfachen Komposizion vom Schwur der sieben Helden gegen Thebe, hat einmal ein moderner Gebrauch zu fest in der Fantasie des Künstlers gehaftet, als daß er den Irrthum hätte wahrnehmen sollen. Sie stehen nämlich in ihrer Rüstung und mit den Schilden gegen einander, drey an einer,

vier an der andern Seite des geschlachteten Stiers, und halten alle den Daum und die nächsten zwey Finger in die Höhe, welches gewiß nicht die griechische Weise zu schwören war. Nach dem Aeschylus scheint es, als hätten sie beym Schwur die Hand in das Blut des Opferthieres getaucht; sollten Hände erhoben werden, so mußten es wenigstens beyde seyn, wie beym Beten. Auch ist der Dichter offenbar misverstanden, wenn Apollo an dem Zweykampf der Brüder Antheil nimmt, und den Bogen gegen Polynices spannt: dieß soll sich auf v. 806—808 gründen. Die Szenen aus dem Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden sind ganz in dem ernsten Sinne dieser großen tragischen Verkettung gezeichnet. Auf die festliche Rückkehr Agamemnons wirft Cassandra neben ihm auf der Quadrige einen Schatten trüber Ahndung; nachher steht Klytämnestra mit dem Beil als erhabne Verbrecherin unerschüttert hinter der Leiche ihres in das Badegewand verwickelten Gemahls, dem zu beyden Seiten der Chor traurend kniet; da hingegen Orestes den Zoll der Menschlichkeit für seine Gräuelthat bezahlt, und mit Entsetzen flüchtet. Das Ganze krönt die Schlußszene aus den Eumeniden. An der einen Seite sitzen die alten schweigenden Richter auf ihrem Thron; vor ihnen steht Orest, noch in schwermüthiger Stellung; vor diesem Athene und weiter hineinwärts Apollo. Jene redet den Eumeniden gegenüber zu: sie ist die Weisheit und Ueberredung in schöner weiblicher Gestalt, der selbst die Töchter der Nacht nicht widerstehen können, und sich mit gesenkten Fackeln, wie über ihre eignen gemilderten Gesinnungen verwundert,

zum friedlichen Abzuge anschicken. — Aus den Persern ist kein einziger von den auf dem Theater vorkommenden Auftritten behandelt; die Gegenstände sind: ein Traumgesicht der Atossa, ein Gefecht, wo Persische Krieger von einem Berge herabgestürzt werden, und die gebeugte und knieende Asia mit den zerbrochnen Insignien ihrer Herrlichkeit. Sonst sind noch auf verschiednen Blättern zu den andern Tragödien bloße dichterische Bilder und Anspielungen, wie beym Dante, zu pittoresken Fantasien entfaltet.

Wenn man andre Dichter des Alterthums auf ähnliche Weise mit Zeichnungen begleiten wollte, so würden besonders Pindars Oden unübersehlich viele Veranlassungen zu der zuletzt erwähnten Gattung geben; doch kommen ja auch viele ausführlich erzählte Mythen und Geschichten bey ihm vor. Dann ist Sophokles und Euripides noch unberührt, und der göttliche Aristophanes, für den mit genialisch entworfnen Bildern eine ganz neue Epoche des Verständnisses angehen würde. Die Vasengemählde, die eine Menge komische Maskenfiguren enthalten, würden hiezu wiederum ein wesentliches Studium seyn. Ohne noch zu den späteren Dichtern der Griechen und zu den Römern herabzusteigen, welch ein unermeßliches Feld für den Künstler, der sich berufen fühlte, mit Flaxman zu wetteifern! Auch in den von ihm geschmückten Gedichten ist noch etwas mehr als Nachlese zu halten: ich will hier nur als Beyspiel erinnern daß unter den Umrissen zur Ilias der berühmte Abschied der Andromache vom Hektor fehlt.

Indem ich lebhaft wünsche, daß uns bald ein Deutscher Künstler mit eben so schönen Einladungen zum Genuß der alten Poesie beschenken möge, und mich freuen würde, wenn dieser Aufsatz etwas beytrüge die Aufmerksamkeit dahin zu lenken, kann ich nicht vergessen, daß die Dichter auch das ihrige thun müssen, ihre Vorbilder bey uns einheimisch zu machen, und daß unter andern, bey allen Fortschritten in diesem Fache, poetische Uebersetzungen, woraus der Deutsche Leser die sämmtlichen Dramatiker der Griechen und den Pindar nach Würden könnte schätzen lernen, zu den Aufgaben gehören, die immer noch ihren Meister suchen.

III.

Der rasende Roland.

Eilfter Gesang.

Angabe des Zusammenhanges.

Roland, der überall die entflohene Angelica aufsucht, wird an der Gränze der Normandie zu einer Unternehmung gegen die jenseits Irland gelegene Insel Ebude aufgefodert, wo täglich Mädchen und Frauen, die von Korsaren gefangen und gekauft sind, einem Seeungeheuer zur Speise überliefert werden. Er nimmt es um so eher auf sich, weil er seine Geliebte dort vielleicht zu finden und zu erretten hofft. Widrige Winde nöthigen ihn in die Mündung der Schelde einzulaufen, wo ihm Olimpia, Tochter eines Grafen von Holland, ihre Geschichte erzählt und ihn um Hülfe bittet. Der König der Friesen Cimosco hat sie zwingen wollen seinen Sohn zu heirathen; da sie es aus Treue gegen ihren abwesenden Geliebten, den Herzog von Seeland Biren, verweigert, bekriegt er ihren Vater, bringt ihn und ihre Brüder um, durch Hülfe eines Feuergewehres welches er besitzt, und beraubt sie

ihres ganzen Erbtheils. Sie fügt sich scheinbar in die Verbindung mit seinem Sohn, läßt ihn aber beym Eintritt in die Brautkammer ermorden, und rettet sich durch die Flucht. Unterdessen wird Biren, der eine Macht zu Olimpia's Beystande ausgerüstet hat, gefangen genommen, und der Friesenkönig droht ihn hinzurichten, wenn sich Olimpia nicht vor Verlauf einer gewissen Zeit freiwillig in seine Gewalt begiebt. Hiezu ist sie auch entschlossen, nur bittet sie Roland, auf Erfüllung des Vertrages, daß nämlich Biren dagegen befreyt werde, zu dringen. Roland erlegt den Cimosco, befreyt den Biren, setzt ihn und Olimpia in ihre Besitzungen wieder ein, und verlangt von der ganzen Beute nur das Feuergewehr, welches er in den Grund des Meeres versenkt, damit sich die noch unbekannte Erfindung nicht weiter verbreite. Hierauf schifft er sich wieder nach der Insel Ebude ein. Olimpia vermählt sich mit Biren, auf der Rückfahrt von Holland nach Seeland werden sie von widrigen Winden abwärts getrieben, und landen an einer wüsten Insel, wo Biren, der schon eine neue Leidenschaft für die Tochter des Friesenkönigs gefaßt hat, die schlafende Olimpia verläßt. — Rüdiger hat sich mit Hülfe eines Ringes, den ihm seine geliebte Bradamante durch Melissen zugeschickt, aus Alcinens Zauberpalast gerettet, und ist in Logistillens Reiche aufgenommen worden, die ihn den Hippogryphen zähmen lehrt. Bey seinen Irrfahrten durch die Luft findet er sich zufällig über Ebude, als grade die von Seeräubern entführte Angelica nackt an einen Felsen gebunden ist, um von dem Ungeheuer verschlungen zu werden. Er bekämpft es aus der Luft mit seiner Lanze, da er aber die Haut des Seethiers undurchdringlich findet, und durch das emporgespritzte Wasser in Gefahr geräth, entblößt er seinen verzauberten diamantnen Schild, der es blendet und betäubt. Vorher hat er der Angelica seinen Ring an den Finger gesteckt, damit er den Zauber nicht unwirksam mache, und

auch, um sie nicht zugleich mit zu blenden. Während das Seethier erstarrt daliegt, entfesselt er Angelica, nimmt sie auf den Hippogryphen und läßt sich an der äußersten Spitze von Bretagne mit ihr in einem Gehölze nieder, wo wir ihn zu Anfange des eilften Gesanges finden.

1.

Wiewohl ein muthig Roß zurück sich wenden
In vollem Lauf vom schwachen Zügel läßt,
Hält die Vernunft doch selten in den Händen
Den Zaum der wüthenden Begierden fest,
Wenn des Vergnügens Reize sie verblenden;
So wie der Bär den Honig nicht verläßt,
Wenn der Geruch ihm in der Nase steckt,
Wenn er ein Tröpfchen am Gefäß geleckt.

2.

Was könnte wohl den wackern Rüd'ger zähmen,
Nicht alles, was die Sinne nur verlangen,
Der reizenden Angelica zu nehmen,
Die nackt mit ihm im stillen Busch befangen?
Um Bradamante wird er sich nicht grämen,
An der sein Herz so innig sonst gehangen.
Und ist sie auch in seinem Sinn geblieben,
Er wär ein Thor, nicht diese auch zu lieben;

3.

Bey der nicht besser seiner Keuschheit Größe
Xenokrates bewiesen hätt' als er.
Er sucht in Eil, wie er die Rüstung löse,
Schon abgeworfen hat er Schild und Speer:
Als sie, die Augen schamhaft auf die Blöße
Des holden Leibes senkend, ungefähr
Den kostbarn Ring am Finger sich erblickte,
Den in Albracca ihr Brunell entrückte.

4.

Dies ist der Ring, womit sie auf sich machte
Nach Frankreich, als sie dort zuerst erschien
Mit ihrem Bruder, der die Lanze brachte,
Die dann Astolf geführt, der Paladin;
Womit sie alle Zaubereyn verlachte
Des Malegys, am Steine des Merlin,
Und Roland eines Tags und andre Leute
Aus Dragontinens Sklaverey befreyte;

5.

Womit sie unsichtbar dem Thurm entsprungen,
In den ein böser Alter sie gebannt.
Doch warum zähl' ich auf, was ihm gelungen?
Euch sind die Wunder ja wie mir bekannt.
Brunell war selbst bis in ihr Schloß gedrungen
Ihn ihr zu stehlen für den Agramant.
Seit dem war stets das Glück ihr ungewogen,
Bis es zuletzt sie um ihr Reich betrogen.

6.

Da sie ihn, wie gesagt, am Finger schaut,
Ist sie so voll von Staunen und Vergnügen,
Daß sie der Hand, dem Auge kaum vertraut,
Und sorgt, daß eitle Träume sie betrügen.
Sie zieht ihn ab, nimmt leis' und ohne Laut
Ihn in den Mund, und schnell, wie Blitze fliegen,
Ist sie den Augen Rüdigers versteckt,
So wie die Sonne, wenn sie Nebel deckt.

7.

Nach allen Seiten sieht sich Rüd'ger um,
Und macht im Kreise, wie ein Toller, Sprünge.
Allein er bleibt vor Scham und Aerger stumm,
Sobald ihm etwas einfällt von dem Ringe,
Flucht dann auf sich, und schilt sich blind und dumm,
Daß er gefallen sey in diese Schlinge.
Er klagt der Schönen schwarzen Undank an,
Die ihm, zum Lohn der Rettung, dieß gethan.

8.

O undankbares Mädchen! konnt' ich glauben,
So sagt er, daß ich dieß verdient um dich?
Was willst du doch den Ring mir lieber rauben,
Als zum Geschenk von mir ihn haben? Sprich!
Gern will ich alles deinem Wunsch erlauben,
Nimm meinen Schild, mein Flügelroß, und mich.
Nur daß du mir dein holdes Antliz zeigest!
Ich weiß, du hörst, Grausame, und du schweigest.

9.

Der Born wird häufig rings von ihm umgangen,
Und wie ein Blinder tappt er, weil er ruft.
Wie oft, indem er wähnt, sie zu umfangen,
Greift er mit seinen Armen leere Luft.
Sie ist indeß schon weit davon gegangen,
Und ruht sich erst bey einer Felsengruft,
Geräumig, tief in einen Berg gegründet,
Wo sie an Nahrung ihr Bedürfniß findet.

10.

Ein alter Hirt, der eine große Heerde
Von Stuten hat, pflegt hier sich einzustellen.
Im Thale irrend weideten die Pferde
Das zarte Gras am Rande frischer Quellen,
Und sengte dann des Mittags Glut die Erde,
So wurden sie rings um die Höhl' in Ställen
Davor bewahrt: hier weilt Angelica
Den ganzen Tag, derweil sie niemand sah.

11.

Am Abend glaubt sie neugestärkt zu seyn,
Ihr scheint nicht nöthig, hier zu übernachten.
Sie wickelt sich in grobe Tücher ein,
Allzu verschieden von den heitern Trachten,
Die sonst von allen Farben, zart und fein,
Die Dienerinnen ihr zum Schmuck erdachten.
Und doch, die niedre Hüll' um ihren Leib,
Erscheint sie als ein schön und edles Weib.

12.

Wer Amaryllis preiset und Neären
Und Galaten, die flücht'ge, schweige still:
Denn keine war so schön, ich will's bewähren;
Ihr müßt verzeihen, Thyrsis und Myrtill!
Die Schöne wählt nun aus der Schaar der Mähren
Sich eine aus, die sie am liebsten will.
Es steigen jetzt Gedanken in ihr auf,
Nach Morgenland zu lenken ihren Lauf.

13.

Doch Rüdiger, der nichts hat unterlassen,
Und lang' umsonst gehofft, sie zu erbitten,
Muß endlich ins Unmögliche sich fassen,
Und merkt, sie sey schon fern von seinen Tritten.
Er geht dahin, wo er sein Pferd gelassen,
Für Himmel und für Erde gleich beritten;
Und findet, daß es, nach zerrißnem Zügel,
Sich in die Luft erhebt auf freyem Flügel.

14.

Es war ein großer Zuwachs seiner Schmerzen,
Daß er nunmehr den Greifen auch vermißt.
Zur Qual gereichts nicht minder seinem Herzen
Als die an ihm gelungne Weiberlist.
Allein am wenigsten kann er verschmerzen,
Daß ihm der theure Ring verlohren ist,
So sehr nicht um die Kräfte, die drin leben,
Als weil sein Fräulein ihm dieß Pfand gegeben.

15.

Er legt den Harnisch, deß er sich entladen,
Unmuthig an, den Schild dann auf den Rücken.
So wendet er sich von des Meers Gestaden
Zu einem weiten Thal, das Wälder schmücken,
Und forschet immer nach gebahnten Pfaden,
Wo er in schatt'ger Nacht sie kann erblicken.
Er ging nicht weit noch, als im dicksten Wald
Zur rechten ihm ein laut Getös' erschallt.

16.

Er hört Getöse und ein furchtbar Klirren
Geschlagner Waffen, eilt dahin zu gehn
Durch Sträuche, die er mühsam muß entwirren,
Und findet zwey im engen Raum sich drehn,
Die sich durch nichts im Kampfe lassen irren,
Und heiß erbittert sich aufs Leben gehn.
Der Ein' ein Riese, wild wie ein Gewitter,
Der andre ist ein wackrer kühner Ritter.

17.

Und dieser schirmet mit dem Schild und Schwert,
Nach allen Seiten springend, sich behende,
Daß nicht auf ihn die Keule niederfährt,
Womit ihm drohn des Riesen beyde Hände,
Und auf dem Platze liegt schon todt sein Pferd.
Hier wartet Rüd'ger, wie der Kampf wohl ende;
Bald neigt sich sein Gemüth, der Wunsch wird rege,
Daß doch der Ritter überwinden möge.

18.

Nicht daß er ihm deswegen Hülf' ertheile.
Er tritt beyseit, zu sehen was geschieht.
Sieh da! der Große traf mit schwerer Keule
Des Kleinern Helm, der sie zu langsam mied.
Der Ritter fällt zu Boden von der Beule;
Der andre, der betäubt ihn liegen sieht,
Entschnallt den Helm, auf ihn herabgebücket,
Und macht, daß Rüd'ger sein Gesicht erblicket.

19.

Er sah das Antliz seiner schönen, süßen,
Geliebtesten Gebietrin Bradamante
Vor sich enthüllt, und wie er in des Riesen
Vom Tod bedrohten Gegner sie erkannte,
So kann kein Pfeil zum Ziele schneller schießen,
Als er auf ihn mit bloßem Degen rannte.
Doch der beut keinem zweyten Kampf den Leib,
Und wirft die Arm' um das ohnmächt'ge Weib.

20.

Er nimmt sie auf, und trägt sie auf dem Nacken,
So wie der Wolf hinweg das Lämmchen trägt,
So wie der Adler in den Klau'n zu packen
Die Taube oder andre Vögel pflegt.
Sogleich ist Rüdiger ihm auf den Hacken:
Kein Heil für ihn, als wenn er sie erjägt.
Allein mit so gewalt'gem Schritt entweichet
Der andre, daß sein Aug' ihn kaum erreichet.

21.

Der eine lief, der andre setzte nach,
Auf einem Pfad, bedeckt von braunen Schatten,
Der, immer sich erweiternd allgemach,
Sie aus dem Walde führt auf offne Matten.
Doch jetzt zum Roland, mehr hievon hernach!
Die Waffe, die dem Friesenfürst zu Statten
Gekommen war, hatt' er in Meeresgründe
Geworfen, daß kein Mensch sie jemals fünde.

22.

Doch wenig half es, denn der alte Sünder,
Der immerdar das Heil der Menschen stört,
Der von dem ird'schen Blitze war Erfinder
Nach dessen Bild, der aus den Wolken fährt,
Ließ nicht zu minderm Fluch für Eva's Kinder,
Als da er mit dem Apfel sie bethört,
Ans Licht sie ziehn durch einen Nekromanten,
In Zeiten, die noch unsre Väter kannten.

23.

Das höllische Geräth, aus jenen Tiefen
Auf hundert Klafter wohl heraufgebannt,
Wo seine Kräfte lange Jahre schliefen,
Ward erst getragen in der Deutschen Land.
Die fingen's an auf manche Art zu prüfen,
Der arge Feind schärft' ihnen den Verstand
Zu unserm Schaden, und so fanden sie
Des Dings Gebrauch zuletzt nach vieler Müh.

24.

Bald ist Italien, Frankreich, allen Reichen
Der Welt, dieß grause Kunststück aufgeschlossen.
Hier muß sich Erz in glüh'nder Ess' erweichen,
Und wird in hohle Formen dann gegossen;
Dort bohrt man Eisen; Namen giebts und Zeichen,
Für tausend neue Arten von Geschossen.
Von Büchsen, Mörsern, hört man mit Erstaunen,
Einfachen bald, bald doppelten Kartaunen.

25.

Feldschlangen, Feuerkatzen, Falkonetten,
Und wie sie sonst die Meister nennen mögen,
Wovor nicht Stahl noch Marmorwände retten:
Sie bahnen sich den Weg mit Donnerschlägen.
Ach, armer Krieger! bring zu Schmiedestätten
All deine Waffen, ja sogar den Degen,
Und schultre die Muskete nur statt dessen,
Sonst, glaub mir, wird kein Sold dir zugemessen.

26.

Wie fandst du je, verbrecherische, schnöde
Erfindung, Raum in eines Menschen Sinn?
Durch dich ist jetzt das Feld des Ruhmes öde,
Durch dich der Waffen schönster Preis dahin.
Daß keiner sich, dem Arm zu traun, entblöde!
Denn Muth und Tapferkeit bringt nicht Gewinn.
Durch dich vollführt Gewandheit, Kühnheit, Stärke,
Nicht auf dem Kampfplatz mehr der Prüfung Werke.

27.

Durch dich erlag schon, und wird noch erliegen
So große Zahl der edlen Herrn und Ritter,
Eh wir das Ende sehn von diesen Kriegen,
Für alle Welt, mehr für Italien bitter.
Drum sagt' ich, und es kann gewiß nicht trügen:
Von allen, die nur säugten ird'sche Mütter,
War dieser gräuelvollen Künste Meister
Der böseste, gehäßigste der Geister.

28.

Und immer glaub' ich, daß ihn Gott verflucht
Zum tiefsten Abgrund in den Höllenreichen,
Wo er, vermaledeyet und verrucht,
An Judas Seele findet seines Gleichen.
Doch folgen wir dem Ritter, welcher sucht
In Eil Ebuda's Eiland zu erreichen,
Wo man die jungen Frauen, schön und zart,
Zur Speise für ein Seeunthier bewahrt.

29.

Allein, je mehr der Ritter Eile heget,
Je minder, scheint es, fragt der Wind darnach.
Ob er sich rechts, ob von der linken reget,
Ob selbst im Rücken: immer ist er schwach,
So daß er kaum das Fahrzeug fortbeweget,
Und unterweilen läßt er gänzlich nach.
Bald müssen sie, von vornen angegriffen,
Umkehren, oder hin und wieder schiffen.

30.

Denn Gottes Wille wars, daß er nicht ehe,
Als Irlands König, käm' an jenen Strand,
Auf daß mit größrer Leichtigkeit geschähe,
Was euch in wenig Blättern wird bekannt.
Da sie sich sahen in der Insel Nähe,
Sprach Roland zum Piloten: Halt hier Stand,
Gieb mir das Boot! Ich will zum Felsen eben
Ohn' anderes Geleit mich hinbegeben.

31.

Und lege mir das stärkste Tau hinein
Den größten Anker, so im Schiff vorhanden.
Du sollst schon sehn, wozu es gut wird seyn,
Wenn ich das Ungeheu'r im Kampf bestanden.
Man warf die Schlupp' ins Meer mit ihm allein,
Und dem Geräth, das sie am besten fanden.
Die Waffen alle, bis auf seinen Degen,
Ließ er zurück; und so der Klipp' entgegen.

32.

Er zieht die Ruder an und kehrt den Rücken
Der Seite zu, wo er zu landen strebt.
So pflegt der Krebs ans Ufer anzurücken
Wenn er sich aus der salzen Tiefe hebt.
Es war die Stunde, wo vor Phöbus Blicken
Aurora schön in goldnen Haaren schwebt,
Der halb sich zeigend schon, und halb verstecket
Die Eifersucht des alten Titon wecket.

33.

Er naht dem nackten Fels bis auf die Weite,
Die wohl ein Stein durchfliegt aus rascher Hand.
Ihn dünkt, daß in sein Ohr ein Stöhnen gleite,
Allein so schwach, er hätt' es kaum erkannt.
Er wendet nun sich ganz zur linken Seite,
Und sieht, den Blick gerichtet auf den Strand,
An einen Stamm gebunden, unverhohlen
Ein nacktes Weib, vom Meer bespült die Sohlen.

34.

Noch kann er, wer sie sey, sich nicht enthüllen,
Denn sie ist fern und senkt ihr Antlitz nieder;
Sie zu erkennen, reizt ihn Wunsch und Willen,
Er rudert hin und rühret frisch die Glieder.
Allein er hört indeß die Küste brüllen,
Die Wälder und die Höhlen hallen wieder,
Die Wogen schwellen: seht das Unthier kommen!
Die See verbergend, kommt es angeschwommen.

35.

Wie von Gewittern schwanger und von Güssen
Die Wolke steigt aus dunklem, feuchtem Thal;
Sie deckt die Welt mit nächt'gen Finsternissen,
Und zu erlöschen scheint des Tages Strahl:
So schwimmt das Seethier, und dem Blick entrissen
Wird von der Last die See mit Einem Mahl.
Die Wogen brausen: Roland schaut, der kühne,
Gefaßt es an, ihm wankt noch Herz noch Miene.

36.

Besonnen achtet er auf alle Sachen,
Und regt sich schnell, was er beschließt, zu thun.
Zugleich das Fräulein vor dem Meeresdrachen
Zu schirmen und zu kämpfen, wirft er nun
Sich zwischen ihn und sie mit seinem Nachen;
Er läßt sein Schwert still in der Scheide ruhn,
Nimmt bey dem Tau das Anker in die Hand,
Und hält mit großer Brust dem Unthier Stand.

37.

Kaum naht der Kraken sich mit großen Schwüngen,
Und nimmt im Kahn ihn wahr auf wenig Schritte,
So öffnet er den Rachen zum Verschlingen,
Daß wohl ein Mann zu Pferd hinein da ritte.
Doch Roland eilt, ihm in den Schlund zu dringen
Mit seinem Anker, und (bemerkt, ich bitte!)
Auch mit dem Boot; und läßt des Ankers Zacken
Den Gaumen und die weiche Zunge packen.

38.

So daß die furchtbarn Kiefern, ausgereckt,
Sich weder senken noch erheben mögen.
So pflegt der Bergmann, der im Schachte steckt,
Wo er sich Bahn macht, Stützen anzulegen,
Damit ihn nicht ein jäher Sturz bedeckt,
Indeß er forschet nach des Erzes Wegen.
Des Ankers Spitzen trennt ein solcher Raum,
Im Sprung' erreicht die obre Roland kaum.

39.

Sobald die Stütze steht, und er die Pforten
Der Kehle weiß gesichert hinter sich,
Zieht er sein Schwert, und führt bald hier, bald dorten,
In dieser dunklen Höhle Hieb nnd Stich.
Wie man sich wehren kann in festen Orten,
Wenn sich der Feind schon in die Mauern schlich:
So viel kann auch das Ungeheuer machen,
Da es den Ritter trägt in seinem Rachen.

40.

Bald schleudert es vor Schmerz sich auf die Wellen
Und zeigt den Rücken und die schupp'gen Seiten,
Taucht bald den Bauch bis zu den tiefsten Stellen,
Daß Sand und Schlamm sich rings herum verbreiten.
Doch Frankreichs Ritter, da die Wasser schwellen,
So rettet er mit Schwimmen sich bey Zeiten.
Er läßt den Anker sitzen, und ergreifet
Das Tau, das hintennach am Anker schleifet.

41.

Und schwimmt damit in Eil zum Felsenstrande;
Da faßt er Fuß, und zieht den Anker leicht
Zu sich heran, der an des Schlundes Rande
Die Spitzen einbohrt, und nicht wankt noch weicht.
Das Ungeheuer folgt dem hanfnen Bande,
Gezwungen durch die Kraft, der keine gleicht,
Die Kraft, von der Ein Rucken mehr kann helfen,
Als wie ein Krahn zu ziehn vermag in zwölfen.

42.

Gleich einem wilden Stier, der eine Schlinge
Sich fühlt ums Horn geworfen unversehn:
Er kommt nicht los, wie er auch tob' und springe,
Mit Wälzen, Aufstehn und im Kreise Drehn;
So schnellt das Seethier sich in tausend Ringe,
Es folgt dem Strick und kann ihm nicht entgehn,
Aus seinem altgewohnten Aufenthalt
Gezogen nun durch jenes Arms Gewalt.

43.

Sein Schlund ergießt so große Ströme Blut,
Daß heut dieß Meer das rothe könnte heißen.
Da schlägt sein Leib mit solcher Macht die Flut,
Ihr sähet sie bis auf den Grund zerreißen;
Den Himmel badend, und der Sonne Glut
Verbergend, dann zerstäubt empor sie schmeißen.
Das Tosen hallet wieder in den Lüften,
Von Berg und Wald und ferner Ufer Klüften.

44.

Der alte Proteus kommt aus seiner Grotte
Bey dem Geräusch hervor, und da er sieht
Wie Roland furchtbar haust, und als zum Spotte
Den riesenhaften Fisch ans Ufer zieht,
Erschrickt er, daß er die zerstreute Rotte
Vergessend, durch den Ocean entflieht.
Der Aufruhr mehrt sich: die Delfin' am Wagen,
Will selbst Neptun zum Mohrenlande jagen.

45.

Die Nereiden, mit zerstreuten Haaren,
Und Ino, weinend auf dem Arm den Sohn,
Tritonen, Glauken, und die andern Schaaren,
Sie wußten nicht, betäubt, wohin sie flohn.
Doch Roland kann nun seine Kräfte sparen,
Ermattet ist das grause Seethier schon,
Und eh es auf dem Sand noch angekommen,
Hat Qual und Noth das Leben ihm genommen.

46.

Vom Eiland hatten sich nicht wenig Leute
Hinzugedrängt, zu schaun die seltne Schlacht,
Von denen, weil verletzter Wahn sie reute,
Das heil'ge Werk für Frevel ward geacht't.
Sie sagten, daß es neues Unglück deute,
Daß Proteus Grimm, noch ärger angefacht,
Verbreiten auf dem Land die Meeresheerde,
Und ganz den alten Krieg erneuern werde.

47.

Und besser sey es, Gnade zu erflehen
Von dem erzürnten Gott, eh sie es büßen;
Das könne nur durch Rolands Tod geschehen,
Wenn sie zu Proteus Sühn' ins Meer ihn stießen.
So wie von Brand zu Brand die Flammen wehen,
Und bald sich über eine Fläch' ergießen:
So stürmt die Wuth aus Einer Brust in alle,
Daß Roland in die Flut als Opfer falle.

48.

Der waffnet sich mit Schleuder, der mit Bogen,
Mit Lanz' und Degen ist ein Andrer da.
Sie greifen ihn, zum Strand hinabgezogen,
Von allen Seiten an, und fern und nah.
Der Ritter sieht unglaublich sich betrogen,
Da ihm so undankbare Schmach geschah;
Der Tod des Kraken wird an ihm gerochen,
Wovon er Lohn und Ehre sich versprochen.

49.

Allein so wie, gezogen auf die Märkte
Von Russen oder Pohlen, wohl der Bär
Die Hündchen, deren Muth die Zahl verstärkte,
Ganz ohne Furcht läßt klaffen um sich her,
Und thut nur nicht, als ob er sie bemerkte:
So fürchtet auch der Ritter sich nicht sehr
Vor dem Gesindel, weil er ihre Mengen
Mit Einem Hauch kann aus einander sprengen.

50.

Wie er sich dreht und Durindana zückt,
Sind sie behend, sich aus dem Weg zu raffen.
Es hatte sich das tolle Volk berückt,
Als würd' er wenig Händel ihnen schaffen,
Weil seine Schultern nicht der Harnisch drückt,
Kein Schild am Arm, noch irgend andre Waffen.
Daß seine Haut so hart wie Diamant
Von Kopf zu Fuß, war ihnen nicht bekannt.

51.

Was Andre nicht am Roland können üben,
Ist ihm darum an ihnen nicht verwehrt.
Er tödtet dreyßig mit ein Dutzend Hieben;
Verrechn' ich mich, so ists der Müh nicht werth.
Bald hat er sie vom Strande rings vertrieben,
Die Frau zu lösen, schon sich hingekehrt,
Als neuer Aufruhr und ein neues Toben
Von einer andern Seite sich erhoben.

52.

Da die Barbaren hier die ganze Zeit
Beschäftigt wurden von des Ritters Siegen,
So waren die von Irland ohne Streit
An manchem Ort der Insel ausgestiegen.
Und ohn' Erbarmen mußte weit und breit
Vor ihren Streichen alles Volk erliegen.
Sey's Grausamkeit nun, oder strenges Recht,
Sie achteten noch Alter noch Geschlecht.

53.

Die Gegenwehr kann nichts beynah bedeuten,
Der Anfall war zu unversehns genaht,
Die kleine Stadt besetzt von wenig Leuten,
Und diese wen'gen wußten keinen Rath.
Geplündert ward das Gut, der Flamme Beuten
Die Häuser, und das Volk gemäht wie Saat.
Die Mauern machte man dem Boden eben,
Und ließ nicht Eine Seele drinnen leben.

54.

Roland, als ob ihm alles nichts verschlüge,
Geschrey und lautes Toben, Sturz und Brand,
Ging hin zu ihr, die an der Felstenstiege
Dem Seeunthier zum Raub gefesselt stand.
Ihn dünkt, er seh' an ihr bekannte Züge,
Je mehr er naht, je mehr scheint sie bekannt.
Olimpia ists, er hat sich nicht geirrt,
Der solch ein Lohn für ihre Treue wird;

55.

Olimpia, der nach dem erlittnen Harme
Vom Amor, auch das Glück sich grausam wies,
Und sie denselben Tag von einem Schwarme
Seeräuber nach Ebuda führen ließ.
Wie er zum Felsen kehrt, erkennt die Arme
Den Roland auch; doch ihre Blöße hieß
Das Haupt sie senken, und sich nicht entblöden
Ihn anzusehn, geschweig ihn anzureden.

56.

Roland befragt sie, welch ein hart Geschick
Zu dieser Insel sie von dort verschlagen,
Wo er sie ließ, in des Geliebten Blick
Beseligt, mehr als Worte können sagen.
„Ich weiß nicht, Ritter," gab sie ihm zurück,
Soll ich euch danken oder mich beklagen?
Euch danken, daß ihr meinen Tod gewendet?
Beklagen, daß mein Elend heut nicht endet.

57.

Ich muß euch danken, daß ihr mich bewahrt
Vor einem allzuschmählichen Verderben;
Denn allzuschmählich wär die Todesart,
Im eklen Bauch des Ungeheuers sterben:
Doch dank' ichs nicht, daß ihr mein Leben spart,
Weil nur der Tod mir Lindrung kann erwerben.
Ich werd' euch danken, wenn ihr mir ihn gebt,
Der einzig aller Qual mich überhebt.

58.

Dann fährt sie fort mit Jammern zu erzählen,
Wie ihr Gemahl verrätherisch verfahren,
Der ihren Schlaf genutzt, sich wegzustehlen;
Und wie sie dann geraubt sey von Korsaren.
Doch immer trachtend, Stellungen zu wählen,
Die ihre Reize minder offenbaren,
Steht sie gewandt, wie man Dianen mahlt,
Wenn auf Aktäons Stirn sie Wasser strahlt.

59.

Denn sie entflieht dem Blick mit Brust und Leibe,
Und giebt ihm lieber Seit' und Rücken Preis.
Der Ritter schmählt, wo doch sein Schiff nur bleibe,
Weil da sich Kleider finden, wie er weiß,
Zur Hülle dem von ihm gelösten Weibe.
Indeß er dieß bedenkt mit allem Fleiß,
Kommt Obert, Irlands Fürst, dem man entdeckt,
Das Unthier lieg' am Ufer ausgestreckt.

60.

Es sey ein Ritter aus und ein geschwommen,
Ihm einen Anker in den Schlund zu keilen;
Dabey gezogen, sey's herangekommen,
Wie man, den Strom auf, Schiffe zieht mit Seilen.
Obert, der prüfen will, was er vernommen,
Begiebt sich selbst hin, ohne zu verweilen,
Indeß sein Volk mit Feuer und mit Schwert
Ebuda's Eiland überall verheert.

61.

Der Ritter, war er gleich mit Blut befleckt,
Von Näss' entstellt und durch und durch getränket,
Entstellt vom Blut, das ganz ihn überdeckt,
Als er im Schlund des Kraken sich versenket,
Ward von Hiberniens König doch entdeckt,
Zumal, da dieser bey sich selbst schon denket,
Sobald man von dem kühnen Streich ihm sagt,
Roland, kein andrer, habe das gewagt.

62.

Er kannt' ihn wohl, weil er, mit den Infanten
An Frankreichs Hof gepflegt, erst vor dem Jahr,
Nach seines Vaters Tod von Abgesandten
Zum Thron berufen, weggereiset war.
Er wurde drum den wackersten Bekannten,
Den er so oft gesprochen, froh gewahr,
Lief hin, umarmt' ihn, hieß ihn froh willkommen,
Sobald er sich den Helm vom Haupt genommen.

63.

Es zeigte Roland nicht gering're Freude
Den König, als der König ihn zu sehn.
Sie wiederhohlten die Umarmung beyde;
Was Obert noch nicht völlig kann verstehn
Erzählt ihm Roland von Olimpia's Leide:
Wie und von wem Verrath an ihr geschehn.
Biren hat treulos sich der That erkühnet,
Um den sie es am wenigsten verdienet.

64.

Hierauf erzählt er alle die Beweise
Von Liebe, die sie dem Verräther bot:
Wie sie für ihn zur Armen ward, zur Waise,
Ja für ihn gehen wollte in den Tod;
Und daß er sie aus eigner Kenntniß preise,
Ein Zeuge ihrer Treu wie ihrer Noth.
Indeß er sprach, sah man aus ihren hellen
Gesenkten schönen Augen Thränen quellen.

65.

Ihr schönes Antlitz war so anzuschauen,
Wie sich im Frühling wohl der Himmel weist,
Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings der Wolken Flor zerreißt;
Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Im Laube dann den Liederreihn ergeußt,
So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel Amor, sonnt sich an den Blicken.

66.

Und in der schönen Augen Strahl entglühet
Er goldne Pfeil', und löscht sie in der Quelle,
Die sich durch roth' und weiße Blumen ziehet;
So stählend, zielt er dann mit Kraft und Schnelle
Auf jenen Jüngling, der ihm nicht entfliehet,
Ob dreyfach Erz ihm um den Busen schwelle,
Der, weil sein Blick um Aug' und Haar ihr spielet,
Er weiß nicht wie, sein Herz getroffen fühlet.

67.

Olimpia's Reize waren zart gewoben,
Von seltner Art, und nicht die Stirn allein,
Haar, Aug' und Wange, waren schön zu loben,
Der Mund, die Nase, Hals und Schultern; nein,
Von da hinab, wo sich die Brüst' erhoben,
Was vom Gewande pflegt verhüllt zu seyn,
War so erlesen, daß auf weiter Erden
Wohl nichts damit verglichen konnte werden.

68.

Den frischen Schnee an Weiße überwindet,
Das Elfenbein an Glätte, die Gestalt;
Es gleichen ihre Brüstchen, weich geründet,
Der Milch, die schäumend im Gefäß noch wallt,
Und zwischen ihnen ist ein Raum gegründet,
Der sanft sich senkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wie zwischen kleinen Hügeln schatt'ge Thale,
Wo noch der Schnee nicht schmolz vom Frühlingsstrahle.

69.

Die schlanken Seiten, wie ein Spiegel eben
Der reine Leib, und diese weißen Lenden,
Mit Fleiß gebildet schienen sie zu leben
Aus Phidias, ja größrer Meister Händen.
Auch jene Reize muß ich noch erheben,
Die sie umsonst den Blicken will entwenden.
Kurz, von dem Haupt bis zu den Füßen nieder
Enthüllen alle Schönheit ihre Glieder.

70.

Wenn sie der Phryger Hirt auf Ida's Weiden
Gesehen hätte, weiß ich nicht zu sagen,
Ob Venus, übertraf sie gleich die beyden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Vielleicht hätt' ihn, das Gastrecht zu verleiden,
Verbotne Lust nach Sparta nicht verschlagen.
Er hätte wohl gesagt: bleib, Helena,
Beym Menelaus! Ich will diese da.

71.

Und wäre sie in Kroton einst gewesen,
Als Zeuxis jenes Bildniß unternahm
Für Juno's Tempel, als von ihm erlesen
Der schönsten Zahl entkleidet zu ihm kam,
Und er, zu schaffen ein vollkommnes Wesen,
Von dieser eins, von jener andres nahm:
Er durfte nur von ihr allein entlehnen,
Er fand in ihr den Inbegriff der Schönen.

72.

Ich glaube nicht, daß jemals vor Biren
Der holde Leib so nackt sich sehen lassen.
Wie konnt' er sonst die Grausamkeit begehn,
Und in der öden Wildniß sie verlassen?
Obert ist ganz entzündet sie zu sehn,
Sein Busen kann das Feuer nicht mehr fassen.
Er tröstet eifrig sie, und macht ihr Muth,
Aus ihrem Unglück komme noch ein Gut.

73.

Er schwört, er will nach Holland sie begleiten,
Sie wieder einzusetzen in ihr Recht,
Und furchtbar dem Vergeltung zu bereiten,
Der sich des Meineids und Verraths erfrecht.
Mit allen Kräften Irlands will er streiten,
Nicht ruhn noch zögern, bis er sie gerächt.
Er schickt indeß in dieß und jenes Haus
Nach Röcken und nach Frauenkleidern aus.

74.

Es that nicht Noth, daß sie sie weit verschrieben,
Noch aus der Insel, sie zu suchen, gingen,
Weil ihrer täglich von den Frauen blieben,
Die jenes Unthier pflegte zu verschlingen.
In kurzem hat sie Obert aufgetrieben
Von jedem Schnitt, und läßt vor allen Dingen
Olimpia kleiden; doch er findet leider,
Nach Wunsche sie zu schmücken, keine Kleider.

75.

So schöne Seide, Gold, so fein gesponnen,
Hat Florentiner Kunst nie aufgewandt,
So zarte Stickerey ward nie ersonnen,
Und ausgeführt mit Fleiß und mit Verstand,
Daß diese Holde Zier dadurch gewonnen, —
Und wär' es auch ein Werk von Pallas Hand;
Daß es verdiente, Reize zu umhüllen,
Die ihn mit sehnender Erinnrung füllen.

76.

Aus manchen Gründen zeigt der Paladin
Sich über diese Liebe sehr zufrieden;
Denn außer daß die Rache sicher schien,
Die dem Biren vom König war beschieden,
So wurde durch dieß Mittel auch für ihn
Ein schwer und lästig Hinderniß vermieden.
Olimpia's wegen kam er nicht dorthin,
Nur retten wollt' er seine Herrscherin.

77.

Daß sie nicht da sey, war er bald im Klaren,
Doch nicht, ob sie nicht da gewesen war,
Weil auf der Insel all' ermordet waren,
Und keiner blieb von solcher großen Schaar.
Man ging den Tag darauf, zur See zu fahren,
Und alle machten Ein Geschwader zwar.
Der Ritter ging nach Irland mit den Andern,
Es war sein Weg nach Frankreich heimzuwandern.

78.

Doch er verweilt in Irland sich nur wenig,
Kaum einen Tag; kein Bitten hält ihn dort,
Denn Liebe, die ihn treu und unterthänig
Nach seiner Dame sendet, treibt ihn fort.
Er reiset ab, doch er empfiehlt dem König
Olimpien erst, und fordert noch sein Wort.
Es war nicht nöthig, denn er leistet ihr
Aus eignem Antrieb über die Gebühr.

79.

In kurzer Zeit berief er die Vasallen,
Schloß mit dem König Englands den Verein,
Und dem von Schottland auch; und nahm mit allen
Kastellen Holland schnell und Friesland ein,
Bewog dann Seeland, von ihm abzufallen,
Und ließ den Krieg nicht eh geendigt seyn,
Bis er den Tod gegeben dem Verräther;
Zu kleinen Lohn für solcher Thaten Thäter.

80.

Nun ließ sich Obert mit Olimpia trauen,
Statt Gräfin ward sie Königin genannt.
Doch es ist Zeit nach Roland umzuschauen,
Der Tag und Nacht im Meer die Segel spannt,
Bis er sie fallen läßt an schlaffen Tauen,
In jenem Port, der erst ihn ausgesandt.
Er springt auf seinen Brigliador in Waffen,
Und hat nichts mehr mit Wind und Flut zu schaffen.

81.

Ich glaub', er hat den Winter viel verrichtet,
Was nicht verdient, der Welt es zu verhehlen.
Doch weil der Ruf die Dinge nicht berichtet,
So ists nicht meine Schuld, wenn sie hier fehlen;
Denn Roland war stets mehr darauf gerichtet,
Das Tapferste zu thun als zu erzählen.
Nie hat man eine That von ihm erfahren,
Wenn keine Zeugen gegenwärtig waren.

82.

Er streifte still durch mancherley Reviere,
So daß man nichts den Winter von ihm hörte.
Doch als die Sonn' in jenem klugen Thiere,
Das Phryxus ritt, am Himmel sich verklärte,
Und im Geleite lieblicher Zephyre
Der süße Frühling heiter wiederkehrte:
Entfalteten sich Rolands Wunderthaten
Mit jungen Blumen und erneuten Saaten.

83.

Durch Berg und Thal, auf Feldern und auf Wegen,
Irrt' er umher voll Kümmerniß und Gram,
Als er aus kaum betretnen Waldgehegen
Ein lautes Schreyn, ein jammernd Weh vernahm.
Er spornt sein Roß, und faßt den treuen Degen,
Und eilt dahin, woher der Laut ihm kam.
Allein ich will ein andermal euch sagen,
Wenn's euch beliebt, was drauf sich zugetragen.

Nachschrift des Uebersetzers an Ludwig Tieck.

Seyn Sie schönstens begrüßt, lieber Freund, wegen Ihres Uebertritts zu uns, nämlich zu uns poetischen Uebersetzern. Ich treibe dieß Geschäft aus Liebe zur Sache, ja mit einer Art von Leidenschaft, so daß ich immer eine große Freude habe, wenn sich ein wahrer Dichter dazu entschließt. In Ihrem Don Quixote erkenne ich die reiche Zierlichkeit, die wohlklingende und gerundete Umständlichkeit der Castilianischen Prosa; in den Liedern und Sonetten glaube ich Laute jener süßen südlichen Poesie zu vernehmen, deren geistiger Geist und sinnreich zarte Gefühle uns noch so fremde sind. Ihre Arbeit hat uns einige schöne Abende verschafft, möchte Sie dagegen der übersetzte Gesang aus dem rasenden Roland, den Sie hiebey empfangen, auch ein wenig ergötzen. Wie mich überhaupt eine zufällige Veranlassung gerade jetzt zu diesem Gedichte führte, so kam ich auch durch Zufall an diesen Gesang: aber es fand sich, daß ich ihn zu einem Probeversuche recht glücklich herausgegriffen hatte. Toll genug ist er gewiß, und auchgescheidt genug, wie ich denke, und ich stieß dabei auf Schwierigkeiten verschiedener Art. Dann liegt er auch nicht gleich am Eingange jener schönen Wildniß, der schon zu einem abgenutzten Spaziergange geworden ist: W e r t h e s ist nicht bis dahin gelangt, außerdem sind, so viel ich weiß, nur mit dem ersten Gesange Versuche einer gereimten Uebersetzung gemacht, die aber schon an dem Scheidewege,

wo Rinaldo und Ferrau sich trennen, ins Stecken zu gerathen pflegen, weil ihnen die Muse des Romanzo, wie die fliehende Angelica, zu behende voraus ist.

Lassen Sie mich doch Ihr Urtheil wissen, auch über die metrische Behandlung. In ottave rime, und zwar in wirklichen, nicht in solchen, die man nur so zu nennen beliebt, muß der Ariost übersetzt werden oder gar nicht, von dieser Bedingung kann, glaube ich, kein Ablaß Statt finden. Dieß Sylbenmaß, dessen Schwierigkeiten vor nicht gar langer Zeit in unsrer Sprache für unüberwindlich gehalten oder ausgegeben wurden, ist nun schon häufig bearbeitet, ja das schwerste versifizirt sich so leicht, wenn man mit Phrasen zufrieden seyn will, daß eigentlich eine Ueberschwemmung davon zu fürchten ist, die Leerheit mancher Gedichte hat auch den Wohlklang der Stanzen zu einem angenehmen Gedudel herabgesetzt. Die Italiänische Oktave hat durch den Wellengang der Verse und die Verflößung der anfangenden und schließenden Vokale der Wörter in einander an Mannichfaltigkeit unstreitig viel vor der unsrigen voraus. Ich glaubte daher mich nicht auf die üblich gewordene Form der letzten (nämlich daß von den verschlungnen dreifachen Reimen die weiblichen vorangehen und die männlichen folgen, und daß die Schlußreime weiblich sind) einschränken zu dürfen, sondern habe mir in Ansehung des Gebrauchs und der Anordnung der männlichen und weiblichen Reime gar keine Regel vorgeschrieben, bald diese bald jene vorangesetzt, auch mit männlichen geschlossen, und dann wieder ganze Strophen mit weiblichen Endungen gemacht. Die Hauptsache ist, daß

das Ohr gleich vom Anfange an den Wechsel gewöhnt wird; er muß also immerfort angebracht werden, weil eine lange gleichförmige Reihe die Erwartung und Foderung ihrer Fortdauer hervorbringt. Für diese Freiheit läßt sich selbst das Vorbild der Italiänischen Dichter anführen: mit den männlichen Reimen machen sie sich zwar eben nichts zu thun, aber sie mischen nach Belieben, wiewohl selten, die sogenannten sdrucciole ein.

Artig ist es doch, daß Sie mir gerade, während ich mich mit diesem Versuche unterhielt, eine vorläufige Protestazion gegen alle etwanigen Uebersetzungen des Ariost zuschicken mußten. Sie findet sich in dem Gerichte, welches über Don Quixote's Bibliothek von Ritterbüchern gehalten wird. „Wenn ich den Lodovico Ariosto antreffe," sagt der Pfarrer, „und er redet nicht seine Landessprache, so werde ich nicht die mindeste Achtung gegen ihn behalten, redet er aber seine eigenthümliche Mundart, so sey ihm alle Hochachtung;" und hernach: „wir hätten es gern dem Herrn Capitän erlassen, ihn ins Spanische zu übersetzen und zum Castilianer zu machen." Wenn Ariost nicht einmal in eine so verwandte Mundart übertragen werden konnte, ohne „seine eigentliche Trefflichkeit einzubüßen": in welcher Sprache dürfte man denn ein besseres Gelingen hoffen? Zu meinem Trost hat der unvergleichliche Cervantes Ihnen gleichfalls verboten, seine Dichtung zu verdeutschen; er versichert, „daß eben das allen begegnen werde, die Poesien in eine andere Sprache übersetzen wollen, denn bey allem Fleiße und Geschicklichkeit, die sie anwenden und besitzen, wird der Dichter nie so wie in seiner ersten Gestalt erscheinen

können." An einer andern Stelle vergleicht er sie mit „Brüsselschen Tapeten an der verkehrten Seite, wo die Figuren noch kenntlich, aber durch die zusammenlaufenden Faden sehr entstellt sind."

Leider gilt dieß wirklich von den meisten Uebersetzungen von Gedichten, wie sie von jeher in der Welt gänge und gebe gewesen sind. Cervantes hätte Recht gehabt, sich die meisten bisherigen Uebersetzungen seines Don Quixote zu verbitten, namentlich die neuern Französischen und die daher abgeleiteten (die Engländer besitzen, so viel ich weiß, bis jetzt noch keine andere) welche bloß den prosaischen Bestandtheil der Satire übrig lassen, die dichterische Ausführung aber, die reizende und zuweilen erhabene Zusammenstellung der Parodie auf die veraltete Abentheuerlichkeit der ritterlichen Romanzi mit eingewebten romantischen Dichtungen in einem ausgebildeteren Geiste größtentheils zerstören. Der Sinn für diese Dinge erwacht auch erst allmählig wieder, vor zwanzig Jahren konnte man ja in Deutschland nicht hoffen, daß dies Meisterwerk in seiner ursprünglichen vollständigen Gestalt gefallen würde, und wer weiß wie vielen es noch jetzt ein Aergerniß und eine Thorheit ist. Ich möchte es wenigstens fürs erste noch nicht wagen den Decamerone des Boccaccio ganz wie er ist, mit den blumigen Einfassungen seiner Bilder und ihrer allerliebst geschwätzigen Ausführlichkeit zu geben. Wenige Leser möchten sich zu dem Standpunkte erheben, das Ganze wie ein Konzert von Geschichten, wie eine poetische Komposizion aus prosaischen Bestandtheilen zu betrachten. — Nur die vielseitige Empfänglichkeit für fremde Nazional-

poesie, die wo möglich bis zur Universaltät gedeihen soll, macht die Fortschritte im treuen Nachbilden von Gedichten möglich. Ich glaube man ist auf dem Wege, die wahre poetische Uebersetzungskunst zu erfinden; dieser Ruhm war den Deutschen vorbehalten. Es ist seit kurzem hierin so viel und mancherley geschehen, daß vielleicht schon Beyspiele genug vorhanden sind, um an ihnen nach der Verschiedenheit der möglichen Aufgaben das richtige Verfahren auf Grundsätze zurückzuführen; und ich will Ihnen nur gestehen, ich gehe mit einem solchen Versuche um. Freylich wäre mit der bloßen Theorie wenig geholfen, wenn man nicht die Kunst selber besitzt, ich arbeite daher, mir diese zu erwerben, und Sie müssen den überschickten Gesang als eines meiner vielen Studien dazu betrachten. Meine Absicht ist, alles in seiner Form und Eigenthümlichkeit poetisch übersetzen zu können, es mag Namen haben wie es will: antikes und modernes, klassische Kunstwerke und nazionale Naturprodukte. Ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht in Ihr Castilianisches Gehege komme, ja ich möchte Gelegenheit haben, die Samskrit und andere orientalische Sprachen lebendig zu erlernen, um den Hauch und Ton ihrer Gesänge wo möglich zu erhaschen. Der Entschluß wäre heroisch zu nennen, wenn er willkührlich wäre: aber leider kann ich meines Nächsten Poesie nicht ansehen, ohne ihrer zu begehren in meinem Herzen, und bin also in einem beständigen poetischen Ehebruche begriffen.

Was mich nur verdrießt, ist, daß man bey Anerkennung unserer Fortschritte in diesem Fache unsrer vortrefflichen Sprache alles Verdienst davon zueignen will.

Ich habe sonst wohl mit eingestimmt, aber ich bin überzeugt, die Sprache thäte es nicht ohne den Willen, den Eifer und den Sinn derer, die sie gebrauchen. Wie lange Zeit haben auch die Deutschen eben so dürftig manierirt übersetzt, wie die Franzosen nur immer thun können! Sehen Sie nur die gegen die Mitte dieses Jahrhunderts erschienenen Dollmetschungen von Französischen Tragödien, vom Tasso und aus den Alten, alle gleichermaßen in Alexandrinern. Mir scheint, unser wesentlicher Vorzug ist nur, von unausrottbaren grammatischen und prosodischen Vorurtheilen frey zu seyn und zu rechter Zeit eingelenkt zu haben. Wären wir nicht jetzt durch die ängstliche Gebundenheit der Wortfolge geplagt, wenn die Sache nicht durch Klopstock zuerst eine andere Wendung genommen hätte? — Zu Ronsards Zeiten konnte man sich im Französischen noch zur Nachbildung eines Dante oder Petrarca erheben; jetzt ist das vorbey. Eben so erscheinen die älteren Römischen Dichter, bis auf den Catull herunter etwa, mit großer Wahrheit Griechische Poesien übertragen zu haben, sie machten sogar die dem Geist der Lateinischen Sprache widersprechenden zusammengesetzten Beywörter nach. Späterhin, sobald sich ein gewisser akademischer Begriff von Korrektheit und Politur festgesetzt hatte, verlor sich diese Fähigkeit. Daß es uns nicht auch einmal so geht, wie es schon öfter nahe daran zu seyn schien! Die Sprache der Römer konnte nur durch unsägliche Mühe und Gewalt für die Poesie urbar gemacht werden, und so hat auch bey uns die Undankbarkeit des Bodens zu einer mühsameren Cultur genöthigt. Unsre Sprache

ist halsstarrig: wir sind desto biegsamer; sie ist hart und rauh: wir thun alles für die Wahl milder gefälliger Töne; wir verstehen uns sogar im Nothfalle zu Wortspielen, einer Sache, wozu die Deutsche Sprache am allerungeschicktesten ist, weil sie immer nur arbeiten, niemals spielen will. Wo sind denn nun die gepriesenen Wundervorzüge, die unsere Sprache an sich, zur einzig berufnen Dollmetscherin aller übrigen machen sollen? Ein Wörterreichthum, der gar nicht so überschwenglich ist, daß er nicht beim Uebersetzen oft Armuth sollte fühlen lassen; die Fähigkeit zusammenzusetzen, und hie und da neu abzuleiten; eine etwas freyere Wortstellung, als in einigen andern modernen Sprachen gilt, und endlich metrische Bildsamkeit. Mit dieser geht es ganz natürlich zu, da unsre Poesie von der Zeit der Provenzalen an meist immer fremden Mustern gefolgt ist. Daß die gelungene Einführung der alten Sylbenmaße (wie eingeschränkt und mangelhaft ihre Nachahmung auch noch ist), vielmehr dem Eifer und Sinn dafür, und den Bemühungen einzelner Dichter, als dem Bau der Sprache selbst zugeschrieben werden muß, habe ich an einem andern Orte gezeigt. In Ansehung der modernen Versarten war seit Opiz alles nach Französischen und Holländischen Regeln gemodelt; erst allmählig und nach vielem Widerstande hat man Englische und Italiänische Weise darin aufgenommen. Ich weiß noch, daß mich korrekte Kunstrichter sehr getadelt haben, weil ich in einigen Sonetten nach dem Petrarca, von denen übrigens nicht mehr die Rede seyn kann, lauter weibliche Reime gebraucht hatte. Jetzt wird uns niemand mehr dieß Recht streitig machen,

oder wir kümmern uns auch nicht darum. Und wie unbedeutend ist die Annäherung gegen diese charakteristischen Eigenheiten des Italiänischen Verses, die ich nur zum Theil oben beschrieb, und die wir schlechterdings nicht erreichen können! — Endlich wird niemand, der in diesem Fache Erfahrungen gemacht hat, behaupten, die Sprache lasse es einem durch Gefügigkeit und Ueberfluß an metrischen Mitteln und Freyheiten leicht werden. Die Armuth an Reimen ist unter andern von der Art, daß sie einem Uebersetzer des rasenden Roland, der nicht eher loskommen sollte als bis er fertig wäre, Flüche und Verwünschungen abdringen könnte, wie die Verdammten sie ausstoßen.

Um nicht in diese tragische Lage zu gerathen, erkläre ich ausdrücklich, daß mich der Einfall mit diesem Gesange zu nichts weiter verpflichten soll. Ich bin jetzt gar nicht gesonnen, diese Bravurarie mit ihren sechs und vierzig Variazionen zu Ende zu singen. Vielleicht kehre ich bey grauen Haaren einmal zum Ariost zurück, er ist recht dazu gemacht die frostigen Jahre zu erwärmen: und wenn ich dann jährlich einen Gesang fertige, so kann ich es zu einem ehrwürdigen Alter bringen. Leben Sie indessen wohl, grüßen Sie den Sternbald, den ich von Rom glücklich nach seiner Heimath zurückgeführt zu sehen wünsche, und fahren Sie fort in Ihrer Mühle des guten Geschmacks von unsern Schriftstellern besonders die nur beliebten zu walken.

IV.

Notizen.

Vortreffliche Werke pflegen sich selbst zu charakterisiren und in dieser Rücksicht ist es überflüßig, wenn ein anderer dasselbe Geschäft noch einmal verrichtet, was der Autor ohne Zweifel schon gethan haben wird. Ist eine solche Charakteristik indessen, wie sie es immer seyn sollte, ein Kunstwerk, so ist ihr Daseyn zwar nichts weniger als überflüßig, aber sie steht ganz für sich, und ist so unabhängig von der charakterisirten Schrift, wie diese selbst von der in ihr behandelten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann geschickter seyn, denen, die schon eingeweiht sind, einen noch tieferen Blick in den unerschöpflichen Geist eines originellen Gedichts oder einer reellen Philosophie zu geben, als völligen Layen die erste Bekanntschaft mit solchen Mysterien zu verschaffen. Daher wird auch diese höhere Kritik mehr das anerkannt Classische, sey es noch so alt, zum Anlaß und Gegen-

stand ihrer Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die am literarischen Horizonte erscheint, aufmerksam beobachten, und das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieses letztere ist es eigentlich, was eine litterarische Zeitung vorzüglich leisten sollte, damit der Leser, welcher mit Auswahl zu seiner eigenen Bildung lesen will, von allem was ihm interessant seyn muß, früh genug Nachricht erhielte. Nicht bloß eine Nachricht, daß so etwas da sey, sondern eine Auseinandersetzung, was es eigentlich sey; alles mit steter Rücksicht auf ihn, auf seine Bildung und auf die Mißverständnisse, deren Möglichkeit man bey ihm voraussetzen darf, in einer allgemein verständlichen Sprache klar und kurz. Aber freylich ist die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem Standpunkt, der noch nicht populär ist, betrachtet seyn will, so muß dieser Standpunkt erst aufgestellt und an den populären angeknüpft werden; oder wenn das Werk, wie es bey Philosophen der Fall seyn kann, seine eigene Sprache redet, also seinen Charakter selbst auch nur in dieser Sprache giebt, so ist es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck des Ganzen in die allgemeine Sprache zu übersetzen und neu darzustellen. Doch solcher Werke giebt es immer nur sehr wenige, und die Menge derjenigen, von denen der gute Leser eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kritiker gar keine Notiz geben sollte, ist so unermeßlich groß, daß es wohl eher an vielen andern Dingen als an Raum und Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer litterarischen Zeitung zu realisiren.

Für jetzt scheint es am zweckmäßigsten, daß die Einzelnen für sich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses beytragen was sie mögen und vermögen. Und wenn dieß in einem Journal geschieht, wo die Herausgeber zugleich die hauptsächlichsten Mitarbeiter sind, so hat der Leser dabey den Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen Arbeiten schon kennt, und also leicht wissen kann, in wiefern er mit ihnen übereinstimmt.

Wir haben uns daher entschlossen, unsern Lesern von Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigsten Produkte der einheimischen Litteratur zu geben. Es ist dabey nicht die Absicht, den Charakter wichtiger Werke zu erschöpfen oder immer förmliche Exempel kritischer Virtuosität aufzustellen; sondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche Meinung ihnen schon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat, im Allgemeinen vorläufig, in jeder freyesten Form die nur zum Zweck führt, zu bestimmen, damit weder das Vortreffliche, weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trägt, unbekannt bleibe, noch was schlecht oder mittelmäßig ist, der Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufsätze in Journalen Rücksicht nehmen, und uns dann und wann eine kleine Episode in die ausländische Litteratur erlauben; wenn der Begriff der Episode da statt finden kann, wo noch gar keine Ansprüche auf Vollständigkeit gemacht werden. Selbst Nachrichten über Kunst und Theater bey uns und bey den Fremden würden wir gern geben, wenn wir nur hoffen dürften mehrere zu erhalten, die unserm Sinne nicht widersprächen.

Wir werden unsre Ansichten so klar als möglich darzustellen versuchen, und die Motive nie verschweigen. Aber freylich giebt es Fälle, wo es am besten ist, kategorisch zu urtheilen, und das, wodurch das Urtheil motivirt ist, in dieses selbst hineinzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch giebt es in jeder Kritik, sie mag noch so förmlich seyn, irgend einen Punkt, wo das Motiviren ein Ende hat, und wo es nur darauf ankommt, ob der Leser mit dem Beurtheiler übereinstimmen kann und will. Wir erkennen dieß ausdrücklich an und gestehen sonach, daß diese Notizen zwar, insofern sie sich bemühen werden, den litterarischen Fortschritten der Zeit auf dem Fuß zu folgen — zum Archiv der Zeit, aber nur zu einem Archiv der Zeit und unsers Geschmacks gehören werden. Um jedoch auch der Zeit und ihrem Geschmacke sein Recht wiederfahren zu lassen, werden wir auch den neuesten litterarischen Unarten immer einige flüchtige Worte schenken, und wir glauben das ernste Geschäft keinesweges zu entweihen, sondern vielmehr zu erheitern, wenn wir dem Cachinnus, dem höchsten besten Gotte, der einen so großen Theil der vaterländischen Litteratur zu seiner und zur allgemeinen Belustigung muthwilligerweise erschaffen zu haben scheint, ländlich bescheidne Geschenke von seiner eigenen Gabe darbringen.

Wir glauben diese kritischen Ansichten nicht würdiger eröffnen zu können, als mit den so eben erschienenen

Reden über die Religion,

weil gewiß seit langer Zeit über diesen Gegenstand aller Gegenstände nicht größer und herrlicher ist geredet worden. Doch warum rede ich vergleichungsweise? Religion in dem Sinne, wie der Verfasser sie nimmt, ist, etwa einen unverstandenen Wink*) Lessings abgerechnet, eines von denen Dingen, die unser Zeitalter bis auf den Begriff verloren hat, und die erst von neuem wieder entdeckt werden müssen, ehe man einsehen kann, daß und wie sie auch in alten Zeiten in anderer Gestalt schon da waren. Der Leser mag ja vergessen, was er etwa von sogenannter Religionsphilosophie der Kantianer weiß, und weder Moral noch populär gemachte Exegese und Dogmatik erwarten.

Wie der Gegenstand, so ist auch die Behandlung des Buchs nicht gewöhnlich. Es sind Reden, die ersten der Art, die wir im Deutschen haben, voll Kraft und Feuer und doch sehr kunstreich, in einem Styl, der eines Alten nicht unwürdig wäre. Es ist ein sehr gebildetes und auch ein sehr eigenes Buch; das eigenste, was wir haben, kann nicht eigner seyn. Und eben darum, weil es im Gewande der allgemeinsten Verständlichkeit

*) Ich meyne die Stellen vom dritten Weltalter in der Erziehung des Menschengeschlechts, wo unter andern die merkwürdigen Worte stehn: „Ja es wird kommen das neue ewige Evangelium“ u. s. w.; von welcher Stelle, wie von mancher andern Lessings Freunde uns unstreitig bald sagen werden, daß er sie unmöglich im Ernst meynen konnte.

und Klarheit so tief und so unendlich subjektiv ist, kann es nicht leicht seyn, darüber zu reden, es müßte denn ganz oberflächlich geschehen sollen, oder auf eine eben so subjektive Weise geschehen dürfen: denn von der Religion läßt sich nur mit Religion reden. Und dazu muß ich mir denn, wenigstens was die Form betrifft, die Erlaubniß erbitten. Ich will meine Meinung über das Buch sagen, weil ich in dem Fall bin, es ganz zu verstehn und also zu wissen, daß es ein sehr außerordentliches Phänomen ist, und daß wohl nicht viele mit mir in gleichem Falle seyn werden. Ich glaube dieß für jetzt wenigstens (denn das Buch ist von denen, die nicht leicht jemals erschöpft werden, und auch ich werde noch oft darauf zurückkommen müssen), vorläufig nicht besser thun zu können, als indem ich dem Leser im Auszuge mittheile, was ich in zwey Briefen an zwey verschiedene Freunde darüber schrieb, von denen der eine ganz füglich keinesweges im Maaß der Bildung, wohl aber in der Irreligion als Repräsentant der hochheiligen Majorität aller Gebildeten, der andere aber als Repräsentant der kleinen unbedeutenden Minorität der Religiösen gelten kann. Daher muß ich den Leser bitten, auch das zu verzeihen, daß diese Briefe in Ton und Geist ungleich individueller seyn werden, als sonst in litterarischer Correspondenz gewöhnlich ist.

An den ersten schrieb ich ungefähr so:

Lieber gottloser Freund! Du sollst das Buch, welches ich Dir hier schicke, vor allen Dingen lesen, dann wollen wir weiter darüber reden. Du siehst schon am Titel, daß Du es lesen mußt von Rechtswegen.

Denn es lautet ja an die gebildeten Verächter der Religion. Du wirst finden, daß der Autor Eure Verachtung oft mit lebhafter Dankbarkeit erwiedert. Doch was mich betrifft, so will ich Deinen Beruf es zu lesen, lieber in Deine Bildung setzen als in Deine Verachtung, wie ich Dir auch das Buch mehr wegen der Bildung empfehle, die es hat, als wegen der Religion. Du siehst also, daß ich nicht gesonnen bin, grau für schwarz und weiß zu geben, wie Du mir und andern, welche Du Dilettanten der Religion nennst, Schuld giebst. Gern erlaube ich es, daß Du nach Deiner Art die seltsame Erscheinung mit dem fröhlichen Spott der Zuneigung — aus dessen spielenden Wellen alles Heilige nur schöner hervorglänzt — begrüßest, aber ich fordere dagegen, daß Du die angebotene Erweiterung des innern Daseyns mit ganzem Ernst ergreifest: denn mit ganzem Ernst bietet sie auch der Redner dar. Ich meyne gewiß nicht den Ton, sondern den innern Charakter des Buchs. Nimm es wie Du willst mit den darin enthaltenen Ansprüchen auf Universalität; ja Du magst das zu den äußerlichen Umgebungen rechnen, deren es hier so viele giebt, und einstweilen vermuthen, die Begränzung des Geistes, den Du hier kennen lernen kannst, sey so absolut, wie sie bey großen Virtuosen oft zu seyn pflegt. Was aber die Virtuosität in seiner Sphäre betrifft, so darfst Du Deine Erwartungen noch so hoch spannen, Du wirst sie nicht getäuscht finden. Was sich so ankündigt, das gilt Kraft dieser Ankündigung selbst. Der Verfasser hat es nun eben nicht — construirt, daß die Religion ursprünglich und ewig eine eigen-

thümliche Anlage der Menschheit und ein selbständiger Theil der Bildung sey. Vielleicht konnte er das auch nicht wollen. Aber durch die Bildung, mit der er sie behandelt, hat er sie zur Mitbürgerin im Reiche der Bildung constituirt.

Das Gebildete finde ich vorzüglich darin, daß hier alle die Zufälligkeiten, mit denen die jetzigen Anhänger einer höhern Mystik sie aufputzen zu müssen glauben, und zu überladen pflegen, hier so ganz vernachläßigt und verachtet sind, und doch das große Wesentliche der Religion und des Christenthums in einfacher Glorie immer herrlicher strahlt. Aber auch im Aeußern: Richte Dein Auge auf den Styl, und sage mir, ob Dir neben der herrschenden Schreiberey unsrer Stylisten nicht auch so zu Muthe dabey wird, als sähest Du nach der aufgedunsenen Manier eines Rubens wieder den kräftigen braunen Farbenton und die großen Formen der besten Italiäner. In dieser Rücksicht empfehle ich Dir besonders die erste und die dritte Rede. Aber wie schön sind auch die andern gebaut? Wie groß hebt sich die zweyte mit immer neuem Anflug? Wie majestätisch wölbt sich die vierte gleich der Kuppel eines Tempels? Wie wunderbar entwickelt sich die letzte aus sich selbst immer größer und wirft am Schluß ein neues Licht auf das Ganze zurück? —

Doch das alles siehst Du ja ohne Zweifel eben so gut und besser als ich. Nur noch eins. Ist es Dir nun einmal nicht gegeben, die Religion für ein Wesen eigner Art und eignen Ursprungs anzuerkennen, so setze das ganz bey Seite, und halte Dich an den Sinn, worin

ich doch gewiß nicht irre: denn ich weiß es, daß Du durch diese Reden oft ja überall Dein Innerstes berührt und angeregt fühlen wirst. Ueberlaß Dich mit freywilliger Hingebung diesem seltenen Eindruck, und nenne dann das Buch, wie es Dir gefällt, meinetwegen einen Roman. Ja ich würde das insofern gar nicht mißbilligen, weil Du Dir dadurch die für Dich absolute Subjektivität dieser Erscheinung am besten konstituiren kannst. Und ist nicht eine anziehende Darstellung der eigensten und tiefsten Menschheit das was wir an den besten Romanen oft bey einem hohen Grade von entschiedner Unpoesie so sehr rühmen? Und hier wirst Du noch überdem eine Ansicht des Christenthums finden, die sich in der Musik der Gefühle, besonders des allerheiligsten der Wehmuth, eher zur Schönheit neigt. Bedenke nur, welche himmlische Gabe des Friedens dieses Buch für so manche liebenswürdige Menschen werden kann, die nun einmal weder von dem Christenthum noch von der Bildung des Zeitalters ablassen können, weil sie es nicht wollen können. Ja es kann und muß, wirst du selbst sagen, ihr Innres, wo bisher zwey Mächte unfreundlich und einzeln gegen einander standen, in Harmonie bringen, oder wie ich es lieber ansehn und ausdrücken möchte, sie auf eine indirecte Weise von fern der Religion näher führen. Und wenn es erlaubt ist, in eine fremde Seele etwas auszusprechen, was nur aus dem Innersten und der eigensten Wahl hervorgehn kann, so würde ich sagen, er muß für viele unter ihnen und grade von den besten und edelsten Naturen der wahre Mittler seyn können.

Willst Du das Buch nun so subjektiv ansehn, wie ich Dir auf den äußersten Fall vorschlage, so betrachte die Religion des Verfassers bloß als den Brennpunkt in seinem Innersten, wo die Strahlen alles Großen und Schönen, was er etwa in andern Sphären noch haben und kennen mag, zusammenfallen. Daher darf es Dich auch nicht wundern, daß er diese andern angebornen Eigenheiten des Menschen, die Poesie, die Philosophie oder Moral bisweilen ziemlich übel und nicht mit der gehörigen Religiosität zu behandeln scheint: denn wenn man ihnen erst den innersten Geist aussaugt, so ist das was übrig bleibt, in der That von geringem Werth. Die offenherzige Abneigung gegen die Poesie wird Dir zuerst auffallen; laß Dich aber ja nicht dadurch täuschen, so wenig wie durch das scheinbare gute Vernehmen mit der Philosophie. Ja von diesen Reden möchte ichs fast mit Zuversicht behaupten, daß sie den irreligiösesten Dichtern und Künstlern noch eher zusagen werden, als den religiösesten Philosophen. Und je öfter ich sie lese, je mehr Poesie finde ich darin, versteht sich unbewußte. Im Grunde aber mag wohl das Verhältniß gegen die eine so freundschaftlich seyn, wie gegen die andre; und so hat der Verfasser die Gesetzesgleichheit der Bildung, die er in allen einleitenden Stellen zu verheißen scheint, gewissermaßen durch die That anerkannt. Hierin nimm ihn ja beym Wort, sobald Du deinen angenommenen subjektiven Standpunkt verlassen und in den seinigen eingehn willst. Denn was der Redner giebt und als Religion konstituirt, ist keineswegs eine Harmonie des

Ganzen (von deren Möglichkeit sogar hier nicht einmal die Frage seyn kann); sondern eine, um etwas Bestimmtes zu nennen, der Moral gleichnamige Größe.

Daß beide gänzlich von einander geschieden werden sollen, hat er so viel ich weiß, zuerst so absolut gefordert; und das ist dann einer von den Punkten, wo es sich zeigt, daß der Redner ganz gegen Jakobi ist, mit dem er nach einer allgemeinen Ansicht auf dasselbe auszugehn scheinen könnte. Denn auch Jakobi will wie der Redner das Daseyn der Religion (nicht dieser oder jener, noch weniger einer allgemeinen Religion die also gar keine wäre, sondern der Religion schlechthin) offenbaren und andeuten. Wie es die Absicht seiner philosophischen Schriften ist, zu zeigen, daß die isolirte Philosophie ohne Religion das Innerste der Menschheit zerstöre, so ists die ähnliche Tendenz seiner Romane, mit der Poesie zu verfahren, und wie er dort erst alle Philosophie auf Spinosismus reducirt, so weiß er auch hier von keiner andern Poesie als vom Werther, und muß alles was ihm so erscheinen soll, erst die Gestalt annehmen. Dies ist freylich eine subjektive Ansicht; doch an dieser Zufälligkeit würde sich gewiß niemand sehr stoßen, der im Wesentlichen mit ihm einstimmte. Wohl aber der, welcher Religion für das eigentliche Organ hielte, um sich über das Zeitalter zu erheben und die Opposizion gegen dasselbe zu koncentriren, daran, daß alle Winke die uns Jakobi über sein Eigentliches und Eigenstes giebt, auf eine etwas dürftige und mittelmäßige Mystik schließen lassen, daß alle Spuren und Aeußerungen von Religion bey

ihm so sehr das schwächliche Gepräge dieses gebrechlichen Zeitalters verrathen, in dem alle Religion gänzlich erloschen ist, bis auf wenige Funken, die vielleicht hie und da noch schlummern unter dem Aschenhaufen der Mode, der kameralistischen Politik und der diesen nachgebildeten Aufklärung und Erziehung.

Nicht wahr, ich habe hier eine Saite berührt, wo Du von ganzem Herzen einstimmst, mags Religion heißen oder Irreligion, oder wie es will? Du wirst sie auch beym Verfasser oft herrlich berührt finden, und so müssen Eure Geister, Ihr mögt Euch stellen wie Ihr wollt, wenigstens durch gemeinsamen Krieg in Frieden mit einander seyn; zu meiner nicht geringen Freude."

* * *

Das ist nun so ziemlich meine exoterische und also — mit Rücksicht auf die angeredeten Verächter und den repräsentativen Charakter des Freundes Nr. 1. — irreligiöse Meynung über dieses Buch; obgleich es seyn kann, daß sich eine oder die andre religiöse Ansicht eingeschlichen hat. Nur muß ich noch zur Ergänzung anfügen, daß ich in der Sphäre des Verfassers durchaus einig mit ihm bin, und nichts anders wünschte wie es ist; also eben darum nicht über ihn urtheilen kann, es müßte denn durch die That geschehn. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß folgender zweyter Brief sehr mißverständlich und bey weitem nicht so verständlich seyn wird, wie der erste, weil das, was er enthält, mehr zur esoterischen Ansicht gehört.

„Sieh auch hier, mein Geliebter, noch ein unerwartetes Zeichen des fernher nahenden Orients! Das ist es wenigstens für mich und wird es bleiben, während es für Dich, so lange es Dich nur polemisch afficirt, vielleicht das letzte bedeutende Phänomen der Irreligion seyn kann. Ich wünsche sehr, daß Du tief eindringst, magst Du denn auch noch so sehr dagegen seyn; und ich fürchte nur, Du wirst Dich an der Form stoßen, und die Manier klein findend das Ganze beyseit legen wollen, ehe Du es kennst. Und das ist sie doch wahrlich nicht, wenn es auch einzelne Ansichten auf eine indirekte Weise seyn mögen.

Es mag Dich auf mannichfache Weise feindlich und freundlich bewegen; dazu ist es eben da. Nur durchdringen sollst Du Dich damit, nur übersehen darfst Du es nicht. Uebrigens werde ich nichts dagegen einwenden, wenn Du finden solltest, daß sich neben der Religion in diesem polemischen Kunstwerk ein ununterbrochener Strom von Irreligion durch das Ganze hinzieht; ungefähr eben so wie sich nach der Darstellung des Verfassers an jede wahre Kirche sogleich eine falsche ansetzt. Und diese Behauptung würde eigentlich nichts weiter seyn, als eine Reflexion über das Werk im Geist des Werks selbst aus dem polemischen Mittelpunkt. Dir wird diese am meisten auffallen, wo sich die Rede der Natur und Physik nähert, und da erscheint sie doch nur als Mangel. Ich hingegen finde sie an den Stellen, welche sich den Gränzen der Moral nähern, und die Keime einer positiven Immoralität der Ansicht enthalten — welche

Ansicht durchaus künstlich und nach der Hauptstelle die Dir im Gedächtnisse seyn wird aus dem zuvor von aller Religion entkleideten Rigorismus und der praktischen Consequenz und Cultur gemischt ist — und am anstößigsten war mir anfänglich die unheilige Form von Virtuosität in der Religion. Doch gehört dies und manches andre, woran Du Dich stoßen wirst, nur zu dem Epideiktischen und Exoterischen, wie Du sehn mußt, sobald Du die Hauptstelle von der Polemik in der fünften Rede in ihrer ganzen Tiefe gefaßt hast. Woher kann aber bey diesem Geiste auch nur eine scheinbare Irreligion einfließen, wenn diese gleich ihrem Ursprunge nach religiös ist (wie sie es hier seyn muß) und also zuletzt in Religion sich auflöset? — So viel ich sehn kann nur dadurch, daß er die lebendige Harmonie der verschiedenen Theile der Bildung und Anlagen der Menschheit, wie sie sich göttlich vereinigen und trennen, nicht ganz ergriffen hat. Da muß es ihm fehlen; er hat sich aus Willkühr und um der Virtuosität willen nicht auf gleiche aber doch ähnliche Weise begränzt, wie wir oft durch Natur und Genie die Poesie oder Philosophie begränzt sehn, wo denn auch in den höchsten Erscheinungen ein Rest von Unpoesie oder Unphilosophie bleibt.

Ich rechne alles das zu den Vorzügen des Werks, da ich es durchaus als Incitament für die Religionsfähigen betrachte. — Sieh weg von jenen Aeußerlichkeiten, und der religiöse Charakter des Redners ist durchaus schön und groß. Er ist ein Hierophant der die, welche Sinn und Andacht haben, mit Sinn und

Andacht immer tiefer in das Heilige einführt, und so viel Heiliges er auch zeigt, doch immer noch Heiligeres zurückbehält. Er redet um (als μαρτυς) zu zeugen für die Religion gegen das Zeitalter. Ergriffen und gerührt hat mich die Einfalt und Kraft der Innigkeit, mit der er dies an einigen Stellen bekennt, deren moralische Erhabenheit ganz rein ist von allem was stören könnte.

Es kann Dir nach Anleitung jener Stelle von der Polemik nicht schwer werden, die entscheidenden Punkte in dieser Ansicht zu fassen; z. B. die Undarstellbarkeit der Religion, die rein negative Ansicht der Gottheit, die Nothwendigkeit der Vermittlung und die Natürlichkeit der Wehmuth. Du kannst nun freylich in diesen Stücken nicht so vollkommen wie ich beystimmen: denn für mich ist das Christenthum und die Art wie es eingeleitet und das, was ewig bleiben soll in ihm, gesetzt wird, mit das größte im ganzen Werk. Du wirst aber doch den Zusammenhang errathen und im Fall Du noch außerdem überall den Mangel von etwas Wesentlichem ahnden solltest, so bedenke daß was in einer so zusammenhängenden und vollendet ausgebildeten Denkart zu fehlen scheint, wenn es fehlt, nur darum fehlen kann, weil es fehlen muß. Für jetzt, nicht für immer, denn bey diesem Sinn für Historie muß der Geist weiter kommen und noch so künstlich verwickelte Schranken endlich zerreißen.

Und über Mangel wirst Du Dich doch auf keinen Fall zu beklagen haben. Wenigstens ich bekenne Dir gern, daß unendlich viel durch dieses Buch in mir

angeregt ist. Und weißt Du andre Pole der Religion als die Religion selbst und das Universum?"

Anthropologie v. Immanuel Kant. Königsb. 98.

Ein Auszug aus diesem Buche, der aufs Einzelne ginge, könnte fast nichts anders seyn, als eine Sammlung von Trivialitäten; sollte er aber eine Skizze des Plans und der Composition enthalten, so müßte er unter einer ängstlich am Buchstaben klebenden Feder nothwendig als eine deutliche Zeichnung der sonderbarsten Verwirrung erscheinen. Dieser Umstand erklärt zur Genüge das bisherige, soviel ich weiß, allgemeine Stillschweigen gelehrter Blätter: denn Auszüge in einem zierlichen Rahmen nicht allzuabgenutzter Floskeln eingefaßt, sind doch seit langem der gangbare und einzige Behelf verlegener Recensenten, und um Recensenten verlegener Redaktoren.

Sollten indessen auch Einige den guten Willen gehabt haben, etwas nicht nur aus dem Buche, sondern auch über dasselbe sagen zu wollen, so haben diese für ihr Schweigen eine andere ebenfalls sehr gegründete Entschuldigung. Sonderbar ist es, daß die meisten Leser und Kritiker, wie wenig sie auch übrigens von Gründlichkeit wissen mögen, dennoch eine gewisse pedantische Verehrung für den Titel eines Buches haben, besonders wenn er auf einen wissenschaftlichen Inhalt deutet, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist allerdings auch über das Buch nicht viel zu sagen. Wer es als eine An=

thropologie ansieht, und zwar als eine pragmatische in dem von Kant angegebenen Sinn, und dem zufolge etwa auf Erweiterung seiner Erkenntniß durch neue oder neu zusammengestellte Beobachtungen ausgeht, und eine freigebige Mittheilung aus dem Schatz eines philosophi-schen, größtentheils in der Selbstanschauung hingebrach-ten Lebens erwartet, der muß die Schrift unbedeutend finden: denn wer davon, was der Mensch als freihan-delndes Wesen aus sich selbst macht, oder machen kann und soll, nichts mehr und gründlicheres weiß, als er hier aufgezeichnet findet, kann nicht einmal ein mittel-mäßig um sich wissender Mensch seyn. Es wäre unge-schickt, dies beweisen zu wollen, bis sich Jemand findet, der es ausdrücklich läugnet. Alles dies ist aber nicht der richtige Gesichtspunkt, aus dem das Werk angese-hen werden muß. Man muß ja oft von der Voraus-setzung ausgehn, daß ein Buch, welches wenig Werth hat, wenn man es für das nimmt, was es zu seyn vor-giebt, doch als das Gegentheil, oder als sonst etwas be-deutend seyn kann, und so scheint auch dieses vortreflich zu seyn, nicht als Anthropologie, sondern als Negation aller Anthropologie, als Behauptung und Beweis zu-gleich, daß so etwas nach der von Kant aufgestellten Idee durch ihn und bei seiner Denkungsart gar nicht möglich ist, absichtlich hingestellt so wie er oft bei Ab-theilungen der Wissenschaften oder ihrer Objekte die lee-ren Fächer recht ausdrücklich aufstellt und besonders con-struirt. Wer die Vorrede, welche in dieser Rücksicht die Behauptung ist, aufmerksam ansieht und mit dem Werke vergleicht, wird sich leicht überzeugen, daß dies allein

des würdigen Mannes Meinung hat seyn können. Der in Kants Denkart gegründete und hier ganz eigentlich aufgestellte Gegensatz zwischen physiologischer und pragmatischer Anthropologie, macht nemlich beide unmöglich. Es liegen dieser Eintheilung allerdings zwei richtige Gegensätze zum Grunde, der: alle Willkühr im Menschen ist Natur, und der: alle Natur im Menschen ist Willkühr; aber Anthropologie soll eben die Vereinigung beider seyn, und kann nicht anders als durch sie existiren; physiologische und pragmatische ist Eins und dasselbe, nur in verschiedener Richtung. Die ehemalige Psychologie, von der jetzt Gott sey Dank nicht mehr die Rede ist, abstrahirte von dem letzten dieser beiden Sätze, und konnte deshalb auf die Frage nicht antworten, wie es denn möglich sey, über das Gemüth zu reflektiren, wenn in dieser Reflexion keine Freiheit und also keine Bürgschaft für die Wahrheit derselben vorhanden sey. Kant will von dem ersteren hinwegsehen, weil bekanntlich das Ich bei ihm keine Natur hat, und so entsteht die Frage, woher denn die „Wahrnehmungen über das, was einem Gemüthsvermögen hinderlich oder förderlich ist", herkommen und wie sie zu seiner Erweiterung benutzt werden sollen, wenn es keine physische Betrachtungs- und Behandlungsart derselben giebt, nach der Idee, daß alle Willkühr zugleich Natur ist. Um dies recht auffallend zu machen, steht Alles, was von solchen Wahrnehmungen hier zu finden ist, ganz einzeln und dürftig da, fast absichtlich, damit man ja nichts von einer solchen Idee argwöhnen möge, aller Darstellung und alles Zusammenhanges, nicht nur innerlich und un-

ter sich, sondern auch mit den Titeln, unter welche das Einzelne gebracht ist, völlig beraubt. Die Kunst ist mit in das Todesurtheil der Natur verflochten, und nie kann es ein Buch gegeben haben, das weniger ein Werk wäre, als dieses. Der Mißverstand dieses in der Anthropologie zu vereinigenden Gegensatzes, vermöge dessen Kant die Natur in demselben durchaus auf das Körperliche bezieht, auf den Leib und auf die geheimnißvolle Gemeinschaft des Gemüths mit demselben wird Niemand Wunder nehmen, man sieht aber hier mehr als sonst, wie das, was nur eine reine Vergötterung der Willkühr zu seyn scheint, im innersten Grunde sehr genau mit dem verborgenen Realismus zusammenhängt, dem Kant, nachdem er ihn selbst umgestürzt und zertrümmert hat, noch immer einen geheimen Baalsdienst erweiset. Ohnstreitig um die Verachtung gegen das theoretische Grübeln über das, was vom Körper aufs Gemüth gewirkt wird, recht anschaulich zu machen und recht bezeichnend durch die That auszudrücken, setzt er sich das praktische Einwirken des Gemüths auf den Körper ganz besonders zum Ziel, wo es nur irgend möglich ist, wodurch denn die Anthropologie von ihrer natürlichen Tendenz ascetisch im größten Sinne des Wortes zu seyn (ein Zweck, der bei jeder wirklichen Behandlung derselben einigermaßen erreicht werden muß) ganz entfernt, und dagegen in einem sehr kleinen Sinn diätetisch wird. In diesem artigen Kreise kommt Kant wirklich zum physiologischen zurück, woraus man offenbar sieht, daß es ihm nur darum zu thun gewesen ist, einen Widerspruch anschaulich zu machen. So und nicht anders muß man

es erklären, daß die Ruhe nach der Arbeit und die Freuden einer guten Tafel als Hauptmomente unvermerkt immer wieder kommen, und daß die Affekten und mehreres andere, was im Gemüth vorkommt, ordentlich als Verdauungsmittel behandelt werden. Man würde offenbar unrecht thun, dies anders und wol gar charakteristischer zu nehmen.

Eben so hat Kant in Rücksicht der Form zwei Foderungen an die Anthropologie gemacht, deren Vereinigung er eben auch nur als etwas unmögliches hat darstellen wollen: nemlich daß sie systematisch und zugleich auch populär seyn soll, ein Wort, dessen Bedeutung an dieser Stelle er zum Glück selbst angegeben hat. Hier ist über dem Bestreben nach dem Populären das Systematische untergegangen, und aus angeborner Tendenz zum Systematischen, ist statt des Populären oft nur der leere Raum, wo es hineingelegt werden könnte, übrig geblieben. Unter dem Untergang des Systematischen verstehe ich nicht jene bereits erwähnte, auf den ersten Anblick sichtbare Verwirrung im Einzelnen. Freilich ist kein Eintheilungsprincip durchgeführt, die Unterabtheilungen gehn wunderbar hin und her, Ueberschrift und Inhalt sind einander öfters ganz fremd; eine Einrichtung, bei welcher dem aufmerksamen Leser nichts so sehr auffällt, als der ein Paar Male besonders vorkommende Titel: zerstreute Anmerkungen. Dem Allen aber könnte durch eine Revision und Umkehrung des Buchs, durch einige Zusätze und mehrere Weglassungen oft wiederholter Dinge, die auch einmal gesagt überflüssig sind, leicht abgeholfen werden; und dennoch würde es von die-

ser Eigenschaft nichts an sich haben, weil die Anlage dazu im Innersten fehlt, und gleichsam mit Gewalt herausgerissen ist. Um dem gemeinen Bewußtseyn Gelegenheit zu geben, seine einzelnen Beobachtungen einzuschieben, durfte weder die Wissenschaft noch das Objekt derselben auf eine eigenthümliche Art, nach irgend einer zum Grunde liegenden ursprünglichen Anschauung, oder einem andern innern Princip aufgefaßt und dargestellt werden, sondern nur wie es hergebracht ist; aber eben weil der tiefer denkende und sehende Verfasser das Gemüth anders anzusehn, und seine verschiedene Handlungsweisen anders zu sondern versteht, so daß seine Abtheilungen mit diesem Fachwerke gar nicht zusammentreffen, und also auch seine Wahrnehmungen sich nicht in dasselbe ordnen lassen, mußte er uns den größten Theil derselben entziehen, und läßt jenes aus Unmuth öfters ganz leer stehn, um sich und uns mit ganz andern Dingen zu unterhalten. Durch diese wechselseitige Zerstörung hat er denn unumstößlich bewiesen, daß es unmöglich ist, über das Einzelne, was in der innern Erfahrung vorkommt, zu reflektiren, wenn man das Geschäft nicht höher herauf bei irgend einem Anfange anfängt. In dieser Rücksicht könnte man das Buch das „Kindergeschrei" dieser Art von Philosophie nennen, welche bei der doppelten an sie gemachten Forderung ihr „Unvermögen als eine Fesselung fühlt, wodurch ihr die Freiheit genommen wird." Aber so wie bei einer körperlichen Anstrengung die Form der Muskeln und die Grenze der verschiedenen Gliedermaßen um desto stärker ins Licht trift, je mehr sie sich den Grenzen der Kräfte

nähert: so hat sich auch bei dieser ausdrücklich zu einer solchen Absicht unternommenen Anstrengung die Form des Geistes und die Begrenzung seiner einzelnen Theile auf mannigfaltige Weise genauer als sonst dargestellt. Etwas davon, die Philosophie betreffendes habe ich gleich Anfangs bemerkt; noch mehr oben auf liegt manches, was auf die Persönlichkeit hindeutet. Die verachtende Bewunderung des Witzes, wovon Kant doch selbst soviel hat, und von einer Art, die ungleich mehr werth ist, als das, was er hier Zentnerschweren Witz nennt — nur, daß er sich dessen hier sehr entäußert hat — der Haß gegen die Wortspiele, da doch sein Etymologisiren und ein großer Theil seiner Kunstsprache besonders in späteren Schriften auf einem manierirten Wortspielen beruht, das gänzliche Nichtwissen um Kunst und besonders um Poesie, die Behandlung des weiblichen Geschlechts als einer Abart, und durchaus als Mittels, die Charakteristik der Völker, die sehr nach den Freuden der Tafel schmeckt, dies und mehreres Andere sind Beiträge zu einer Kantologie, die man sowol physiologisch als pragmatisch weiter ausführen könnte, ein Studium, welches wir den blinden Verehrers des großen Mannes bestens empfohlen haben wollen.

In verschiednen Zeitungen wird bekannt gemacht, daß ein Deutscher Edelmann auf die Entdeckung der alten Bardengesänge, welche Karl der Große hat aufzeichnen lassen, oder auch nur eines einzigen davon, einen Preis von 100 Dukaten gesetzt hat. Hr. Gräter verspricht nähere Nachricht darüber in seiner Zeitschrift

Braga und Hermode. Der Patriotismus, welcher zu dieser Preisaufgabe bewogen hat, ist gewiß sehr rühmlich. Schade nur, daß dabey ein freylich popular gewordner Irrthum zum Grunde liegt. Es wird daher nicht undienlich seyn zu erinnern, daß der Preis sicher nicht gewonnen werden kann, daß sich also nur niemand auf vergebliche Mühe einlassen mag. Fürs erste haben die alten Germanier keine Barden gehabt, folglich auch keine Bardengesänge. Das Wort Barde ist Gallisch, und die heillose Verwirrung der Gallischen Völkerschaften mit den Germanischen unter der Griechischen Benennung der Celten ist schon längst für ungültig erkannt. Daß die Germanier Schlachtgesänge gehabt, Lieder auf ihre Stammväter, und daß sie noch zu Tacitus Zeiten den Arminius besungen, wird bezeugt; aber nirgends, daß die Sänger einen eignen Stand bey ihnen ausgemacht haben. Wo die Nationalgesänge einer solchen Zunft anvertraut sind, welcher alles daran gelegen ist sie zu erhalten, da können sie in der mündlichen Ueberlieferung selbst Veränderungen der Dynastie und Religion lange überdauern, wie einige nordische Beyspiele gezeigt haben. Auch ohne das, wo ein Völkerstamm unvermischt in uralten Sitten beharrt. Aber wie läßt sich denken, daß das Gedächtniß eines Ariovistus oder Arminius sich die lange Periode der allgemeinen Gährung und Wanderung hindurch, wo in den neuen Völkerbünden selbst die Namen der alten Stämme zu Grunde gingen, Jahrhunderte lang nach Annahme des Christenthums erhalten habe? Und wird Karl der Große, der alle

Spuren des Heidenthums auszurotten suchte, bemüht gewesen seyn Gesänge dem Untergange zu entreißen, in denen ohne Zweifel das Lob der Helden mit heidnischer Mythologie verwebt war? Die Germanischen Sprachen aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt waren schwerlich im achten noch verständlich; und hätten sie sich mit dem Fortgange der Zeit umgewandelt, und wären etwa in der Sprache des Kero und Otfried abgefaßt gewesen: wie könnten wir ihrer Aechtheit und ihres Alterthums gewiß seyn? Endlich, wie lautet das einzige vorhandne Zeugniß des Eginhart über diese Sache? „Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.“ Wo ist hier nur eine Spur, die auf jene ältesten Zeiten der heidnischen Germanier hinwiese? Barbara heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nichts weiter als nicht lateinisch; Gedichte, die vor zwey oder dreyhundert Jahren entstanden sind, kommen uns schon sehr alt vor: wie viel mehr, wo es keine rechte Zeitrechnung giebt, und die mündliche Ueberlieferung alles in eine unbestimmte Ferne wegrückt! Kurz, Eginhart konnte sich nicht anders ausdrücken, wenn von Gedichten die Rede war, welche die Geschichte der älteren Fränkischen, Burgundischen oder Longobardischen Könige enthielten. — Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karls Befehl aufgeschriebnen Lieder, in einer späteren Bearbeitung, wirklich auf uns gekommen, schon längst bekannt, und das Nachsuchen also doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht sich

auf Burgundische Geschichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der Müllerschen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783) glaubt, die Grundlage der Fabel sey schon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden gewesen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieser kolossalischen Dichtungen auf hohes Alterthum: das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minnesinger, die wir besitzen, erst angebildet seyn. Daß der ältere Text durch diese verdrängt wurde und gänzlich verschwand, darf uns nicht wundern. Scheint es doch dem Heldenbuch, dessen Sagen zum Theil mit denen im Liede der Nibelungen in Verbindung stehn, bey der Modernisirung zum Behuf seiner Erscheinung im Druck eben so ergangen zu seyn. Doch es ist hier nicht der Ort, obige Hypothese weiter auszuführen. Die Geschichte unsrer Sprache und Poesie bedarf noch von so vielen Seiten aufgehellt zu werden, daß sich an die Stelle jener Preisfrage leicht andre setzen ließen, von denen mehr Erfolg zu hoffen wäre.

Seit in dem vorhergehenden Aufsatze über Zeichnungen zu Gedichten die den Hogarth betreffende Stelle geschrieben ward, hat Deutschland an dem Erklärer seiner Kupfer einen der sinnreichsten Schriftsteller verloren. Er hatte grade eine schalkhafte Note mitten durchgeschnitten, als die Parze seinen Lebensfaden entzweyschnitt, und man kann gewiß nicht sagen, daß er seinen Witz und seine liebenswürdige Laune über-

lebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferstiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der Hogarthischen Gattung; der erst seit Lichtenbergs Tode erschienene Text dazu dagegen um so ausgezeichneter die Feinheit, womit er sie liberalisirt, die Bereitwilligkeit aus eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihn sein Kommittent im Stiche läßt, die Kunst der Wendungen und Uebergänge, um seine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freylich können bey solchen Umständen seine Einfälle nicht immer das Ansehen freywilliger und augenblicklicher Entstehung haben, sie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergehohlte und Verworrne. Ueberhaupt hat Lichtenberg dem Hogarth so viel geliehen, daß man bey einem Urtheil über diesen wohl auf seiner Hut seyn muß, die Grundfäden von dem feineren Einschlage des Auslegers zu unterscheiden. Wer die Fortsetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte sich selbst sogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die, wenn man sie nicht recht durchzusetzen weiß, dazu führt, von andern für das grade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerley unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein selbst anzapfen, nicht bloß wie ein Böttiger das leere Faß vor sich herrollen, worin so oft die angeblich litterarische Thätigkeit besteht.

In den Musageten (98. 4tes St.) haben sich zwey kleine Aufsätze: kritisches Gespräch und über

Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Gesellschaft, beyde mit H—r unterzeichnet, verirrt, wer weiß durch welchen Zufall, aber verirrt gewiß, denn sie gehören gar nicht in das Gefolge dieses lahmen Musenführers, wie er auch durch eigenhändige Noten deutlich zu machen gesucht hat. Das Gespräch enthält Urtheile über die beyden Engländischen Schriftstellerinnen, Mrs. Inchbald und Mrs. d'Arblay, artig eingekleidet in eine Unterhaltung zweyer Freunde, wozu eine Anzeige des Romans Nature and art von der ersten in der A. L. Z. den Anlaß giebt. Die Beliebtheit, Fruchtbarkeit und Manier der Verfasserin von Evelina, Cecilia, Camilla u. s. w. wird mit der interessanten — Armuth der Mrs. Inchbald zusammengestellt. Ueber die erste ist schwerlich noch etwas so durchgreifendes gesagt worden. — Der andre Aufsatz schließt sich dem Inhalt und Geist nach an diesen an: er ist ungemein belebt und anziehend geschrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender sind als förmliche methodische Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, so muß man sie nehmen. Einzelne Hinweisungen, anschauliche Beyspiele sind ihr viel gemäßer als ein vollständiges System, das sie grade recht vernichtet, statt sie festzusetzen. Der Verfasser freut sich darüber, daß Deutschlands erster Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit ist: dies werden auch die Frauen eben so schön als billig finden.

In dem eben erwähnten Aufsatze wird die Bemerkung gemacht, daß die Nationen nicht so verschieden von einander sind, als es oft der Charakter beyder Geschlechter in der nämlichen Nation seyn kann, wie z. B. die Engländerin von dem Engländer, und, wir müssen hinzusetzen, die Engländerin von der Engländerin. Davon zeugt das Leben der bekannten Mary Wollstonecraft, von ihrem Freunde, nachherigem Gatten William Goodwin beschrieben. Woher hat sie doch ihren Charakter, ihre Vorurtheilslosigkeit genommen? Sie ist weit merkwürdiger dadurch als durch ihre Schriften, die keineswegs über die Englische Bildung hinausgehn und zum Theil einen etwas steifen Zuschnitt haben. Wie viel Beharrlichkeit, Innigkeit und edler Kampf mit dem Unglück! Die Freyheit ihres Geistes konnte sie nicht über das häufige Loos ihres Geschlechtes hinwegführen, sie wurde von dem Mann gefühllos verlassen, dem sie sich anvertraut hatte, und ihr Herz brach darüber. Ihr Geschichtschreiber schildert ihr Aeußeres sanft und anmuthig, und wenn das Bildniß, das vor der Deutschen Uebersetzung steht, ihr glich, so müssen wir ihm glauben. Freylich verändert es die Sache erstaunlich, ob die Vertheidigerin der Frauenrechte ein widerwärtiges Mannweib war, für welches schon die Natur auf das schönste aller Rechte Verzicht geleistet hatte, oder ob ein zartes liebendes Wesen kühn die Foderungen der Vernunft geltend machte. Was den Grund und Boden der gewöhnlichen Weiblichkeit ausmacht, das war bey dieser selbständigen Frau gleichsam die letzte Hand

und Zierde. Selbst die Heftigkeit, die ihr Freund nicht wegläugnen will, würde gemildert worden seyn, wenn sie glücklicher gewesen, es früher geworden und länger geblieben wäre. Sie wurde stiller und heitrer im Arm der Liebe. Aber auch im Zustande der gewaltsamsten Spannung, auf einer Reise durch Norwegen, die sie in Geschäften ihres schon aufgegebnen Geliebten unternahm, erscheint sie eben so liebenswürdig als wunderbar: allein unter den Szenen einer wilden Natur, mit ihrem entschloßnen Muthe und festen Blicke bey einem höchst verwundbaren nnd so verwundeten Herzen. Schade, daß ihr Ausdruck tiefer Empfindungen durch das Medium der geordneten Flachheit in den Begriffen Englischer Popularphilosophen gehen mußte, zum Beweise, daß sich das Gemüth leichter als der Geist von nazionaler Eingeschränktheit losreißt.

Wenn eine leere und planlose Zeitschrift durch Einen vortrefflichen Beytrag bedeutend werden könnte, so müßte dies dem Deutschen Magazin widerfahren seyn, da es ihm vergönnt wurde (im 15ten, 16ten und 17ten B.) die Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund, der Welt mitzutheilen: Johannes Müllers Briefe an Bonstetten, während der Jahre 1775—1778 in der Schweiz geschrieben, in denen er dem angebeteten Freunde seine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrau-

ten von allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernstes großes Streben offenbaren sich da! Wie weihet sich der junge Mann, zu werden was er seitdem wurde, der erste Geschichtschreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, solche Arbeit, und eine beständige Gegenwart des höchsten und würdigsten Zieles. Den ganzen Menschen in sich bildet er zu dem erwählten Berufe seiner Kunst. Die Briefe sind allein schon wegen der schönen Harmonie merkwürdig, die sie darlegen, zwischen dem was er gewollt und was er geleistet hat. Immer war ihm aber die Verkettung der Umstände zuwider. Damals kämpfte er mit Noth, mit Abhängigkeit, mit der Schwierigkeit durchzudringen; als Mann von festgegründetem Ruhme dient er Verhältnissen, die seines Genius nicht bedurften, wenn die Gesinnungen des Helveziers sich auch zu ihnen bequemen konnten. Die Nachwelt, wenn sie ihn im Gemählde früherer Zeiten erkennt, wird ihn in der Geschichte der unsrigen vermissen, denn die große Betrachtungsart der Begebenheiten scheint die gültigste Vollmacht bey großen Gelegenheiten zu handeln. Ehedem konnte er seinem Vaterlande nicht auf eine würdige Art angehören: „es schlummere,“ hat er prophezeyt, „und sein Erwachen werde tödtlich seyn;“ jetzt hat er vielleicht kein Vaterland mehr. — Der Jüngling arbeitete für die Zukunft, ja für die Ewigkeit, während ihn der Mangel des Augenblicks niederdrückte; „er war nur glücklich, indem er komponirte,“ die übrige Zeit gehörte der Sorge: und doch konnte er sich nie überwinden

abzulassen, um etwa durch leichthin gestreute Saat eine bald verzehrte Frucht zu erndten. Ein Theil seines unsterblichen Werkes war geschrieben, und nun fand sich kein Buchhändler, der einen hinlänglichen Preis geboten hätte, um ihm bey der Fortsetzung Unterhalt zu schaffen. Vor zwanzig Jahren wurde es freylich noch dem jungen Schriftsteller schwerer gemacht, indessen ist die Frage, ob es ihm nicht jetzt mit seiner Geschichte eben so hätte gehn können, da nichts als eine ungewohnte, ja unverstandne Vortrefflichkeit sie empfiehlt. — Dazu kam nun noch die Pfahlbürgerey kleinrepublikanischer Censoren, und der tröstliche Rath guter Freunde, wovon einer die Deutsche Sprache verwarf und das Werk Französisch wünschte, ein andrer (Bonnet, der ihm auf jede Weise viel gelten mußte) seine Schreibart viel zu trocken und schmucklos fand. Er hatte wirklich Charakter nöthig, um sein Talent nicht einzubüßen.

Man sieht hier die entscheidende Wirkung, welche die Bekanntschaft mit den Alten auf ihn machte, und wie sie seiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß aufdrückte. Sie trafen bey ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geistes allein, sondern auf ein liebendes Herz. Die in diesen Briefen athmende Freundschaft ist ein Beweis davon: sie ist im antiken Styl wie seine Werke. Wer kann zweifeln, daß sie ihn ganz durchdrungen hat, daß sie sein Trost und gleichsam die Nahrung des Bedürftigen war? In dieser wie in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen hervorgeht, erscheint er mit einer originalen und naiven Liebenswürdigkeit, und die kleinsten seiner Aeußerungen, seiner

Urtheile, seiner Wünsche, geben Stoff für das doppelte Interesse des Verstandes und des Gefühls. Ihr größter Reiz ist, daß sie nicht für einen dritten dastehn, und was der dritte nun darin findet, um so mehr der Grund seiner Seele war. Sie sind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme seiner Jugendtage, aber er wird nur auf diesem Wege ein Mann.

Wer Müllers Schweizergeschichte kennt, muß diese Briefe lesen, um sie noch besser zu verstehn; wer sie nicht kennt, muß sie lesen, um sich dafür empfänglich zu machen. Was Geschichte ist, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller sie behandelt.

Es klingt wie ein Mährchen, der längst verschwundne Anton Wall sey wieder auferstanden, und ergötze durch Erzählung von Bagatellen; und es ist auch wirklich eins, und zwar ein Persisches, Amathonte genannt. Eine Bagatelle verdient es zu heißen, und das ist keine Kleinigkeit: dabey ist es artig, schalkhaft, und oft von Französischer Leichtigkeit beflügelt. Gewisse Kunstrichter werden mehr Moral und Allegorie verlangen, während die, welchen ein Mährchen nichts ist als die gaukelnden Farben der Fantasie im vielfach geschliffnen Glase der Bizarrerie gebrochen, es vielleicht noch nicht orientalisch und feenhaft genug finden. In der anfangs gehegten Hoffnung, der Zauberer werde alle vier Brüder zum Besten haben, wird man getäuscht;

zu einigem Ersatz hat der eine Bruder den Zauberer zum Besten; der vierte wird am Schlusse gar vergessen. Die Sultanin Biribi mit den funkelnden Edelgesteinen von Augen geht durch die große Unschuld ihrer Liebe für Solmar aus dem Kostum heraus: nach den ersten Vertraulichkeiten erwartet man, sie werde sich ihrem Range gemäßer zu betragen wissen. — Jedem Autor ist zu wünschen, daß ihn die Fee Amathonte dreymal umarmen möge, und Anton Wall, der die reizende Sitte aufbringt, soll nicht von dem Wunsche ausgeschlossen seyn.

Es scheint nicht billig daß Lafontaine's Romulus (im zweyten Bande der Sagen aus dem Alterthum, eigentlich Sagen in das Alterthum hinein) nur als Romulus tout court angekündigt wird. Da er so vieles ist, dessen sich der wirkliche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde, sondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedsam, bis zur tugendhaften Pein verliebt, und bis zur Niederträchtigkeit großmüthig; so sollte dies auch auf dem Titel angedeutet seyn, und das Buch könnte nach dem Beyspiele älterer bey unsern ehrenfesten Vorfahren beliebter Romane Romuliseus und Romulisca heißen, oder der christliche Romulus. Zur Vignette die kleinen Zwillingsbrüder, von einem Schafe gesäugt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt würden, so dächte man gar nicht unter blinden Heiden zu seyn. Für die Liebhaber

der Rittergeschichten kommt Ilia nach einer neunzehnjährigen Gefangenschaft wieder an das Tageslicht, aus einem unterirdischen Kerker, der, mit den gehörigen Modifikazionen, ein wahres Burgverlies ist. Die Antiquare werden sich besonders über das Helmvisier freuen, das Romulus einmal herunterzieht um nicht erkannt zu werden. Es ist abscheulich, wie die Geschichte die ältesten Römer verläumdet hat: Romulus hat den Remus keinesweges erschlagen, sondern dieser weiche Jüngling hat sich aus Heroismus und Bruderliebe selbst entleibt. Auch bey dem verrufenen Raube der Sabinerinnen ist es so unschuldig und liebevoll zugegangen, daß sich die Engel im Himmel darüber freuen mußten. Nur Amulius ist und bleibt ein grausamer Tyrann. Romulus selbst wäre um ein Haar „kein Mensch geworden, weil er kein Sohn seyn konnte;" aber er kommt zu einer Familie, „deren Umarmungen mehr werth sind als alle Heldenthaten der Vorwelt," er lernt die schöne und sympathetisch gestimmte Hersilia kennen, findet seine Eltern wieder, und nun segnet sein Blick alle Völker; er lehrt seine räuberischen Hirten „ihre Eltern zu lieben, allen zu helfen und den Armen wohl zu thun;" ehe er sich in eine Schlacht einläßt, bittet er seine Feinde „zu bedenken, daß sie Menschen seyen." Hierauf erbaut er Rom, und gründet die sanften Sitten und friedlichen Gesinnungen, wodurch, wie man weiß, dieser Staat nachher so groß wurde, durch die allerweisesten Gesetze und Einrichtungen. Und das alles, versteht sich, ohne die geringste Einmischung von Verstand, bloß vermittelst des Herzens. Ja das

Herz, in der That — c'est un merveilleux instrument! wie Boufflers in seinem Gedicht darüber sagt. Und eine unversiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

Dem Dramaturgen Schink ist aus seinem Faust, an welchem er verschiedene Jahre gearbeitet, und wovon er in Zeitschriften Proben gegeben hat, unter den Händen ein travestirter Hamlet geworden. Man behauptet, es würde auf alle Fälle auch nur ein travestirter Faust geworden seyn. Aber freylich giebt es Travestien, die es sind ohne zu wollen, und andre die gern möchten und nicht können.

Als die beyden ersten Theile von Thümmels Reise durch das mittägliche Frankreich erschienen waren, bewunderte sie ein Bibliothekär der schönen Wissenschaften, der ihre Schönheiten weitläuftig ins Licht stellte, besonders als ein gerundetes und in sich beschlossenes Ganzes: nicht das geringste lasse sich weder davon noch dazuthun. Drey neue Theile, die einige Jahre nachher diesem Kunstrichter zum Possen erschienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber was meistens damit verbunden zu seyn pflegt, einen etwas zweydeutigen Ruf verschafften, ließen die Möglichkeit einsehen, daß es noch wohl eine Weile fortgesetzt wer-

den könne; und das jetzt erschienene sechste Bändchen beschließt man mit der Ueberzeugung, daß das Werk seiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch weit entfernt in dieser Art von Unsterblichkeit etwas furchtbares zu finden, wird man sich gern bequemen, von Zeit zu Zeit mit dem Vf. einen Streifzug in der Provenze zu machen, ja wenn hier der Stoff erschöpft seyn sollte, über das Meer setzen, und bis in die Barbarey nach unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Partien sind artig ausgeführt, aber in dem Ganzen ist nicht mehr Komposizion, als Zusammenhang unter den Abentheuern einer wirklichen Reise zu seyn pflegt, wo auch zuweilen eine reizende Aussicht für Stunden Weges durch die Haide entschädigen muß. Diese Sorglosigkeit der Verknüpfung äußert sich auch in kleineren Theilen: die eingestreuten Verse sind poetische Spaziergänge aufs Gerathewohl, und manchmal artet das Fortleiten der Gedanken an den Reimen in ein Englisches steeple-hunting aus. An drolligen Einfällen und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal scheint in kleinen Umständen etwas nicht richtig zu seyn, was dann der Anschaulichkeit in den Weg tritt, da doch der Romanendichter immer nur Großhandel mit Unwahrscheinlichkeiten treiben, im Detail aber äußerst sorgfältig und genau seyn sollte. — Wie sich ein Berlinischer Visitator und seine Nichten beym Anfange ihrer ersten Seefahrt, wodurch sie einer großen Erbschaft entgegen reisen, benehmen, erfährt man mit nicht geringem Behagen; allein die Diatribe des Landedelmanns gegen den guten Geschmack ist zugleich eine Sünde dagegen,

selbst nach Voltaire's toleranter Erklärung; denn sie ist langweilig. Ueberhaupt bleibt es dabey: Margot war die erste Liebe, und diese fühlt man nur Einmal.

Aus einem Briefe von Paris über Kotzebue's Menschenhaß und Reue. — „Seit einigen Wochen weint man hier, daß die Leinwand theuer werden möchte, und rathen Sie worüber? — Nichts als unsre alten ci-devant Thränen über Menschenhaß und Reue. Es wurde manches sehr gut gespielt, aber Eulaliens Rolle nicht zur Hälfte so edel und schön wie bisweilen von der Unzelmann. Das Aergste waren die heftigen Convulsionen, die mir ordentlich medicinisch merkwürdig schienen. Die Franzosen, denen eine solche Reue ganz unbegreiflich vorkommt, glauben bonnement, der weibliche Körper müsse dadurch wohl aus seinen Angeln gehoben werden, und so applaudiren sie unbändig; wie denn das Stück überhaupt einen ganz ekelhaften Beyfall erhalten hat. Von einem einzigen jungen Menschen hörte ich die sehr gesunde Kritik: Cependant je préférerois toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse.

Zum Beweis, wie wenig das Costum hier immer vortrefflich ist, will ich Ihnen nur anführen, daß der Menschenfeind schwarze Beinkleider, Stiefeln mit doppelten schwarzen Aufklappen, eine ganz lange scharlachene Weste, und einen altmodischen blauen

Rock mit einem kleinen Zopf hatte. Das heißt doch den Geschmack noch mehr hassen, als die Menschen!

Das Schauspielhaus erdröhnt vom Klatschen bey jeder moralischen Plattitude, die bey uns auf keine Pensionsmamsell mehr Eindruck machte. So jung ist das Volk hier, außerdem daß durch die vielfachen Revolnzionsgreuel die Tugend ihnen ganz pikant geworden ist."

Wenn man den Roman der Genlis, les voeux téméraires in einem Strich durchgelesen hat, mit allen ihren Künstlichkeiten und appretirten Tugenden und Delikatessen: so sehnt man sich ordentlich nach ein wenig derber Natürlichkeit und Härte, wie man sich nach einer Krankheit, in der man zu Habersuppen verdammt war, nach irgend einer Säure sehnt. — Die Langeweile, welche einen wegen der gänzlichen Abwesenheit des Witzes dabey ergreift, abgerechnet, ist das Buch weder so gut noch so schlecht als man es gefunden hat. Viel Fantasie aber ohne Blüthe und ohne Frischheit, alles wie im Treibhause getrieben; viel Kenntniß ihrer Welt, bonton, Galanterie, aber alles geschnürt und im Reifrocke. Die Charaktere werden immer erst beschrieben, und dann müssen sich die Menschen in diese Vorschrift einpassen, wie die Probe zu einem Rechnungsexempel. Die Heldin, eine völlige Engländerin, wie sie sich der übertreibenden Fantasie einer Französin darstellt, flieht alle mensch-

liche Gesellschaft mehrere Jahre lang: es wird aber doch sehr künstlicher Weise so eingerichtet, daß sie immerwährend gesehn und beobachtet wird; sie ist unaufhörlich von einem ihrer geheimen Anbeter unsichtbar umgeben, der ihre geheimsten Bewegungen sogar des Nachts in ihrem Zimmer bemerkt. Zwar liegt dieses so hoch, daß man von draußen nicht gradezu hinein sehn kann: aber der Liebhaber der Jahre lang weder schläft noch ißt, um in immer neuen Verkleidungen unaufhörlich um das Schloß zu schleichen, kann doch wenigstens am Schatten ihrer Gestalt und ihrer langen Haare, der am Plafond sichtbar ist, wahrnehmen, daß sie unruhig auf und abgehe. Auf jedem noch so einsamen Spatziergang muß sie entdeckt und gesehn werden. — Diese Eitelkeit ist mit der devotesten Ehrfurcht dargestellt und der Schleyer der ausgelassensten Prüderie über sie gehängt. Und welche Prätensionen an die Männer! Es ist naiv so etwas zu gestehen, als wäre es sehr tugendhaft. Die Darstellung in einzelnen Szenen ist von hinreißender Lebhaftigkeit: aber Thränenströme durchwässern das ganze Buch auf eine höchst traurige Art. Alles ist auf gut Parisisch künstlich darin: Felder und Wälder, Wasser und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, sogar die Kühe dieser Bauern und die ganze Natur. In dieser Krankenluft der Verhältnisse athmet die Liebe nur mit großer Beängstigung, und verwegen ist in dem Buche nichts so sehr, als daß es sich an die Liebe wagte. Seine moralische Absicht ist übrigens nur zu zeigen: daß es für einen Mann gefährlich sey, ein Maltheser

ferritter zu werden, von wegen des Keuschheitgelübdes; und daß eine Wittwe sich hüten muß, mit goldenen Buchstaben auf das öffentliche Denkmahl ihres verstorbenen Mannes zu schreiben, daß sie niemals die Frau eines andern werden wolle; weil beyde nicht sicher seyn können, ob es sie nicht einmal gereuen wird.

Die bisher in Deutschland gangbare Uebersetzung des Don Quixote war ganz spaßhaft zu lesen, nur fehlte — die Poesie, sowohl die in Versen als die der Prosa; und somit der Zusammenhang des Werks, in dem eben nicht viel mehr aber auch nicht weniger Zusammenhang ist wie in einer Composition der Musik oder der Mahlerey. Don Quixote's schöner Jähzorn und hochtrabende Gelassenheit verlor oft die feinsten Züge und Sancho nähert sich dem niedersächsischen Bauer.

Ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie wie Tieck muß es seyn, der diesen Mangel ersetzen und den Eindruck und Geist des Ganzen im Deutschen wiedergeben und nachbilden will. Er hat den Versuch angefangen und der erste Theil seiner Uebersetzung zeigt zur Genüge, wie sehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des Originals nachzuahmen, und so weit es möglich ist, zu erreichen. Auch viele Stellen von denen die fast unübersetzlich scheinen können, sind überraschend glücklich ausgedrückt.

Doch ist die Uebersetzung keineswegs in Einzelnen ängstlich treu, obgleich sie es in Rücksicht auf das Colorit des Ganzen auf das gewissenhafteste zu seyn strebt. Daher ist in den Gedichten der Nachbildung des Sylbenmaßes, welches beym Cervantes immer so bedeutsam ist, lieber etwas von der Genauigkeit des Sinns aufgeopfert. Was man hierin von dem Uebersetzer hoffen dürfe, sieht man aus dem meisterhaft übersetzten Gedichte S. 417. Auch in dem Gedicht des Chrysostomus ist der Ton des Ganzen sehr gut getroffen. Die Prosa scheint, je weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und spanischer zu werden; auch die einzelnen Härten werden seltner.

Es fragt sich also nur, ob der Leser wird in den Gesichtspunkt des Uebersetzers eingehn wollen, ob er sich mit einem Worte entschließen kann, den Don Quixote auch noch in andern Stunden als denen der Verdauung zu lesen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen macht, vorzüglich ernsthafte oder gar tragische Poesie so leicht nachtheilig wird. Wir wollen ihn also mit eben so viel Nachdruck als Ergebenheit gebeten haben, den Cervantes für einen D i c h t e r zu halten, der zwar im ersten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle seiner frischen Poesie aus des Witzes buntem Füllhorn in einem Augenblicke fröhlicher Verschwendung mit einemmale ausgeschüttet zu haben scheint; der aber doch auch noch andre ganz ehr- und achtbare Werke erfunden und gebildet hat, die dereinst wohl ihre Stelle im Allerheiligsten der romantischen Kunst finden werden. Ich meyne die liebliche und sinnreiche G a l a t e a, wo das Spiel des menschlichen Lebens sich mit bescheidner Kunst und leiser

Symmetrie zu einem künstlich schönen Gewebe ewiger Musik und zarter Sehnsucht ordnet, indem es flieht. Es ist der Blüthekranz der Unschuld und der frühsten noch schüchternen Jugend. Der dunkelfarbige Persiles dagegen zieht sich langsam und fast schwer durch den Reichthum seiner sonderbaren Verschlingungen aus der Ferne des dunkelsten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt freundlich in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt. Es ist die späteste, fast zu reife, aber doch noch frisch und gewürzhaft duftende Frucht dieses liebenswürdigen Geistes, der noch im letzten Hauch Poesie und ewige Jugend athmete. Die Novelas dürfen gewiß keinem seiner Werke nachstehn. Wer nicht einmal sie göttlich finden kann, muß den Don Quixote durchaus falsch verstehn. Daher sollten sie auch zunächst nach diesem übersetzt werden. Denn übersetzen und lesen muß man alles oder nichts von diesem unsterblichen Autor.

Da man schon anfängt, dem Shakspeare nicht mehr für einen rasend tollen Sturm- und Drangdichter, sondern für einen der absichtsvollsten Künstler zu halten, so ist Hoffnung, daß man sich entschließen werde, auch den großen Cervantes nicht bloß für einen Spaßmacher zu nehmen, da er, was die verborgne Absichtlichkeit betrifft, wohl eben so schlau und arglistig seyn möchte, wie jener, der ohne von ihm zu wissen, sein Freund und Bruder war, als hätten sich ihre Geister in einer unsichtbaren Welt überall begegnet und freundliche Abrede genommen.

Nur noch eine Bemerkung über die Prosa des Cervantes, von der ich schon vorhin erwähnte, daß auch Poesie in ihr sey, und daß der Uebersetzer ihren Charakter sehr glücklich nachgebildet habe. Ich glaube, es ist die einzige moderne, welche wir der Prosa eines Tacitus, Demosthenes oder Plato entgegenstellen können. Eben weil sie so durchaus modern, wie jene antik und doch in ihrer Art eben so kunstreich ausgebildet ist. In keiner andern Prosa ist die Stellung der Worte so ganz Symmetrie und Musik; keine andre braucht die Verschiedenheiten des Styls so ganz, wie Massen von Farbe und Licht; keine ist in den allgemeinen Ausdrücken der geselligen Bildung so frisch, so lebendig und darstellend. Immer edel und immer zierlich bildet sie bald den schärfsten Scharfsinn bis zur äußersten Spitze, und verirrt bald in kindlich süße Tändeleyen. Darum ist auch die spanische Prosa dem Roman, der die Musik des Lebens fantasiren soll, und verwandten Kunstarten, so eigenthümlich angemessen, wie die Prosa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Historie. Laßt uns die populäre Schreiberey der Franzosen und Engländer vergessen, und diesen Vorbildern nachstreben!

Versteht sich, die spanische Prosa des Cervantes. Denn dieser war wohl auch hierin einzig. Die Prosa seines Zeitgenossen Lope de Vega ist roh und gemein; die des wenig spätern Quevedo schon durch das Uebertriebene herbe und hart, und von einer kaum genießbaren Künstlichkeit.

Litterarischer Reichsanzeiger
oder
Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Künftige Schriften.

Ein Gelehrter, den unsre Nazion als den vielseitigsten Conrector verehrt, der bereits zwey Modejournale herausgiebt, und als Amanuensis eines berühmteren Schriftstellers einem dritten, etwas aus der Mode gekommenen, das Leben durch den Phosphor der Neuigkeiten fristet, der außerdem seine vielhändige Wirksamkeit über ein halb Dutzend Zeitschriften und Zeitungen verbreitet, ist zu einem ganz neuen Journal der Journalistik oder der Kunst Journale zu stiften und zu erhalten, entschlossen. Niemand wird bey der litterarischen Sitte unsers Zeitalters, seine Gedanken in schnell umlaufenden Heften zu kolportiren, die jeder Schriftsteller, der wirken will, mitmachen muß, an der Wichtigkeit dieser Kunst zweifeln, eben so wenig an der Befugniß des Herausgebers sie ans Licht zu stellen. Wie er überall klassische Brocken bey sich trägt und sie selbst auf den Putztischen der Damen auskramt, so, daß nicht selten auf den Schmetterlingsflügeln seiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Flüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäßigt; so heißt auch diesmal sein Motto:

Opportuna mea est cunctis natura figuris
In quamcumque voles, verte

Nur die schließenden Worte des Distichons: decorus ero, bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein Deutsches Journal fast nicht ohne einen mythologischen Namen bestehen kann, so daß beynahe der ganze Göttervorrath des Heidenthums, bis auf die Parcen und Furien nach, erschöpft worden ist, so dürfte vielleicht Vertumnus, von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über diese

Etrurische Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geschmeidige Biegsamkeit der Grundsätze das erste Erforderniß zu einem Journalschreiber ist: die Erscheinung nach Monaten sey symbolisch zu nehmen, und wie sich die Gestalt des Jahres mit dem Lauf derselben ändre, so habe auch ein Journal seine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie sich das oberflächliche Verdienst durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und schriftliche Bezeugungen unendlicher Devozion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie man eine weitläuftige Korrespondenz für seine Journale benutzt, indem die Leser selbst vor gleichsam ungesalznem Gewäsch einige Ehrerbietung bekommen, wenn London, Paris oder Rom darüber steht, weil es doch so weit hergereist ist und nothwendig viel Postgeld gekostet haben muß; wie man abgeschmackte Urtheile über die Kantische Philosophie ins Ausland schreibt und sie sich von dorther wieder zurück melden läßt; wie man beym Rezensiren, wo man anonym ist, niemals ermangelt seine eignen Schriften zu citiren, damit es doch irgend jemand thue; wie man ohne Schamerröthen Briefe und Aufsätze einrückt, in denen man selbst die derbsten Zurechtweisungen, ja Demüthigungen empfängt, und sie noch mit empfehlenden Anmerkungen begleitet; (z. B. man hat in einer Uebersicht der Englischen Litteratur, Oppositionsjournalen zufolge, manches in ein verächtliches oder feindseliges Licht gestellt, ein unterrichteter Engländer von entgegengesetzten Ansichten widerspricht, und läugnet alles grade zu, man befördert seine unpartenlichen Aussprüche nicht bloß zur Bekanntmachung, sondern erhebt in dem Prolog dazu ein Geschrey über die abscheuliche Verschwörung gegen die Meinung von der Englischen Nazion, die in Deutschland immer mehr überhand nehme u. s. w.) wie man sich ohne Beruf in alles mischt, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, sich über Künstler und Kunstwerke ein Urtheil zusammenhorcht, und dieses dann, wenn man eine große Autorität hinter sich zu haben glaubt, auf das zuversichtlichste und mit anmaßendem Enthusiasmus ausruft; wie man nach allen Seiten schiefe und leere Anprei-

fungen austheilt, bald des Schriftstellers oder des Buchhändlers oder des Kupferstechers, und die Wendungen dazu stets aufzufinden weiß, (vielleicht wird bey dieser Gelegenheit eine räsonnirende Uebersicht aller derer gegeben, die dem Herausgeber bisher auf diese Art verpflichtet zu seyn Ursache haben) sollten sie auch nur in Noten Platz finden können, wo die unterwürfige Gesinnung durch die Stelle auf der Seite und den kleineren Druck um so bildlicher wird; wie man, zu furchtsam, selbst einen Hieb zu versetzen sich dergleichen von seinen Correspondenten überschicken läßt, das im Text gesagte in der Note modifizirt, und die Modifikazion halb wieder zurücknimmt. Den unverhältnißmäßigen Umfang des eben geschlossnen Perioden mag der Umfang der Wissenschaft entschuldigen, wovon er doch nur einige Beyspiele liefert. Um mehre Zwecke auf einmal zu erreichen, wird die Kunst in vielen Worten wenig zu sagen, nicht besonders und theoretisch, sondern praktisch im Laufe des übrigen Unterrichts vorgenommen werden. Eben so die Theorie der pikanten Ankündigungen, die das Alte zur Neuheit adeln, und das Neue durch Altes aufstutzen müssen. Die gegenwärtige muß einem solchen Meister viel zu matt und unbedeutend scheinen. Wir schließen daher in der Zuversicht, er werde unsrer wohlmeynenden Ungeschicklichkeit zu Hülfe kommen, und in seinen sämmtlichen Journalen, und wo man sonst dergleichen einzurücken pflegt, unsre Ankündigung eiligst und nachdrücklichst ankündigen.

Der Herausgeber des Genius der Zeit und des Musageten stiftet Annalen der leidenden Schriftstellerey, nicht in zwanglosen sondern in nothgedrungnen Heften: eine Anstalt, deren Bedürfniß so allgemein gefühlt wird, daß sie großen Beifall finden muß. Allen Mühseligen, Beladnen und Zerschlagnen ist hiemit ein Lazareth geöffnet, wo sie wenigstens den Trost haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn sie auch dadurch nicht geheilt werden sollten. Hier werden einige von den bejahrteren Schriftstellern Klagen darüber anstimmen, daß das goldne Zeitalter

unsrer Litteratur noch nicht vorüber seyn soll; andre ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mislaune über die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik schmähen, die den Pelz wäscht und ihn wirklich naß macht. Die unerhörte Frechheit Einiger, ein eignes Urtheil zu haben, wird mit schwindelndem Erstaunen berichtet, Witz und Spott aber, als die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist, überall in die tiefste Hölle verdammt werden. Der Herausgeber selbst wird in einem Heft um das andre über eine Xenie wehklagen und schelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward. Man wird Nachricht von dem Tode solcher Weltweisen ertheilen, die an einer einzigen wider sie gerichteten Zeile vor Gram gestorben sind. Da das Schrift-stellen wie billig in seiner weitesten Bedeutung genommen wird, so können auch Schulknaben ihre ungerecht beurtheilten Exercitia hier abdrucken lassen, um die Welt zwischen sich und ihren Präzeptoren zum Richter zu machen. Man schmeichelt uns, es werde vom Athenaeum auf eine oder die andre Art in diesen Annalen die Rede seyn.

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe. Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bey dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird.

Nachdem Hr. Hofrath Hirt durch seinen Versuch über das Kunstschöne (Horen 97. St. VII.) die Welt aus der Verworrenheit der bisherigen Theorien gerettet, indem man nun klar einsieht, wie schön von scheinen herkömmt, und daß „alle unsre angenehmen Empfindungen entweder das Wahre, das Gute oder das Schöne zum Grunde haben:“ (wenn man bei einer

Vorlesung des Hrn Hirt einschläft, aus welcher der drey Quellen mag diese angenehme Empfindung wohl herfließen?): so wird er eine vollständige Geschichte der bildenden Künste bey den Alten geben, worin er zeigen wird, daß die Charakteristik der Haupt grundsatz derselben gewesen sey. Dieses merkwürdige Prinzip, welches er während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien entdeckt, und bis jetzt nur noch in drey Abhandlungen eingeschärft hat, besteht darin, daß in der alten Kunst ein Pferd völlig wie ein Pferd, ein Centaur wie ein Centaur abgebildet würde; dazu kam noch „die Individuellheit der Attitüde:" (Archiv 98. St. XI. S. 439.) eine Venus nahm „den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit" vor, (Horen 97. St. X. S. 19.) u. s. w. Dem zufolge hätten wir in den Bemerkungen über Hrn Hirts Kunstkennerschaft, ganz unverhoffter Weise ein Kunstwerk im Griechischen Styl geliefert, welches uns sehr erfreulich ist. Wir sind auch darin dem Beyspiel der alten Künstler gefolgt, daß wir uns bey der Wahl des Gegenstandes nicht durch das Wohlgefällige haben bestimmen lassen, (ebend. S. 24.) da uns vielmehr jene alten Medusenköpfe „mit vorreckender Zunge und gewaltigen Verzerrungen (Archiv. S. 449) vorschwebten. Hr. Hirt (S. 437) „wollte sich auch in die Reihe der Aesthetiker stellen, und ein Wort zu Männern als Mann sprechen"; ein Widerspruch war ihm daher äußerst befremdlich und störend. Er muß sich nur ja nicht aus der Fassung bringen lassen, sondern im beredten Vortrage seiner geschmackvollen Lehren über die alte Kunst fortfahren, so wird die Tugend (welche „schön machet", und beyläufig zu bemerken, „in Ausübung bestehet", Horen St. VII. S. 12) am Ende „eine Lichtkrone um das Haupt des unerschütterten Tugendhaften formiren."

Der Verfasser der Borussias ist eben am hundert zwey und funfzigsten Gesange seiner Jenischias, eines Heldengedichtes in Hexekontametern, das fortgesetzt wird. In diesem Gesange beschreibt er, wie er einmal als Studium zur Borussias alle seit

Erschaffung der Welt geschriebnen Heldengedichte in vierzehn Tagen durchgelesen. Seine berühmte Fehde mit dem Magister Reinhard wegen einer Briefverfälschung hofft er in zehn Gesängen abzuthun; die Vergleichung von vierzehn Sprachen zum Behuf einer Preisaufgabe der Berliner Akademie ebenfalls. Die Erfindung der gestirnten Oden, nämlich solcher, die häufig durch drey Sternchen in Absätze gesondert werden, weil sie in einem Striche fort zu langweilig seyn würden, (Berl. Archiv 99. St. I.) soll einstweilen den Beschluß machen.

Preis = Aufgaben.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerley fremde Geister gesehn, und wünscht sehnlich nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen.

Derjenige, welcher beweisen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabsicht bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die *Urania des Herrn von Ramdohr* zu Ende gelesen habe, soll zur Prämie die *aesthetischen Versuche des Herrn von Humbold* erhalten. Wer die Lectüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält *zwanzig* noch ungedruckte *Gedichte von Matthison.*

Medicinische Anzeige.

Das Philosophiren ist eine bekanntlich zwar nur seltene, aber in allen Gestalten, welche sie annimmt, höchst bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine auszehrende und besonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Wasserscheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfähigkeit, verständliche Werke

und mäßiges Räsonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anstand und Geschmack zu genießen: das sind die gewöhnlichsten Uebel, die aus dieser Quelle entspringen, und die jeder verständige Mann, der das Glück der Gesundheit zu schätzen weiß, nicht ohne das innigste Mitleid ansehen kann. Leider ist es bekannt genug, daß überdies viele ganz gesunde junge Leute sich einbilden, an dieser Krankheit daniederzuliegen, und daß diese sonderbare Art von Hypochondrie, deren Ursache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unsers Jahrzehends gesucht worden ist, dem litterarischen Gemeinwesen eben soviel gute Köpfe entzieht, als die Krankheit selbst. Man glaubt daher allen, denen das Beste der deutschen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn man sie auf ein gegen beide Uebel, die leider oft ganz falsch behandelt werden, bewährtes Mittel aufs neue aufmerksam macht. Es ist dieses die bereits rühmlich bekannte

antiphilosophische Latwerge,

von deren großem Nutzen in den verwickeltsten Fällen die glaubhaftesten Zeugnisse beigebracht werden können. Noch ist es keinem Chemiker gelungen, die wahren Bestandtheile dieses im Grunde sehr einfachen Mittels zu entdecken, indem sich alle durch einen Geschmack nach gesundem Verstand und reifer Erfahrung, der diesem Medikament sehr künstlich beigemischt ist, haben hintergehen lassen, und das Publikum wird hiemit vor allem, was darüber verbreitet worden ist, nachdrücklichst gewarnt. Ein Theil desselben hat sich zwar über die widrige Zähigkeit und das große Volumen dieser trefflichen Arzenei beschwert; man kann aber auf Glauben versichern, daß wegen des Aufbrausens, welches bei der Composition nicht zu vermeiden ist, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und diese Eigenschaften vielmehr die Kennzeichen der höchsten Güte und Vortrefflichkeit sind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen sucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Nikolais Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabricirt, und ist in allen Buchhandlungen und Trödelbuden in Commission zu haben; die

ganze Portion in 17 Bänden kostet 5⅔ Rtl.; halbe Portionen ohne die Reisebeschreibung 2⅔ Rtl. Besondere Gebrauchszettel sind nicht nöthig, da man die Dosis nicht leicht zu stark nehmen kann, und es ist im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diät zu halten ist, und man sich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard, als schweißtreibender Mittel, bedienen kann.

Dienstentlassung.

In Erwägung

daß niemand sich mit Erfolg über das Zeitalter lustig machen kann, als wer auf der Höhe desselben steht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn sie sich herausnimmt, über die Philosophie zu spotten;

daß in einem Zustande, wo gewisse Vorstellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen französischen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Rosbach aufhören kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen sind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatisten billig erwartet, sie werden die Schärfe ihrer Censur gegen sich selbst richten, und ihre unnützen Papierschnitzeln, statt sie in alle Taschenbücher und bis in den litterarischen Anzeiger ausfliegen zu lassen, an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Loos der menschlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall, wegen Abgang der zum Versifiziren nöthigen Geschmeidigkeit, auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

ist, mit Anerkennung der vieljährigen geleisteten Dienste, und Beibehaltung aller Titel und Besoldungen der Witz des Hofrath Kästners gnädigst in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt worden.

Merkwürdiger Scheintod.

Bekanntermaßen war die Berlinische Monatsschrift nach einer langwierigen Zehrung und Austrocknung aller Säfte, welche sich selbst auf das Gehirn erstreckte, fast unmerklich entschlummert. Alles war schon zur Beerdigung veranstaltet, die Leidtragenden, als die Herren Biester, Gedicke, Nicolai, hatten sich versammelt und waren eben beschäftigt, Berlinische Blätter auf den Sarg ihrer zärtlich geliebten Freundin zu streuen, als sie ganz unverhoffter Weise Zeichen des Lebens gab, sich aufrichtete und ihre väterlichen Verpfleger wieder erkannte. Was noch mehr Verwunderung erregte, war, daß sie sogleich in denselben Gesprächen fortfuhr, unter denen sie verschieden war. Wie sie immer die Aufklärung darein gesetzt hatte, keine Gespenster zu glauben, beschäftigte sie sich vor allen Dingen mit Untersuchung einer vorgefallnen Spukgeschichte, lies Winke über den Kryptokatholizismus fallen, und äußerte viel Berlinischen Patriotismus, der sich immer auf Zahlen, Mortalitäts-Listen und dergl., bezog. Franklins moralischen Küchenzettel, nach welchem er wöchentlich Eine Tugend zur Hauptschüssel machte, die übrigen aber nur in Assietten servirte, erklärte sie für den Gipfel menschlicher Weisheit. Kurz sie lebte nicht nur, sondern es war auch völlig die alte wieder. Dieses merkwürdige Beyspiel wird zur Warnung vor allzu schleuniger Beerdigung bey ähnlichen Todesfällen, die etwa bald bevorstehen möchten, bekannt gemacht. Zwar behaupten einige junge Aerzte, die vermuthlich dem Brownschen System anhängen und sich durch Paradoxien auszeichnen wollen, seltsamer Weise: es sey hier gar nicht von einem Scheintode, sondern vielmehr von einer Scheinbelebung die Rede.

Berichtigung.

Durch einen Druckfehler steht auf dem Titel eines der neuesten Werke von Jean Paul: Palingenesien. Es soll Palillogien heißen.

Personen, so gesucht werden.

Man wünscht einen Mann von gesetzten Jahren, der nie in seinem Leben einige Erwärmung von einem Werke des Genie's verspürt, überhaupt gegen alle Originalität eine innerliche Abneigung hegt, beyläufig einige Verse gemacht hat, auch bereit ist, den Eid auf die symbolischen Bücher der Korrektheit, als Batteux von Ramler übersetzt u. s. w., abzulegen, und übrigens eine leserliche, fließende und weitläuftige Hand schreibt, als Mitarbeiter der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften gegen ein mäßiges Honorar zu engagiren. Anderweitige Emolumente bey der Stelle sind, daß er die Komödien und politischen Schriften des Buchhändlers und Magisters Dyck gratis erhält, auch auf Verlangen zum Leipziger Magister kreirt werden soll.

Entdeckung.

Herr Fr. Nicolai hat letzthin in einer der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des transzendentalen Idealismus, einen auf eigne Beobachtung gegründeten und also unumstößlichen Unterschied zwischen Erscheinungen und Dingen an sich erörtert. Verschwindet etwas, wenn man sich sechs Blutigel an den After setzen läßt, so ist es eine bloße Erscheinung; bleibt es, so ist es eine Realität oder, welches in seiner Sprache einerley gilt, ein Ding an sich Ungeachtet nun der Akademist sich durch jenes Mittel von einem kranken Zustande, während dessen er allerley Phantasme vor sich herumwandeln sah, gründlich geheilt glaubte, so wollten doch einsichtsvolle Kenner bemerken, daß in der Abhandluug die eigne „lebhafte Einbildungskraft" des Verfassers herumspuke, die offenbar kein Ding an sich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erscheinung, sondern lediglich ein Phantasma sey. Man beschloß also, die Kur zu erneuern, und die Blutigel wurden sogleich noch einmal applizirt. Dies hatte den gewünschten Erfolg: der Pa-

zlent erkannte nun, daß das, was er bisher für seine lebhafte Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden gewesen; er gestand auch mit vieler Beschämung, daß seine neueren Schriften, worin er sich wie ein Blutigel an die Werke der vortrefflichsten Zeitgenossen, eines Göthe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, u. a. anzusaugen versucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtseyn verknüpften Nachahmung des Arzneymittels, welches ihm fehlte, entstanden seyn müßten, und bat, das Andenken dieser Krankheits-Symptome wo möglich auszulöschen. Die Akademie will dem Vernehmen nach das ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publicums zu entziehen, und sie in dieser Absicht unter ihre eignen Mémoires aufnehmen.

Anfrage.

Man wünscht belehrt zu werden, wie sich eine gelehrte Zeitung ohne alle Anonymität einrichten ließe. Es ist zwar nicht unbekannt, daß kürzlich bey einer solchen Anstalt die Nennung der Recensenten zum Gesetz gemacht worden; dies hat aber zur Folge gehabt (was man eben vermeiden möchte), daß plötzlich sowohl die recensirten Schriften als die darüber gesagten Dinge anonym wurden; die vielen anonymen Namen der Beurtheiler nicht einmal gerechnet.

Sachen, so zu verkaufen.

Bei der allgemeinen Revision einer Handlung ergiebt es sich bisweilen, daß sehr gute Artikel von altem Schrot und Korn auf dem Lager geblieben sind, bloß deswegen, weil das belehrungliebende Publikum nicht weiß, daß sie noch zu haben sind. Als einen Anhang zu seiner Handbibliothek macht Herr Fr. Nikolai hiemit bekannt: daß noch für junge Gelehrte eine ansehnliche Parthie von seinen überverdienstlichen Jahren zu haben ist, die er mit verhältnißmäßigen Portionen von seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem Streben mit der Zeit fortzuschreiten, indem diese Artikel nicht getrennt werden dürfen, zusammen verkaufen will: alles aus Liebe zur deutschen Litteratur und besonderer Umstände wegen, auf kurze Zeit um einen sehr billigen Preis.

Buchhändler-Anzeige.

The last dying speech of a malefactor sentenced to death by the high court of philosophy, oder: Glaubwürdiger Bericht von der langen Verstocktheit und endlichen reuevollen Bekehrung des zum litterarischen Tode verurtheilten Nicolaus Saalbader, nebst den beweglichen Reden, so er auf dem Wege zum Richtplatz geführt, ist in allen Buchhandlungen für 3 Kreuzer zu haben.

Neue Fabrik.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunst erfunden, aus den Fasern von Heidekraut, Disteln, Binsen, Mauerpfeffer u. dergl., einen etwas groben jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von seiner Hand, sie stellen theils einheimische Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Größe der Blätter, sondern mit allen Staubfädchen und Pünktchen auf das genaueste abgebildet sind, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfässer, Kinder-Stühlchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. s. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche gemacht, da er diese aber verschiednen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschlossen, die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und besonders Landpredigers-Töchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

Ankündigung.

Auf dem nicht vorhandenen Nazional-Theater der nicht vorhandnen Hauptstadt der nicht vorhandnen deutschen Nazion wird bey der Eröffnung aufgeführt:

Kotzebue in England,

oder

die Auferweckung der schlummernden Plattheit,

eine weinerliche Posse in fünf Aufzügen, nebst einem Prolog gesprochen

von

W. Shakspeare.

— — O Hamlet, welch ein Abfall!
Von mir, deß Liebe von der Aechtheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure ging,
Den ich bey der Vermählung that, erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Armselig gegen mich!
Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung;
So Lust, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und hascht nach Wegwurf. —

Als Nachspiel:

Der Deutsche Jakobinismus,

oder

Abbé Barruel im Tollhause.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus **Wieland** in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.





